This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3433 07437345 1

(Ehrmann)
QOL

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
NEW YORK
LIBRARY.
LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

in Mann von der Inſel Sandwich

Beytrag
zu einer redenden
Naturlehre
und
Phyſiognomik
der Menſchheit.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK

Theophil Friedrich Ehrmann

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei C. Weigel und Schneider.
1786.

Vorrede.

Vor vier Jahren gab Hr. Fr. Ekkard in Koppenhagen, (damals noch zu Göttingen) in eben dieſer Verlagshandlung eine neue Sammlung Indiſcher Völker heraus, welche Beifall fand, ob ſie ſchon blos die hier zuerſt abgedruckten zwölf Abbildungen enthielt, die nach Originalzeichnungen geſtochen worden. Ein Verwandter des ehemaligen Artillerieofficiers J. W. Vogel, theilte ſie Hrn. Ekkard mit, der ſie für ſeine 1704. zu Altenburg (aber ohne Kupfer) herausgegebene zehnjährige Oſtindianiſche Reiſe-

beſchreibung beſtimmt waren. Da von erwehnter Sammlung eine neue Auflage erforderlich war, ſo gab dieſes Gelegenheit, nicht nur erſtere zu erweitern, ſondern auch mehrere Abbildungen fremder Völker, in ſelbige aufzunehmen.

Die neueſten Entdekungen eines Cooke, Ellis, Forſter, Meiners, Sonnerat, Marion, Höſt, Tiefenthaler, Kämpfer, Cranz, u. a. m. geben erwünſchte Nachrichten an die Hand, wodurch man den Unterſchied zwiſchen ſo genannten Morgen- und Abendländern und deren Bewohner näher erkennen lernet.

Die Abbildungen, die wir dieſesmal geben, konnten freilich für ihren wohlfeilen Preiß, keine le Brünſche Charaktergeſichter ſeyn; jedoch werden ſie dem Wunſche vieler Leute von eingeſchrenktem Vermögen entſprechen, gute, deutliche, nach Originalzeichnungen

gen

gen geſtochene Abbildungen in wohlfeilen Preißen zu beſitzen.

In den Kosmologiſchen Unterhaltungen ſind Nord-Aſiater unter dem unrichtigen Namen Tatarn (Tab. II. F) und weniger Oſtindier, wozu auch Sineſer gerechnet ſind, (Tab. II. C) abgebildet.

Beſchreibungen dazu dünkten dem Hrn. Verfaſſer nicht nöthig, weil die Bilder vor Augen liegen; Und dennoch ſcheinen ſolche für manche Junge und Alte, in ſo weit wünſchenswerth, damit ſie die eigenen Namen der Kleidungsſtücke, der Waffen und der Materialien woraus alle gemacht ſind, beſonders aber ihre Charaktere kennen lernen, wenn ſolche ſchon in größern Büchern ſtehen. Da aber viele ſolcher Namen bis jetzt noch nicht aufgezeichnet ſind; ſo können wir ihre Neubegierde auch nicht hinlänglich befriedigen: Wir werden aber bey einer Fortſetzung künftig darauf bedacht ſeyn.

Vorrede.

Im Vorbeygehen wollen wir auch hier, ein paar Abbildungen in den Kosmologiſchen Unterhaltungen beſchreiben; um eine vollſtändigere Kenntniß der ſogenannten Oſtindier, und anderer Völker zu befördern.

Durch mehrere dergleichen Unterſuchungen, wird nun wohl die Meynung der Philoſophen beſtättigt werden (man ſehe Herders Ideen) daß alle Völker übel und wohl gebildete Zwerge und Rieſen, träge und muntere, ſanfte und wilde, von noch ſo verſchiedenen Charakteren, ſo vielfältig ſie auch ſind; dennoch alle aus einer Wurzel und von einem einzigen Adam entſtanden ſeyn können.

Der Herausgeber.

1. Ein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1.

Ein Man-tſchu.

1. Ein Man-Tſchu.

Der erſte hier abgebildete Mann iſt ein Man-Tſchu, einer aus dem kriegeriſchen Volke, das vor mehr als 100 Jahren das uralte Reich Sina eroberte. Alle ſollen wohlgebildet, und theils ſchön ſeyn. Das Geſicht in unſerm Originalgemälde hat rothe Wangen, iſt alſo vermuthlich auch an Farbe der Haut den Nordeuropäern ähnlicher, als andre Süd- oder Oſt-Aſiater. Den über den Mund herabhängenden Zwickelbart tragen auch die Mongolen und Tatarn. Das Haupthaar läßt ein Man-Tſchu, bis auf einen hintern Schopf, wegſcheeren; und trägt darüber eine runde Dachförmige Mütze. Sein Unterkleid hat änge Aermel mit zugeſpitzten Aufſchlägen vor den Handknöcheln; und wie ein Hemd hängt es bis an die Knie. Das Oberkleid hat weitere Aermel, die nur bis zum Ellenbogen reichen; es läßt den Hals bloß, und

hängt nicht weit über die Hüften. Der Gürtel trägt zur Linken einen breiten Ellen-langen Säbel; und von der linken Schulter hängt ein Wehrgehäng mit Pfeilköcher und Bogen zur Rechten hinterwärts herab. Die Hoſen reichen ſo tief über die Knie, daß die kurzen Stiefel darüber hinauf gezogen werden; deren Schäfte überall gleich weit, und die Schuhe in groſſe Schnäbel auslaufen.

2. Ein Perſer.

Der Perſer trägt auch lange Hoſen und kurze Stiefel; ſelbige aber ſchlieſſen zierlich an die Beine und Füſſe, und ſind gewöhnlich von gelbem Saffian, welches Leder hier am ſchönſten und dauerhafteſten gefärbt wird. Die Weſte, Cabai, mit langen Aermeln und zugeſpizten Aufſchlägen, reicht faſt bis an die Knie; und an ihrem Gürtel hängt ein kurzer breiter Säbel. Darüber ein weiterer Rock, Courdi, bis an die Knie, mit kurzen Aermeln; welche ſowol als die Länge des Rocks, mit Knopflöchern und Borten beſezt ſind. Wider Kälte dient zuweilen ein längerer Rock mit Aermeln, Cadebi, mit Marderfellen bebrämet, oder auch ganz gefüttert. Sonſt trägt ein Perſer den Hals nackt, über dem Munde einen Knebelbart, das Haupthaar beſchoren, und darüber eine groſſe gewickelte Kopfhülle, Tulban, von weiſſer Leinwand; deren durchgezogne Enden oft reich geſtickt ſind; und woran

vorne

2.

Ein Perſer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

gen geſtochene Abbildungen in wohlfeilen Preißen zu beſitzen.

In den Kosmologiſchen Unterhaltungen ſind Nord-Aſiater unter dem unrichtigen Namen Tatarn (Tab. II. F) und weniger Oſtindier, wozu auch Sineſer gerechnet ſind, (Tab. II. C) abgebildet.

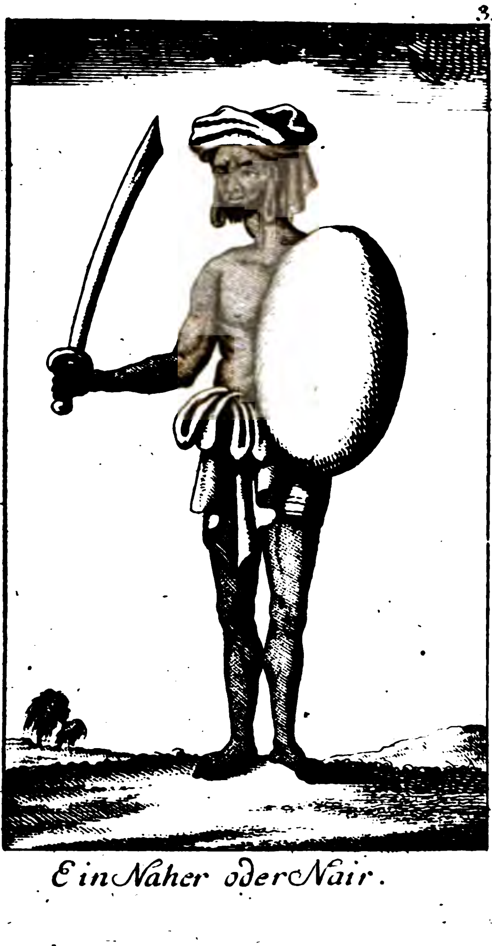
Beſchreibungen dazu dünkten dem Hrn. Verfaſſer nicht nöthig, weil die Bilder vor Augen liegen; Und dennoch ſcheinen ſolche für manche Junge und Alte, in ſo weit wünſchenswerth, damit ſie die eigenen Namen der Kleidungsſtücke, der Waffen und der Materialien woraus alle gemacht ſind, beſonders aber ihre Charaktere kennen lernen, wenn ſolche ſchon in größern Büchern ſtehen. Da aber viele ſolcher Namen bis jetzt noch nicht aufgezeichnet ſind; ſo können wir ihre Neubegierde auch nicht hinlänglich befriedigen: Wir werden aber bey einer Fortſetzung künftig darauf bedacht ſeyn.

welche die Wohlgeſtalt des Körpers erheben. Der wollüſtige Perſer ſalbet, der romantiſche theilt ſeine Zeit in Ergötzungen und Spiele, er färbt ſein Augenbraun, kleidet ſich in eine den Wuchs erhebende Kleidung. Er beſitzt ſchöne Wohlgeſtalt, ſanftes Gleichgewicht der Neigungen und Seelenkräfte.

3 u. 4. Ein Nair und ſeine Frau.

Ein Naher oder Nair, das iſt, ein Adlicher auf der Küſte Malabar, mit ſeiner Frau. Dieſes braune Volk, in einem der heiſſeſten Erdſtriche, ſoll vorzüglich ſchön gebildet ſeyn. Der Mann in unſerm Original hat zwar einen langen ſchiefen Hals; das kann aber wohl von ſchlechter Zeichnung kommen. Vielleicht gehört es dort auch mit zur Schönheit, den Hals lang zu recken, ſo wie man es mit den Ohren macht, deren Lappen faſt bis auf die Schultern herabhängen müſſen. Unſer Nair trägt einen ſtarken Bart am Kinne; und eine Art von Tulban, deſſen Enden hinten herabhängen. Die Frau hat ihr Haar Schneckenförmig aufgebunden; und trägt keine weitere Bekleidung, als eine Art von Hoſe bis auf die halben Lenden, und ein gröſſeres Gewand über beide Schultern, das Kehle und Bruſt bloß läßt, über den Hüften durch einen Gürtel gehalten wird, und etwas tiefer herabhängt, indem die Enden zierlich rund gezackt ſind, (wenn anders die hangenden Zacken nicht ein beſonderer

Schurz



Ein Naher oder Nair.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

4.

Die Frau eines Nair.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Singalees.

Schurz ſind, denn hievon ſteht nichts aufgezeichnet.) Der Mann trägt bloß um die Hüften einen Schurz; am Gürtel einen breiten Säbel; und zum Gefechte einen länglich runden Schild am linken Arme. — Aus dieſem Adel beſtehn übrigens nicht nur die Leibwache dortiger Fürſten, ſondern auch die Bedeckungen der Reiſenden, die für geringen Sold ſich auf die ſtandhafteſte Treue ihres Beſchützers verlaſſen können. Die Nairs machen den Kriegesſtand aus; ſie gehen immer bewafnet, und unterſcheiden ſich von den übrigen, durch ihr grobes trotziges weſen. Die jungen Mädchen tragen bis zur Mannbarkeit den Buſen blos, dann aber bedeckt, doch entblöſen ſie ihn aus Höflichkeit gegen Europäer und Leute von einer vornehmen Klaſſe. Die Verheyratheten aber haben ihn ſtets entblößt.

5. Ein Singalees.

Ein Singalees, oder Bewohner der groſſen Zimmetinſel Celan, iſt auch wohlgebildet, und ſoll Europäern ähnlicher ſehen, als die übrigen Völker Indiens. Er trägt eine Hoſe bis auf die halbe Lende; und läßt vom Gürtel viele Schleifen und Enden Tuch herabhängen. Hierüber eine kurze ange Weſte mit angen Aermeln; und zur Linken einen ſehr kleinen Säbel. Eine Lanze iſt ſein Gewehr; und eine ſpitzige Mütze ſeine ganze Kopfzierde. Uebrigens iſt

dieſes

dieſes Volk reinlich, keuſch, ernſt und ſtolz; aber auch ſehr höflich.

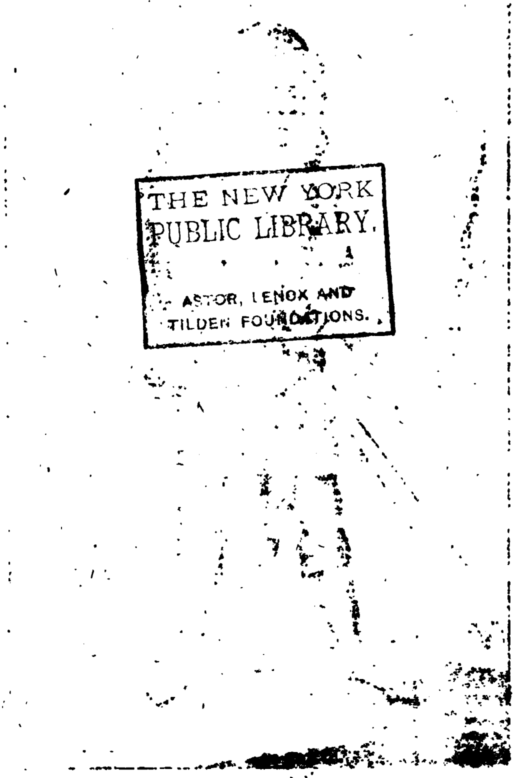
6 und 7. Ein Malaier und ſeine Frau.

Ein Malaier von der ſogenannten goldnen Halbinſel Malacca, mit ſeiner Frau. Ein ſolcher Mann trägt Hoſen bis auf die Waden und darüber einen Schurz, deſſen Schleife zur Linken und die Enden des Tuchs vorne lang herunter hängen: im Gürtel aber zur Rechten einen geflammten Degen, Kris. Eine kurze weite Weſte mit weiten Aermeln, vor der Bruſt offen, macht ſeine übrige ganze Kleidung aus. Im linken Arme trägt er gewöhnlich ein Paar Lanzen und am Arme einen länglichrunden Schild. Das herabhängende ſchwarze Haupthaar iſt mit einer groſſen gewundenen Kattunbinde umbunden, wovon eine Schleife mit langen Enden zur Linken herabhängt. — Die Frau bindet ihr Haar bloß in zwey Knollen hinten zuſammen. Ein weites Wammes mit langen Aermeln hängt ihr bis über die Hüften; und über die linke Schulter hängt ein langes Kattuntuch, das vermuthlich zuweilen zum Schleier dienet. Ihre Hoſe reicht bis unter die Waden; und darüber hängt ein kürzerer Schurz, auch wohl deren zwey. — Uebrigens käuet man hier zum Vergnügen Betelblätter, und die Männer rauchen Taback aus langen lackirten Röhren

mit

6.

Ein Malaier.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Frau eines Nair.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

mit ſteinernen Köpfen. Sie ſind ſehr ſchlau im Handel; und die erfahrenſten Schiffer und Fiſcher, mit deren Fahrzeugen auch Europäer in dortigen Inſelmeeren kurze Reiſen machen. Ihre gemeinen Kriegsleute tragen länglichte platte Mützen: deren Anführer aber Helme mit Federbüſchen, auch vorne mit Büffelshörnern. Die Malayer ſind ſtark zur Empörung geneigt; die von Natur ſchon wilden Malayen lieben ſehr das Opium, dieſes Getränk machet ſie raſend; wenn ſie eine gewiſſe Menge davon genoſſen, ſo ſind ſie ganz Auſſer ſich, und gehen in den Tod; welches man Tollheit nennen könnte. Sie laufen durch die Gaſſen mit einem Meſſer in der Hand, und ſchreien Amok; d. i. ich bringe alles um! In dieſem Zuſtande ſtehen ihnen die Augen voll Feuer aus dem Kopf hervor, der Mund ſchäumt, ſie werfen mit beyden Armen um ſich, und tödeten alles, was ihnen in den Weg kommt. Jedermann fliehet, man ſchließet die Thüren vor ihnen zu; wenn der Gouverneur ein Detaſchement gegen ſie beordert, ſo ſtürzen ſie ſich, ehe ſie den unvermeidlichen Tod ausweichen, aus Tollheit in die Bayonetten, bis ſie tod niederfallen. Man findet in Malakka wirkliche Menſchenfreſſer, und noch eine andere Art Geſchöpfe, die weiter nichts als die Geſtalt vom Menſchen haben. Sie halten ſich auf Bäumen auf, und wenn jemand vorbey gehet, ſo kommen ſie herab, und freſſen ihn.

Es

Es iſt zu verwundern wie die Holländer mit ihnen auskommen können. Die Sprache der Wilden iſt unbekannt. Die Sprache der übrigen Maleyen aber iſt die ſanfteſte von der Welt.

8. 9 u. 10. Ein Dſjavaner mit ſeiner Frau, und noch eine reichere Dſjavanerinn aus Batavia.

Das Paar in den Kosmologiſchen Unterhaltungen Tab. II. C. 1. 1. ſcheint noch reicher, oder mehr Europäiſch gekleidet: aber auch vielleicht zu ſehr verſchönert.) Sie ſind faſt den Malaiern gleich gekleidet: nur gehen Aermere auch mit dem Oberleibe und den Armen nackt. Der Mann trägt zur Rechten im Gürtel den Kris, oder geflammten Dolch, und in der Hand eine Lanze mit geflammter Spitze. Einen Schild hat der unſre nicht: ſondern nur eine platte Korbförmige Mütze. Dieſes Volk käuet auch gern Betel, und iſt in der Schiffahrt geſchickt; ſeine ſchnellen halbmondförmigen Fahrzeuge nennen die Niederländer Vliegers.

8.

Ein Dsjavaner.

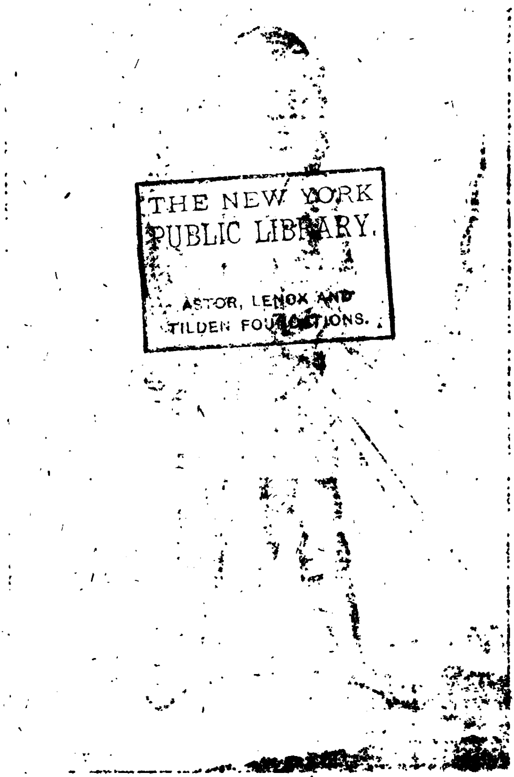
dieſes Volk reinlich, keuſch, ernſt und ſtolz; aber auch ſehr höflich.

6 und 7. Ein Malaier und ſeine Frau.

Ein Malaier von der ſogenannten goldnen Halbinſel Malacca, mit ſeiner Frau. Ein ſolcher Mann trägt Hoſen bis auf die Waden und darüber einen Schurz, deſſen Schleife zur Linken und die Enden des Tuchs vorne lang herunter hängen: im Gürtel aber zur Rechten einen geflammten Degen, Kris. Eine kurze weite Weſte mit weiten Aermeln, vor der Bruſt offen, macht ſeine übrige ganze Kleidung aus. Im linken Arme trägt er gewöhnlich ein Paar Lanzen und am Arme einen länglichrunden Schild. Das herabhängende ſchwarze Haupthaar iſt mit einer groſſen gewundenen Kattunbinde umbunden, wovon eine Schleife mit langen Enden zur Linken herabhängt. — Die Frau bindet ihr Haar bloß in zwey Knollen hinten zuſammen. Ein weites Wammes mit langen Aermeln hängt ihr bis über die Hüften; und über die linke Schulter hängt ein langes Kattuntuch, das vermuthlich zuweilen zum Schleier dienet. Ihre Hoſe reicht bis unter die Waden; und darüber hängt ein kürzerer Schurz, auch wohl deren zwey. — Uebrigens kauet man hier zum Vergnügen Betelblätter, und die Männer rauchen Taback aus langen lackirten Röhren

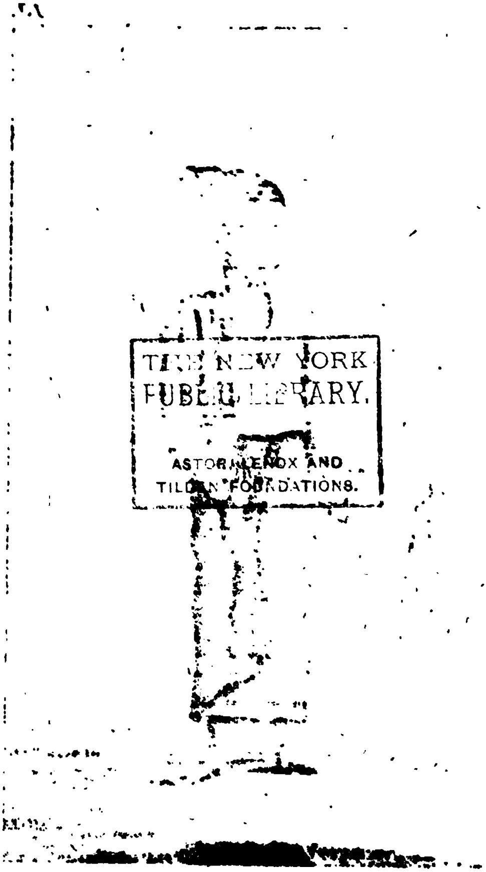
mit

Eine Dſjavanerinn.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau zu Batavia.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Macaſſar.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Macaſſarinn.

11 u. 12. Ein Macaſſer mit ſeiner Frau.

Ein Macaſſar, oder Bewohner der Inſel Celebes, mit ſeiner Frau. Leztre unterſcheidet ſich von der Malaierinn nur durch einen weitern Schurz, und durch den Mangel der Aermel. Der Mann aber trägt bloß einen Schurz bis auf die Waden; im Gürtel zur Linken einen kurzen breiten Säbel oder Dolch; am linken Arme einen länglichrunden Schild, und in der Rechten eine Lanze. Sein ſtarkes ſchwarzes Haupthaar hängt bis in die Kniekehle herunter; und darüber trägt er eine länglichte, platte, Korbförmige Mütze. Uebrigens färbt dieſes Volk ſich die Nägel und Zäne roth, leztre auch wohl grün; Vornehmere ſollen auch gar ſilberne und goldne Zäne ſtatt der natürlichen tragen. Die Frauen hängen auch, am erſten Morgen nach ihrer Hochzeit, goldne Halsketten um, als Geſchenke ihrer Männer; und ſind ſehr häuslich, treiben auch allein allen Handel auf den Marktplätzen, wodurch Männer ſich äuſerſt beſchimpfen würden. — Sonſt giebt es auch wilde Macaſſars, mit einem Kattunkranze um den Kopf, einem kurzen Schurze, und einem Pfeilköcher im Gürtel. Hierin tragen ſie Pfeile mit einem Korkknopfe, vorne mit einem Fiſchzahne bewafnet; die ſie in den triefenden Saft gewiſſer Tannzapfen tunken, wovon ſolche beſtändig

giftig

giftig bleiben, und durch Blasröhre verſchoſſen werden; womit dieſe Wilden auf 4 Ruthen Weite ſicher treffen.

13. Ein Amboineſer.

Ein Amboineſer, oder Bewohner der Moluckiſchen Inſel Amboina, deſſen Beſchreibung wir noch jenen andrer Inſelbewohner beyfügen: weil er, in den Kosmologiſchen Unterhaltungen (Tab. II. a. 2.) ſchön abgebildet iſt. Er trägt weite Hoſen, mit einem Gürtel an ein kurzes Wams mit ängen Aermeln beveſtiget. Sein Haar flattert, und iſt mit Kattuntüchern oben umhüllet, deren, mit Perlen beſezte, Enden herabhängen. Sein Schild iſt viereckicht, faſt zwey Ellen lang, und mit Buckeln oder Nägeln beſchlagen. Am Kopfe ſeines kurzen breiten Säbels hängt ein Haarſchopf, vermuthlich eines überwundnen Feindes. — Eine Amboineſerinn trägt ein Pannebaytje oder dünnes Kleid um den Leib, und ein Kattuntuch um die Schultern; die Arme aber nackt. Die Bewohner der Moluktiſchen Inſeln ſind überhaupt ſehr ſchwarzgelb, und haben viel von den Malayen, von denen ſie abzuſtammen ſcheinen, ſie haben die Sprache und Sitten derſelben, ſind wie jene nicht ſehr beherzt, aber doch grauſam und wild, vielleicht iſt hieran ihre einſame Lebensart Schuld, denn ſie ſchweifen, um der Sklaverey der Holländer zu entgehen, in den Wäldern herum.

Wie

Nō: 13.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Wie glücklich könnte Indoſtan ſeyn, wenn nicht Menſchenhände ſich vereinigt hätten, den Garten der Natur zu verwüſten und die unſchuldigſte der Menſchengeſtalten mit Aberglauben und Unterdrückung zu quälen. Die Hindus ſind der ſanftmüthigſte Stamm der Menſchen. Kein Lebendiges beleidigen ſie gern: ſie ehren was Leben bringt und nähren ſich mit der unſchuldigſten Speiſe, der Milch, dem Reis, den Baumfrüchten, den geſunden Kräutern, die ihnen ihr Mutterland darbeut. Ihre Geſtalt, ſagt ein neuer Reiſender, iſt gerade, ſchlank und ſchön, ihre Glieder fein proportionirt, ihre Finger lang und zarttaſtend, ihr Geſicht offen und gefällig, die Züge deſſelben ſind bey dem weiblichen Geſchlecht die zarteſten Linien der Schönheit, bey dem männlichen einer männlich-ſanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers iſt im höchſten Grad anmuthig und reizend. Die Beine und Schenkel, die in allen nordöſtlichen Ländern litten oder Affenartig verkürzt waren, verlängern ſich hier und tragen eine ſprieſſende Menſchenſchönheit. Selbſt die Mogoliſche Bildung, die ſich mit dieſem Geſchlecht vermählte, hat ſich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgeſtalt, iſt auch die urſprüngliche Geſtalt ihres Geiſtes; ja ſo fern man ſie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sklaverei betrachtet, ihre Lebensweiſe. Mäßigkeit und Ruhe, ein ſanftes Gefühl und eine ſtille

Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß, ihre Sittenlehre und Mythologie, ihre Künſte und ſelbſt ihre Duldſamkeit unter dem äußerſten Joch der Menſchheit. Glückliche Lämmer, warum konntet ihr nicht auf eurer Aue der Natur ungeſtört und ſorglos weiden?

Von der Gewohnheit der Bramanen in Bengalen die Wittwen mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen.

Herr Fontana ein Cremoneſer von Geburt, und gelehrter Wundarzt bey der Engliſch-Oſtindiſchen Geſellſchaft zu Calcutta, ſchrieb nachfolgenden Brief an einen ſeiner Freunde in Livoro.

Calcutta, den 29. Jan. 1785.

Ich bin nun durch den Augenſchein überzeugt worden, daß die ſonderbare Gewohnheit der Weiber der Bramanen, ſich zu ihren verſtorbenen Männern auf den Scheiterhaufen zu legen, und mit ihnen verbrennen zu laſſen, ganz und gar nicht abgekommen iſt.

Am 25. Nov. 1784. habe ich ſelbſt ein ſolches trauriges Schauſpiel mit angeſehen. Der unvermuthete Tod eines Bramanen brachte ſeine Frau zu dem Entſchluſſe, ſich mit ihm verbrennen zu laſſen: eine Perſon, die ohngefähr acht und zwanzig Jahr alt ſeyn mochte, und ſehr geſund und ſchön ausſahe.

ausſahe. Gegen Sonnenuntergang verſammelten ſich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn, und Bekannte im Hauſe des Verſtorbenen. Man trug die Leiche ans Ufer des Flußes. Jeder Anweſende bemühte ſich bey der Vollziehung des Opfers geſchäftig zu ſeyn. Einer trug Holz zu, der andere baute den Scheiderhaufen, andere warfen brennbare Sachen darauf, und andere waren um die Frau beſchäftiget, ſprachen ihr Muth ein, und reichten ihr Betel und einen Trunk eines mit Opium vermiſchten Getränkes nach dem andern. Nachdem ſich nun die Frau in dem Fluße gewaſchen hatte, kehrte ſie zum Holzſtoß zurück, wo ſie eine Zeitlang zu den Füßen der Leiche ſtehen blieb.

Dieſe wurde nun auf dem Scheiterhaufen gelegt und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln verſorgt. Unterdeſſen legte die Witwe alle ihre Oberkleider ab, und theilte ſie in kleinen Stücken unter die um ſie verſammelten Leute aus; welche begierig darnach ſtrebten, und ſie als Heiligthümer aufbewahrten. Darauf beſtieg ſie den Holzſtoß, legte ſich nach einigen Ausrufungen nieder, und wurde mit etlichen Stricken feſt auf den todten Leichnam ihres Mannes gebunden. Nun legte man noch eine Lage von Scheitern über beyde her, und ehe das Feuer angezündet wurde, fieng der umſtehende Haufe an zu heulen, und heulte, ſo wie die Flamme zunahm immer ſtärker; ſo daß man das

Wehklagen des Schlachtopfers nicht vernehmen konnte.

Damit dieſes, wenn die Stricke verbrennen, nicht etwa, wie es möglich wäre, ſich der Opferung entziehen könnte, werden zwey lange Stangen über den Scheiterhaufen gelegt, und ſo feſt angezogen, daß es liegen bleiben und ſich in Aſche verwandeln laſſen muß.

Gleichwohl iſt dieſe religiöſe Schwärmerey im Schaſter oder dem Bramaſchen Geſetzbuche nicht als ein unbedingter Befehl: ſondern blos in gemäſſigten und bedingungsweiſen Ausdrücken vorgetragen, mit der Verheiſſung einer den Qualen der Märtyrerin angemeſſenen Belohnung. Es heißt: „Es macht dem Weibe Ehre, ſich mit der Leiche ihres Mannes zu verbrennen. — Jede Frau, die ſich ſo verbrennt, wird in Eliſium 350 tauſend Jahre mit ihrem Manne glücklich leben. — Kann ſie ſich dazu nicht entſchlieſſen, ſo muß ſie für ihr übriges Leben das Gebot der Keuſchheit halten; und verlezt ſie es, ſo warten ewige Qualen auf ſie." Doch leidet dieſes auch einige Einſchränkungen. Iſt dieſe Frau ſchwanger, ſo darf ſie ſich nicht verbrennen: Iſt der Mann an einem entfernten Orte geſtorben: ſo darf ſie es auch nicht thun; wenn ſie nicht wenigſtens ſeinen Turban und ſeinen Gürtel herbeyſchaft, um dieſes bey der Aufopferung mit auf den Scheiterhaufen zu legen. Hinterläßt der Mann unerzo-

gene

gene Kinder, ſo darf die Frau den Scheiterhaufen auch nicht beſteigen. Dergleichen Ausnahmen giebt es noch mehr, welche ſie, wie andere Geheimniſſe ihrer Religion geheim halten.

Nach europäiſchen Begriffen iſt dieſe Gewohnheit zwar fürchterlich, nach obigen Geſetz und nach indiſchen Sitten aber läßt es ſich leichter erklären. Es iſt nemlich unter den vornehmen und indiſchen Adel Sitte, die für einander beſtimmten Eheleute in der zarteſten Jugend zu verſprechen, und die Mädchen ſehen bis in ihr zwölftes Jahr, allwo ſie heyrathen, keinen andern Mann, als den, der für ſie beſtimmt war. In der Ehe iſt häusliche Einſamkeit die vornehmſte Tugend einer indiſchen Frau, und das Geſetz verbietet ihr, mit fremden Mannsperſonen, auſſer betagten Männern, zu reden, in fremde Häuſer zu gehen, oder ſich vor die Thüre zu ſtellen. Auch wenn der Mann verreißt oder abweſend iſt, darf ſie ſich nicht öffentlich zeigen, ſich nicht mit Jubelen oder Puzwerk zieren, auch nicht einmal ſich im Spiegel beſchauen. Die Ruhe iſt dieſer Nation das höchſte Vergnügen, ſie wird ihnen in ihren heiligen Büchern empfohlen, wo es heißt: Sitzen iſt beſſer als Gehen, und Liegen beſſer als Sitzen; Schlafen beſſer als Wachen, und der Tod allem übrigen vorzuziehen.

Ein jeder Bramane macht nach ſeiner Phantaſie eine andere Auslegung des Geſetzbuchs, ſo wie ohngefähr

gefähr bey unſeren Theologen ein jeder ſein eigen Syſtem hät.

Bey den Nairen hingegen kann eine Frau auf zwölf Männer nehmen, welche Frau und Kinder gemeinſchaftlich erhalten. Wenn einer von dieſen kriegeriſchen Helden (man ſehe das 3te und 4te Kupfer hiebey) ſeinen Beſuch bey der Frau ablegt, läßt jeder, ſo lange er bey ihr im Hauſe iſt, ſein Schild und Schwerdt vor der Thüre, damit keine Streitigkeiten entſtehen.

14. Der Grönländer.

Der Grönländer bleibt meiſtens unter fünf Fuß und die Eskmos ſeine Brüder, werden kleiner, je weiter ſie nach Norden wohnen. Die Kälte hat den Körper der Völker des Nordpols etwas zuſammen gedrückt, und den Umlauf ſeines Bluts gleichſam verengt. Da aber die Lebenskraft von innen herauswirkt: ſo erſetzte ſie ihm an warmer und zäher Dichtigkeit, was ſie ihm an emporſtrebender Länge nicht geben konnte. Sein Kopf ward in Verhältniß des Körpers groß, das Geſicht breit und platt, weil die Natur, die nur in der Mäßigung und Mitte zwiſchen zwey Extremen ſchön wirket, hier noch kein ſanftes Oval ründen und inſonderheit die Zierde des Geſichts und wenn ich ſo ſagen darf den Balken der Waage, die Naſe, noch nicht hervortreten laſſen konnte. Da die Backen die größere Breite des

Geſichts

No: 14.

die Grönländer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Geſichts einnahmen, ſo ward der Mund klein und rund: die Haare blieben ſträubig, weil weiche und ſeidene Haare zu bilden, es an feinem, emporgetriebenen Saft fehlte: das Auge blieb unbeſeelt. Gleichergeſtalt formten ſich ſtarke Schultern und breite Glieder, der Leib ward blutreich und fleiſchig; nur Hände und Füße blieben klein und zart, gleichſam die Sproſſen und äußerſten Theile der Bildung. Wie die äußere Geſtalt, ſo verhält ſich auch von innen die Reizbarkeit und Oekonomie der Säfte. Das Blut fließt träger und das Herz ſchlägt matter; daher hier der ſchwächere Geſchlechtstrieb, deſſen Reize mit der zunehmenden Wärme anderer Länder, ſo ungeheuer wachſen. Spät erwachet derſelbe: die Unverheiratheten leben züchtig und die Weiber müſſen zur beſchwerlichen Ehe faſt gezwungen werden. Sie gebähren weniger, ſo daß ſie die vielgebährenden lüſternen Europäer mit den Hunden vergleichen: in ihrer Ehe, ſo wie in ihrer ganzen Lebensart herrſcht eine ſtille Sittſamkeit, ein zähes Einhalten der Affekten. Unfühlbar für jene Reizungen, mit denen ein wärmeres Klima auch flüchtigere Lebensgeiſter bildet, leben und ſterben ſie ſtill und verträglich, gleichgültig, vergnügt und nur aus Nothdurft thätig. Der Vater erzieht ſeinen Sohn mit und zu jener gefaßten Gleichgültigkeit, die ſie für die Tugend und Glückſeligkeit des Lebens achten und die Mutter ſäugt ihr Kind lange und mit aller

 tiefen,

tiefen, zähen Liebe der Mutterthiere. Was ihnen die Natur an Reiz und Elaſticität der Fibern verſagt hat, hat ſie ihnen an nachhaltender, daurender Stärke gegeben und ſie mit jener wärmenden Fettigkeit, mit jenem Reichthum an Blut, der ihren Aushauch ſelbſt in eingeſchloßnen Gebäuden erſtickend warm macht, umkleidet.

Mich dünkt, es iſt niemand, der hiebey nicht die einförmige Hand der organiſirenden Schöpferin, die in allen ihren Werken gleichartig wirkt, gewahr werde. Wenn die menſchliche Länge zurück bleibt: ſo bleibt es in jenen Gegenden die Vegetation noch vielmehr: wenige, kleine Bäume wachſen: Mooſe und Geſträuche kriechen an der Erde. Selbſt die mit Eiſen beſchlagne Meßſtange kürzete ſich im Froſt; und es ſollte ſich nicht die menſchliche Fiber kürzen? Trotz ihres inwohnenden organiſchen Lebens. Dies kann aber nur zurückgedrängt und gleichſam in einen kleinern Kreis der Bildung eingeſchloſſen werden; abermals eine Analogie der Wirkung bey allen Organiſationen. Die äußern Glieder der Seethiere und andern Geſchöpfe der kalten Zone ſind klein und zart: die Natur hielt, ſo viel möglich, alles zuſammen in der Region der innern Wärme: die Vögel daſelbſt wurden mit dichten Federn, die Thiere mit einer ſie umhüllenden Fettigkeit belegt, wie hier der Menſch mit ſeiner blutreichen, wärmenden Hülle. Auch von außen hat ihnen, und zwar aus Einem

und

ausſahe. Gegen Sonnenuntergang verſammelten ſich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn, und Bekannte im Hauſe des Verſtorbenen. Man trug die Leiche ans Ufer des Flußes. Jeder Anweſende bemühte ſich bey der Vollziehung des Opfers geſchäftig zu seyn. Einer trug Holz zu, der andere baute den Scheiderhaufen, andere warfen brennbare Sachen darauf, und andere waren um die Frau beſchäftiget, ſprachen ihr Muth ein, und reichten ihr Betel und einen Trunk eines mit Opium vermiſchten Getränkes nach dem andern. Nachdem ſich nun die Frau in dem Fluße gewaſchen hatte, kehrte ſie zum Holzſtoß zurück, wo ſie eine Zeitlang zu den Füßen der Leiche ſtehen blieb.

Dieſe wurde nun auf dem Scheiterhaufen gelegt und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln verſorgt. Unterdeſſen legte die Witwe alle ihre Oberkleider ab, und theilte ſie in kleinen Stücken unter die um ſie verſammelten Leute aus; welche begierig darnach ſtrebten, und ſie als Heiligthümer aufbewahrten. Darauf beſtieg ſie den Holzſtoß, legte ſich nach einigen Ausrufungen nieder, und wurde mit etlichen Stricken feſt auf den todten Leichnam ihres Mannes gebunden. Nun legte man noch eine Lage von Scheitern über beyde her, und ehe das Feuer angezündet wurde, fieng der umſtehende Haufe an zu heulen, und heulte, ſo wie die Flamme zunahm immer ſtärker; ſo daß man das

müſſen ſie gröſstentheils auch flüchtiger und mühſeliger leben; ja ſie werden, hartes Schickſal! zu Winterszeit in ihren Hölen oft gezwungen, vom Saugen ihres eignen Blutes ſich zu nähren. Hier und an einigen andern Orten der Erde ſitzt die harte Nothwendigkeit auf dem höchſten Thron, ſo daſs der Menſch beynah die Lebensart des Bärs ergreifen muſste. Und dennoch hat er ſich überall als Menſch erhalten: denn auch in Zügen der ſcheinbar gröſseſten Inhumanität dieſer Völker iſt, wenn man ſie näher erwägt, Humanität ſichtbar. Die Natur wollte verſuchen, welcher gewaltſamen Zuſtände unſer Geſchlecht fähig wäre und es hat ſeine Probe beſtanden.

Die Grönländer machen ihre Kleider aus Rennthier- Seehund- und Vögelfellen, wie eine Mönchskutte auf allen Seiten zugeneht, ſo daſs ſie zuerſt die Arme hinein ſtecken, und dann den Rock, wie ein Hemd, über den Kopf herabziehen müſſen. Nur iſt er vorn nicht offen, ſondern bis ans Kinn zugeneht, und oben mit einer Kappe verſehen, die ſie bey kaltem und naſſem Wetter über den Kopf ziehen. Den Mannsleuten reichet der Rock nur bis auf die halben Schenkel, und liegt nicht veſt an, läſst aber, weil er vorn zu iſt, keine kalte Luft durch. Sie nehen nicht mit den Gedärmen, ſondern mit den Sehnen der Rennthiere und Wallfiſche, die ſie gar zart ſpalten, und dann wieder mit den Fingern zwey-

auch dreyfach flechten. Ehmals brauchten ſie, ſtatt der Nadeln, die Gräten der Fiſche und die zarteſten Knochen der Vögel, und ihre Meſſer waren von Stein. Man muß die Sauberkeit ihrer Arbeit bewundern (ſie wollen aber auch die feinſten Nadeln dazu haben,) und die Kürſchner geſtehen, daß ſie es ihnen darinn nicht nachthun können. Die Vogelpelze ſind, ſo zu reden, ihre Hemden, die Federn einwerts gekehrt. So tragen ſie auch die Rennthierpelze, über die ſie auch wohl noch einen von dünnhärigen Rennthieren gemachten Pelz ziehen; wiewol dieſelben itzt ſchon ſo rar ſind, daß nur die reichſten Weibsperſonen damit prangen können. Die Seehundpelze ſind die gemeinſten, das rauhe gemeiniglich auswerts gekehrt, und der Saum, wie auch die Naht, mit zarten Streiffen von rothem Leder und von weiſſen Hundefellen zierlich beſetzt. Doch tragen nun die meiſten vermögenden Mannsleute Oberkleider von Tuch, blaugeſtreifter Leinwand oder Cattun, aber nach Grönländiſcher Mode gemacht. Ihre Beinkleider ſind von Seehund- oder dünnhärigen Rennthierfellen; und ſowohl oben als unten ſehr kurz. Ihre Strümpfe ſind von den Fellen der ungebohrnen Seehunde, und die Schuhe von glatten, ſchwarz gegerbtem Seehundleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zuſammen geſchnürt. Die Sohlen ſtehen zwey Finger breit hinten und vorn herauf, und ſind mit vielem Fleiß

gefaltet,

gefaltet, haben aber keine Abſätze. Eben ſo ſind auch ihre Stiefeln gemacht. Wohlhabende Grönländer tragen nun auch wollene Strümpfe, Hoſen und Mützen. Wenn ſie auf die See fahren, ziehen ſie über ihre Kleider einen Tuelik oder ſchwarzen glatten Seehundpelz, der das Waſſer abhält, und darunter wohl auch ein Hemde von Därmen, um die natürliche Wärme deſto beſſer bey ſich, und die Näſſe abzuhalten.

Der Frauensleute Kleider ſind nur darinn von jenen verſchieden, daß ſie eine hohe Achſel und höhere Kappen haben, unten nicht abgeſtutzt, ſondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen runden und mit rothem Tuch bebrämten Zipfel, der bis über die Knie hängt, verſehen ſind. Sie tragen ebenfalls Beinkleider, und unter denſelben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen ſie gern von weiſſem oder rothem Leder, und die Naht, welche vorn iſt, bebrämt und ſauber ausgeneht. Die Mütter und Kinderwärterinnen ziehen ein Amaut an, das iſt ein Pelz, der auf dem Rücken ſo weit iſt, daß ſie das Kind darinnen tragen, welches gemeiniglich ganz nackt darinnen ſteckt, und ſonſt von keinen Wickelkleidern und Wiegen weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle; ſo binden ſie mit einem Gurt, der vorn mit einer Schnalle oder Knöpf verſehen iſt, das Kleid über die Hüfte um den Leib veſt. Ihre alltäglichen Kleider triefen von

Fett,

Fett, und ſtecken voller Läuſe, die ſie, wie die Bettler, im Griff haben, aber nicht wegwerfen, ſondern mit den Zähnen zerknicken. Hingegen ihre neuen und gleichſam Staatskleider halten ſie ſehr ſauber.

Die Männer tragen ihre Haare kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhängend und an der Stirne abgeſchnitten, auch wohl bis an den Scheitel abgeſchoren, damit ſie ihnen bey der Arbeit nicht hinderlich fallen. Den Weibern aber wäre es eine Schande, die Haare abzuſchneiden; das thun ſie nur bey der tiefſten Trauer, oder wenn ſie gar nicht heirathen wollen. Sie binden dieſelben über dem Kopf zweymal zuſammen, ſo daß über dem Scheitel ein langer breiter, und über demſelben noch ein kleiner Zopf ſteht, den ſie mit einem ſchönen Bande abbinden, das auch wohl mit Glasperlen gezieret iſt. Dergleichen Perlen tragen ſie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, und auf dem Saum der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, in ihren Kleidermoden ein und anders zu ändern, und die Wohlhabenden binden ein buntes leinen oder ſeiden Tuch um die Stirn, doch ſo, daß der Haarzopf, als der gröſte Zierath, dadurch nicht verdeckt werde. Wenn ſie aber recht ſchön ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie am Kinn, auch wohl an den Backen, an Händen und Füſſen mit einem von Ruß geſchwärzten Faden durchneht ſeyn, davon, wenn

der Faden ausgezogen worden, die Haut ſo ſchwärz bleibt, als ob ſie einen Bart hätten. Dieſe ziemlich ſchmerzliche Operation verrichtet die Mutter an der Tochter ſchon in der Kindheit, aus Furcht, ſie möchte ſonſt keinen Mann kriegen. Dieſe Gewohnheit haben in Nordamerika die Indianer, und in Aſien verſchiedene Tatarn, nicht nur Weibs- ſondern auch Mannsleute, um ſich theils ſchön, theils fürchterlich zu machen. Unſere getauften Grönländer haben dieſelbe, als eine alberne, aber doch zur ſündlichen Neigung abgeſehene Eitelkeit, längſt verlaſſen.

Daß die Grönländer einen fähigen Verſtand und Nachahmungskunſt beſitzen, ſieht man daraus, daß der Getauften Kinder leicht leſen und ſauber ſchreiben lernen, und daß einer unſrer Grönländer der ordinäre Büchſenſchäfter, und ein andrer der Barbierer für die Europäer iſt.

15. Die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

die Lapplaender.

15. Die Lappländer.

Lappland, oder das Land, welches die Lappen bewohnen, begreift den nördlichſten Theil von Schweden und Norwegen, und den angränzenden Theil des europäiſchen Rußlands, im eigentlichen Verſtande aber iſt es diejenige groſze Provinz des Schwediſchen Reichs, die gegen Abend und Mitternacht an Norwegen, und gegen Morgen an das ruſſiſche Reich ſtößt. In Norwegen bewohnen die Lappen des Amt Findmarken und in Rußland einen Theil der Archangelſchen Statthalterſchaft. Das eigentliche Lappland hat in ſeiner gröſten Länge ungefähr 120, in ſeiner Breite etwa 80 deuſche Meilen.

Schon der erſte Anblick iſt vermögend, den beherzteſten Reiſenden zurück zu ſchröcken. Einöden, Berge, kahle Felſen, deren Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt ſind, düſtere Waldungen, Sümpfe, Moräſte, Seen, unfruchtbar, ſo iſt Lappland.

Der unſerer Aufmerkſamkeit wichtigere Gegenſtand, iſt Lapplands menſchliche Bewohner, die von dem geſchärften Auge eines Philoſophen betrachtet zu werden verdienen.

Moraliſcher Karakter, Leibesgeſtalt, Sitten, Lebensart, Sprache, ſondern die Lappen von den übrigen Völkerſchaften Europens ab, und machen ſie zu einem Volke, das dem Menſchenforſcher ſowohl, als dem bloſen Zuſchauer, auf dem Schauplatze dieſer Welt, gleich merkwürdig iſt.

Es

Es iſt immer ſchwer den ſittlichen Karakter eines ganzen Volks, aus den oft ſo unſichern Berichten der Reiſebeſchreiber abgezogen, zu ſchildern, ohne ihm in dieſem oder jenem Punkte Unrecht zu thun. Wenn der Beſchreiber entweder zu voreilig geurtheilt, oder nicht genug beobachtet, oder gewiſſenhaft war, um richtig zu urtheilen. Doch wenn wir mehrere Nachrichten vergleichen, den Einfluß des Clima, und der Lebensart auf moraliſche Eigenſchaften des Menſchen abwegen, ſo können wir vielleicht einen Schattenriß entwerfen, der im Allgemeinen dem Urbilde gleichet. Der große Philoſoph Montesquieu ſagt: Unter den nördlichen Himmelsſtrichen wird man Völker finden, die wenig Laſter, ziemlichen Antheil von Tugend, und viele Aufrichtigkeit beſitzen. Man nähere ſich den mittäglichen Gegenden, und man wird ſich von der Moral ſelbſt zu entfernen glauben. In den gemäßigteren Ländern wird man Völker finden, die in ihren Sitten und Laſtern, ſo wie in ihren Tugenden unbeſtändig ſind: ihr Clima iſt nicht ſo beſchaffen, daß es ihrem Karakter eine Feſtigkeit geben könnte. — Die Hauptzüge in dem Karakter der Lappen ſind ohne Zweifel: natürliche Gutherzigkeit, Leichtglaubigkeit, Trägheit und Eigennüzigkeit. Sie ſind Aberglaubiſch überhaupt, weil ihr Verſtand nicht ausgebildet iſt, und daher ſind ſie auch im äußerlichen des Chriſtenthums ſehr religiös. Die natürliche

Kälte

Kälte ihres Bluts, die Schwäche ihrer Lebensgeiſter, und ihre einförmige Lebensart, mögen hier manches dazu beytragen. Man wirft ihnen noch Feigheit und allerley andere Laſter vor, da aber ſelbſt die Reiſebeſchreiber in dieſem Punkte ſo ſehr einander widerſprechen, ſo wollen wir lieber den Schleyer darüber ziehen. Ihre Leibesgeſtalt iſt ſo ſeltſam nicht, als man gewöhnlich erzält, die Lappen ſind durchgängig von kurzer Statur, das iſt ausgemachte Wahrheit, aber noch weit über die Zwergengeſtalt. Der franzöſ. Philoſoph und Mathematiker Hr. Maupertius, der um aſtronomiſcher Beobachtungen willen in Lappland war, maß eine Lappinn die zwiſchen 25, und 30 Jahre alt zu ſeyn ſchien, und er fand, daß ihre Länge 4 Schuh 2 Zoll, und 5 Linien betrug. Man kann alſo die Leibesgröße der Lappen, zwiſchen 4 bis 5 Fuß und darüber ſetzen, doch ſo ungeſtaltet ſind ſie eben auch nicht.

Man findet lappiſche Mädchen und Weiber, die eine weiße Haut und ziemlich feine Geſichtszüge haben, da ſie weniger Mühſeligkeiten ausgeſetzt ſind, und auch mehr für ihre Schönheit und Putz beſorgt ſind, als die Männer, welche die harte Lebensart, die ſtrenge Kälte, Schnee, Wind und Wetter ungeſtalter machen. Sie ſind meiſtens mager, und ihre Haut iſt bleich, und braun gelb. Ein breites Geſicht, dicke Köpfe, eingefallene Backen, ein ſchma-

les ſpitziges Kinn, rothe, tief im Kopf liegende und triefende Augen, eine breite Stirne, ein kurzer Bart, breite Bruſt, kleiner Bauch, ſchlanke und zum laufen behende Füße, feſte und ſtarke Glieder; dieß iſt das Portrait der Lappen, wie es die glaubwürdigſten Schriftſteller ſchildern. Dieſe Beſchaffenheit ihrer Geſtalt läßt ſich leicht aus phyſiſchen Urſachen ableiten. Die große Kälte, die geringe Koſt, und rauhe Lebensart, mögen wohl den ſtärkſten Einfluß auf ihre Bildung haben.

In ihren niedern Hütten können ſie nur in der Mitte aufgerichtet ſtehen, und daher gehen ſie meiſtens etwas gebuckt. Der Glanz des Schnees blendet und ſchwächet ihre Augen, heftige Schneegeſtöber beſtürmet ſie, und dann vollendet der Rauch in ihren Hütten und Zelten, was Kälte und Schnee angefangen haben. Uebrigens genießen die Lappen bey allen dieſen Ungemächlichkeiten, einer dauerhaften Geſundheit: ihre Glieder ſind nervicht und ſtark, ihre Körper ſind geſchmeidig und gelenkig, ſie ſind ſehr flink und behende. Der Schöpfer hat ihren abgehärteten Leib *) mit allen den Eigenſchaften begabt, die Kliema und Lebensart erfordern. Mit unglaub-

*) Leem ein Prediger zu Alren in den weſtlichen Finnmarken, erzählt, daß eine Lappin fünf Tage nach ihrer Niederkunſt, um Weinachten, über das mit ewigem Schnee bedeckte Gebürge zu ihm kam, um nach Landesgebrauch, in die Kirche geführt zu werden.

glaublicher Geſchwindigkeit durchlaufen die Lappen mit ihren hölzern Schlittſchuhen Berge und Thäler; Mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit fahren ſie in ihren Rennſchlitten, und wiſſen ihre Kähne, wie die erfahrenſten Schiffer zu regieren. Dumm kann man ſie nicht nennen; ſie haben eine geſunde Vernunft, und ein gutes Gedächtniß, doch ſind ſie eben auch nicht beſonders ſcharfſinnig; ihrem natürlichen Verſtande fehlt Kultur.

Die Lappen bewohnen Vergleichungsweiſe ſchon einen mildern Erdſtrich, wie ſie auch ein milderes Volk ſind. Die Größe der menſchlichen Geſtalt nimmt zu: die runde Plattigkeit des Geſichts nimmt ab: die Backen ſenken ſich: das Auge wird dunkelgrau: die ſchwarzen, ſtarken Haare färben ſich gelbbraun: mit ſeiner äuſſern Bildung thut ſich auch die innere Organiſation des Menſchen von einander, wie die Knoſpe, die ſich dem Strahl der mildern Sonne entfaltet. Der Berglappe weidet ſchon ſein Rennthier, welches weder der Grönländer noch Eskimoh thun konnten; er gewinnet an ihm Speiſe und Kleid, Haus und Decke, Bequemlichkeit und Vergnügen, da der Grönländer am Rande der Erde dies alles meiſtens im Meere ſuchen muſte. Der Menſch bekommt alſo ſchon ein Landthier zu ſeinem Freunde und Diener, bey dem er Künſte und eine häuslichere Lebensweiſe lernet. Es gewöhnet ſeine Füße zum Lauf, ſeine Arme zur

künſtlichen Fahrt, ſein Gemüth zur Liebe des Beſitzes und eines veſtern Eigenthums, ſo wie es ihn auch bey der Liebe zur Freyheit erhält und ſein Ohr zu der ſcheuen Sorgſamkeit gewöhnet.

Schüchtern wie ſein Thier horcht der Lappländer und fährt beym kleinſten Geräuſch auf: er liebt ſeine Lebensart und blickt, wenn die Sonne wiederkehrt, zu den Bergen hinauf, wie ſein Rennthier dahin blickt: er ſpricht mit ihm und es verſteht ihn: er ſorgt für daſſelbe, wie für ſeinen Reichthum und ſein Hausgeſinde. Mit dem erſten zähmbaren Landthier alſo, das die Natur dieſen Gegenden geben konnte, gab ſie dem Menſchen auch einen Handleiter zur menſchlichern Lebensweiſe.

---

16. Die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Iſländiſcher Bauer.

16. Die Iſländer.

In dem nördlichen Eismeere, zwiſchen Europa's mitternächtlichſten Küſten und dem kalten Grönlande, liegt die große Inſel Island; deſſen Länge ohngefähr 120, und deſſen Breite etwa 50 deutſche Meilen beträgt. Die Isländer haben ein ſehr gutes und ehrliches Gemüth; ſind nicht munter im Umgange, aber einfältig, leichtgläubig und in ihrem Gottesdienſt eifrig. Für ihren Geburtsort haben ſie eine ſehr große Liebe.

Diebſtahl, Unzucht und andere Laſter haben ihr Herz noch nicht ſo arg verdorben, als da wo Ueberfluß herrſcht. Die Gaſtfreyheit hat ſich noch immer bey ihnen erhalten.

Sie lieben Fiſcherey und Viehzucht mehr als den Krieg, ſind wohl gewachſen und von mittelmäßiger Statur, arbeitſame und geſchickte Leute, und von einer geſunden Leibesbeſchaffenheit; gar ſtark ſind ſie aber nicht, wie man vermuthen ſollte, noch viel weniger ſind die Frauenzimmer ſchön: ſie ſind ſo ernſthaft und mürriſch, daß man ſie ſelten lachen ſiehet.

Ihr meiſter Zeitvertreib bey müſſigen Stunden iſt, daß ſie ſich ihre alten Geſchichten erzählen, daher man auch bis auf dieſen Tag keinen antrift, der die Geſchichte ſeines Landes nicht wiſſen ſollte. Bisweilen ſpielen ſie auch Karten. Ihre meiſte Nah-

rung beſtehet in getrockneten Fiſchen, Milch, und ſaurer Butter.

Die Mannsperſonen beſchäftigen ſich mit Fiſchen, und die Weiber warten des Viehes, ſtricken, und trocknen die Fiſche welche die Männer nach Hauſe bringen.

Die Isländer haben vor fünf bis ſechshundert Jahren berühmte Dichter und geſchickte Hiſtoriker beſeſſen. Snorre Sturleſon, hat zuerſt die ſchwediſche Hiſtorie geſchrieben, und A. 1584. wurde die Isländiſche Bibel Fol. gedruckt.

Die Isländer haben ihre alte Kleidertracht in neuern Zeiten wenig oder gar nicht geändert. Sie iſt zwar nicht zierlich und gepuzt, aber doch nett und reinlich und ſchickt ſich ſehr gut für das dortige Clima. Die Mannsperſonen tragen ein leinenes Hemde auf dem Leib, und darüber ein Bootmannswamms und weite Beinkleider. Auf der Reiſe tragen ſie noch einen kleinen Ueberrock, alles von ſchwarzen groben Tuch. Auf dem Kopf tragen ſie einen Dreyeckigten groſſen Hut, und an den Füſſen wollene Strümpfe und Isländiſche Schuhe. Einige machen ſich ihre Schuhe ſelbſt aus Ochſenhaut, meiſtens aber von Schafsleder, und zwar auf folgende Art: ſie ſchneiden ein vierkantiges Stück Leder zurecht, das etwas weiter iſt, als der Fuß lang iſt, nähen ſolches vorn bey den Zehen und hinten bey den Ferſen zuſammen und binden es dann mit

einen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

einen Riemen feſt. Auch die Frauensleute gehen überall in ſchwarzen wollenen Tuche gekleidet. Ueber das Hemde das über der Bruſt zuſammen genäht iſt, tragen ſie ein Leibchen und darüber ein vorne zuſammen geſchniertes Kamiſol, mit langen, ſchmalen Ermeln, die bis an die flache Hand herunter gehen. An der Seite des Arms haben ſie Knöpfe von getriebener Arbeit, auf welche gewöhnlich der Bräutgam ſeinen und ſeiner Braut Namen ſetzen läßt. Oben an den Futterhemd wird ein kleiner ſchwarzer Kragen feſtgemacht, etwa drey Finger breit, von Sammet, oder Seidenzeug, und oft mit einer Schnur von Goldfaden beſezt.

Der Rock iſt auch von groben wollenen Tuche, und gehet bis an die Fußgelenke herunter; oben an demſelben ſitzt ein Gürtel von Silber oder Metall, woran die Schürze feſt gemacht wird, die auch von wollenen Tuche und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit geziert iſt. Ueber dieſe Kleidung ziehen ſie noch eine Oberkleidung, die am Halſe und an den Armen feſt an ſchließt und etwa eine Hand breit kürzer iſt als der Unterrock. Sie iſt ganz herunter mit einem Aufſchlage verſehen, welchen ſie ſelbſt weben, und der wie geſchorener Sammet ausſieht. An den Fingern tragen ſie viele Ringe von Gold, Silber und Meſſing.

Ihr Kopfputz beſtehet aus verſchiedenen Tüchern, die ſie um den Kopf wickeln, und faſt zwey-

Eine Iſländiſche Jungfer hochzeitlich [illegible]

einen Riemen feſt. Auch die Frauensleute gehen überall in ſchwarzen wollenen Tuche gekleidet. Ueber das Hemde das über der Bruſt zuſammen genäht iſt, tragen ſie ein Leibchen und darüber ein vorne zuſammen geſchnierte Kamiſol, mit langen, ſchmalen Ermeln, die bis an die flache Hand herunter gehen. An der Seite des Arms haben ſie Knöpfe von getriebener Arbeit, auf welche gewöhnlich der Bräutgam ſeinen und ſeiner Braut Namen ſetzen läßt. Oben an den Futterhemd wird ein kleiner ſchwarzer Kragen feſtgemacht, etwa drey Finger breit, von Sammet, oder Seidenzeug, und oft mit einer Schnur von Goldfaden beſezt.

Der Rock iſt auch von groben wollenen Tuche, und gehet bis an die Fußgelenke herunter; oben an demſelben ſitzt ein Gürtel von Silber oder Metall, woran die Schürze feſt gemacht wird, die auch von wollenen Tuche und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit geziert iſt. Ueber dieſe Kleidung ziehen ſie noch eine Oberkleidung, die am Halſe und an den Armen feſt an ſchließt und etwa eine Hand breit kürzer iſt als der Unterrock. Sie iſt ganz herunter mit einem Aufſchlage verſehen, welchen ſie ſelbſt weben, und der wie geſchorener Sammet ausſieht. An den Fingern tragen ſie viele Ringe von Gold, Silber und Meſſing.

Ihr Kopfputz beſtehet aus verſchiedenen Tüchern, die ſie um den Kopf wickeln, und faſt zwey-

mal ſo hoch als das Geſicht iſt: ſie werden mit einem ſeidenen Tuch feſt gebunden, und dienen mehr zur Wärme als zum Putz. Die Mädgens aber dürfen ſolche nicht eher tragen als bis ſie mannbar geworden ſind. Bey ihren Hochzeiten trägt die Braut eine ſilberne vervoldete Krone, und um den Hals zwey Ketten, die eine hängt lang vor der Bruſt herunter, die andere liegt über die Schultern, auſſerdem hat ſie eine kleinere Kette um den Hals woran gemeiniglich ein Herz hängt.

Dieſe Kleidertracht tragen alle Isländerinnen, geringe und vornehme, außer daß bey den Reichern feineres Tuch die Zierathen von Silber und vergoldet, ſtatt von Meſſing haben.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ein Sineſer, u: eine Frau

17. Die Sineſer.

Die Sineſen tragen, ſofern es die groſſe Verſchiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebensart zuläßt, offenbar nach Züge der öſtlichen Bildung, die auf der mongoliſchen Erdhöhe nur am ſtärkſten ins Auge fällt. Das breite Geſicht, die kleinen ſchwarzen Augen, die ſtumpfe Naſe, der dünne Bart hat ſich in einem andern Lande nur zu einer weichern, rundern Geſtalt klimatiſiret; und der Sineſiſche Geſchmack ſcheint eben ſo ſehr eine Folge übelgeordneter Organe, wie ihre Regierungsform und Weisheit, Deſpotismus und Fähigkeit mit ſich träget.

In vielen Ländern Aſiens haben ſich Mongolen niedergelaſſen und ihre Bildung durch ihre Züge anderer Völker veredelt. Ja früher als die Kriegsüberſchwemmungen waren jene uralten Wanderungen von dieſen frühbewohnten höchſten Rücken der Erde, in viele umliegende Länder. Vielleicht alſo daher ſchon trägt die öſtliche Weltgegend bis zu den Kamtſchadalen hinauf, ſo wie über Tibet hin, längs der Halbinſel jenſeit des Ganges, Züge Mongoliſcher Bildung, wie wir auch aus denen Abbildungen dieſer Völker ſolches warnehmen.

Obgleich dieſe Nation ſehr alt iſt, ſo denkt ſie doch nicht daran, ihre Misbräuche zu verbeſſern. Die Sineſen haben keinen Funken Genie, gar keine Lebhaftigkeit der Imagination, ſondern alles ge-

N°

Ein Iſländiſcher Bauer.

16. Die Isländer.

In dem nördlichen Eismeere, zwiſchen Europa's mitternächtlichſten Kiſten und dem kalten Grönlande, liegt die große Inſel Island; deſſen Länge ohngefähr 120, und deſſen Breite etwa 50 deutſche Meilen beträgt. Die Isländer haben ein ſehr gutes und ehrliches Gemüth; ſind nicht munter im Umgange, aber einfältig, leichtgläubig und in ihrem Gottesdienſt eifrig. Für ihren Geburtsort haben ſie eine ſehr große Liebe.

Diebſtahl, Unzucht und andere Laſter haben ihr Herz noch nicht ſo arg verdorben, als da wo Ueberfluß herrſcht. Die Gaſtfreyheit hat ſich noch immer bey ihnen erhalten.

Sie lieben Fiſcherey und Viehzucht mehr als den Krieg, ſind wohl gewachſen und von mittelmäßiger Statur, arbeitſame und geſchickte Leute, und von einer geſunden Leibesbeſchaffenheit; gar ſtark ſind ſie aber nicht, wie man vermuthen ſollte, noch viel weniger ſind die Frauenzimmer ſchön: ſie ſind ſo ernſthaft und mürriſch, daß man ſie ſelten lachen ſiehet.

Ihr meiſter Zeitvertreib bey müſſigen Stunden iſt, daß ſie ſich ihre alten Geſchichten erzählen, daher man auch bis auf dieſen Tag keinen antrift, der die Geſchichte ſeines Landes nicht wiſſen ſollte. Bisweilen ſpielen ſie auch Karten. Ihre meiſte Nah-

rung beſtehet in getrockneten Fiſchen, Milch, und ſaurer Butter.

Die Mannsperſonen beſchäftigen ſich mit Fiſchen, und die Weiber warten des Viehes, ſtricken, und trocknen die Fiſche welche die Männer nach Hauſe bringen.

Die Isländer haben vor fünf bis ſechshundert Jahren berühmte Dichter und geſchickte Hiſtoriker beſeſſen. Snorre Sturleſon, hat zuerſt die ſchwediſche Hiſtorie geſchrieben, und A. 1584. wurde die Isländiſche Bibel Fol. gedruckt.

Die Isländer haben ihre alte Kleidertracht in neuern Zeiten wenig oder gar nicht geändert. Sie iſt zwar nicht zierlich und gepuzt, aber doch nett und reinlich und ſchickt ſich ſehr gut für das dortige Clima. Die Mannsperſonen tragen ein leinenes Hemde auf dem Leib, und darüber ein Bootmannswamms und weite Beinkleider. Auf der Reiſe tragen ſie noch einen kleinen Ueberrock, alles von ſchwarzen groben Tuch. Auf dem Kopf tragen ſie einen Dreyeckigten groſſen Hut, und an den Füßen wollene Strümpfe und Isländiſche Schuhe. Einige machen ſich ihre Schuhe ſelbſt aus Ochſenhaut, meiſtens aber von Schafsleder, und zwar auf folgende Art: ſie ſchneiden ein vierkantiges Stück Leder zurecht, das etwas weiter iſt, als der Fuß lang iſt, nähen ſolches vorn bey den Zehen und hinten bey den Ferſen zuſammen und binden es dann mit

einen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Iſländiſche Jungfer hochzeitlich gekleidet

einen Riemen feſt. Auch die Frauensleute gehen überall in ſchwarzen wollenen Tuche gekleidet. Ueber das Hemde das über der Bruſt zuſammen genäht iſt, tragen ſie ein Leibchen und darüber ein vorne zuſammen geſchniertes Kamiſol, mit langen, ſchmalen Ermeln, die bis an die flache Hand herunter gehen. An der Seite des Arms haben ſie Knöpfe von getriebener Arbeit, auf welche gewöhnlich der Bräutgam ſeinen und ſeiner Braut Namen ſetzen läßt. Oben an den Futterhemd wird ein kleiner ſchwarzer Kragen feſtgemacht, etwa drey Finger breit, von Sammet, oder Seidenzeug, und oft mit einer Schnur von Goldfaden beſezt.

Der Rock iſt auch von groben wollenen Tuche, und gehet bis an die Fußgelenke herunter; oben an demſelben ſitzt ein Gürtel von Silber oder Metall, woran die Schürze feſt gemacht wird, die auch von wollenen Tuche und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit geziert iſt. Ueber dieſe Kleidung ziehen ſie noch eine Oberkleidung, die am Halſe und an den Armen feſt an ſchließt und etwa eine Hand breit kürzer iſt als der Unterrock. Sie iſt ganz herunter mit einem Aufſchlage verſehen, welchen ſie ſelbſt weben, und der wie geſchorener Sammet ausſieht. An den Fingern tragen ſie viele Ringe von Gold, Silber und Meſſing.

Ihr Kopfputz beſtehet aus verſchiedenen Tüchern, die ſie um den Kopf wickeln, und faſt zwey-

mal ſo hoch als das Geſicht iſt: ſie werden mit einem ſeidenen Tuch feſt gebunden, und dienen mehr zur Wärme als zum Putz. Die Mädgens aber dürfen ſolche nicht eher tragen als bis ſie mannbar geworden ſind. Bey ihren Hochzeiten trägt die Braut eine ſilberne vervoldete Krone, und um den Hals zwey Ketten, die eine hängt lang vor der Bruſt herunter, die andere liegt über die Schultern, auſſerdem hat ſie eine kleinere Kette um den Hals woran gemeiniglich ein Herz hängt.

Dieſe Kleidertracht tragen alle Iſländerinnen, geringe und vornehme, außer daß bey den Reichern feineres Tuch die Zierathen von Silber und vergoldet, ſtatt von Meſſing haben.

---

17. Die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ein Sineſer, u: eine Frau

17. Die Sineſer.

Die Sineſen tragen, ſofern es die groſſe Verſchiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebensart zuläßt, offenbar nach Züge der öſtlichen Bildung, die auf der mongoliſchen Erdhöhe nur am ſtärkſten ins Auge fällt. Das breite Geſicht, die kleinen ſchwarzen Augen, die ſtumpfe Naſe, der dünne Bart hat ſich in einem andern Lande nur zu einer weichern, rundern Geſtalt klimatiſiret; und der Sineſiſche Geſchmack ſcheint eben ſo ſehr eine Folge übelgeordneter Organe, wie ihre Regierungsform und Weisheit, Deſpotismus und Fähigkeit mit ſich träget.

In vielen Ländern Aſiens haben ſich Mongolen niedergelaſſen und ihre Bildung durch ihre Züge anderer Völker veredelt. Ja früher als die Kriegsüberſchwemmungen waren jene uralten Wanderungen von dieſen frühbewohnten höchſten Rücken der Erde, in viele umliegende Länder. Vielleicht alſo daher ſchon trägt die öſtliche Weltgegend bis zu den Kamtſchadalen hinauf, ſo wie über Tibet hin, längs der Halbinſel jenſeit des Ganges, Züge Mongoliſcher Bildung, wie wir auch aus denen Abbildungen dieſer Völker ſolches warnehmen.

Obgleich dieſe Nation ſehr alt iſt, ſo denkt ſie doch nicht daran, ihre Misbräuche zu verbeſſern. Die Sineſen haben keinen Funken Genie, gar keine Lebhaftigkeit der Imagination, ſondern alles ge-

ſchiehet bey ihnen maſchinenmäſſig und nach angenommener Weiſe. Hierinn ſtimmen die Reiſebeſchreiber überein, und wenn man das Enthuſiaſtiſche bey Seite ſezt, ſo wird man ſehen, daß die ſineſiſche Induſtrie ſich blos mit Kleinigkeiten abgiebt.

Die Sineſer ſind hochmüthig, ſchelmiſch, grob und feigherzig, wohlgewachſen, flink und tapfer ſo lang nur geſpaßt wird, wenn aber aus der Sache Ernſt wird, ſo zeigen ſie nichts als Furcht und Feigherzigkeit, die ſie nöthigen die Flucht zu ergreifen.

Die ſineſiſche Kleidung iſt eine Art ſeidenen Hemdes, von allerley Farben, welches vorn zugeknüpft wird. Sie legen deren wohl acht übereinander an, und bey kalter Witterung noch dazu eine Art Mäntelchen von ſchwarzem Tuch. Darunter tragen ſie groſſe Hoſen, und Stiefeln von Atlas, die manchmal durchgenähet ſind, und deren Solen von Pappier über einen Zoll dick ſind. Sie ſcheeren ſich den Kopf, und laſſen nur am Hinterhaupt einen Schopf ſtehen, um davon einen Zopf zu flechten, den ſie Peneſe nennen, Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieſelben auch ſorgfältig pflegen und fleißig mit der Hand ſtreichen, um ſie glatt zu erhalten.

Die Kleidung der Weibsleute, iſt faſt einerley mit den männlichen. Die verheyratheten in der Provinz Canton binden ihre Haare mitten auf dem Kopfe zuſammen, und machen Knoten daraus, die

ſie

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Takury   Ein Neuſeeländiſcher Befehlshaber.

ſie mit Blumen ſchmücken, und mit goldenen Steck-nadeln zuſammen heften.

Die unverheyratheten Mädchen ſchneiden ſie um die Stirne herum zwey Zoll hoch von der Wurzel ab, und kräuſeln ſie nicht. Doch ſind dieſe Moden nicht allgemein, ſondern nach denen Provinzen verſchieden.

Von den Neuſeeländern. *)

(Nebſt vier Abbildungen No. 18. 19. 20. 21.)

Philoſophen die den Menſchen nur von ihrer Studierſtube aus kennen, haben dreiſt weggeläugnet, daß es je Menſchenfreſſer gegeben habe.

Aus Marions neueſter Reiſe wiſſen wir viel mehr daß die Neuſeeländer dieſen Kapitain nebſt 28 Mann aufgefreſſen haben. Sie ſind von jeher allen Nationen die zu Ihnen gekommen, gefährliche Feinde geweſen. Der erſte Entdecker Tasmann, ein Holländer verlohr A. 1642. vier Matroſen, und ſeit dem wiſſen ſie ohnſtreitig wie das Fleiſch eines Europäers ſchmeckt. Da alſo dieſe Barbaren das Menſchenfleiſch wohlſchmeckend und geſund fanden, ſo wurde es auch zur Gewohnheit bey ihnen.

Die

*) Hiezu gehören vier Abbildungen.
1) Takury, ein Neuſeel. Befehlshaber.
2) Ein Neuſeel. Mann mit einer Lanze und Streitkolbe.
3) Eine Neuſeel. Frau.
4) Ein Neuſeel. Mädgen.

Die Neuſeeländer mäſten und ſchlachten zwar ihre Gefangenen nicht, freſſen aber übrigens doch ihre Feinde, wenn ſie ſolche in der größten Wuth erlegt haben.

Forſter erzählt, daß er die Eingeweide eines erſchlagenen Jünglings von etwa 15—16 Jahren geſehen, deſſen Herz die Wilden auf eine vierzackigte Gabel angeſpießt, und deſſen Kopf nebſt verſchiedene Stücke vom Körper ihm vorgezeigt worden, erſtern habe er vor einen Nagel eingetauſcht. Als man den Kopf aufs Geländer des Verdecks zur Schau ausgeſtellt, ſeyen einige Seeländer gekommen, die ein groſſes Verlangen nach demſelben bezeigt hätten. Man habe ein Stück von der Backe abgeſchnitten, es ihnen dargereicht, wolltens aber roh nicht eſſen, daher ließ man das Stück ein wenig über dem Feuer braten, worauf ſie es in Gegenwart ſeiner Leute mit der größten Gierigkeit verſchlangen. Durch die Streitigkeiten die die Franzoſen mit den Neuſeeländern gehabt, würden leztere in keinem vortheilhaften Lichte erſcheinen, wenn wir nicht vermuthen könnten, daß vorher etwas vorgefallen ſeyn müſſe, wodurch ſie ſehr beleidigt und in Harniſch gebracht worden. Wenigſtens ſiehet man aus ihrem übrigen Betragen, gegen die Europäer, daß ſie weder verrätheriſch, noch menſchenfeindlich ſind. Warum ſollten wir alſo nicht annehmen dürfen, daß die Franzoſen, vielleicht ohne es ſelbſt zu

wiſſen,

wiſſen, oder gewahr zu werden, ihnen etwas (von den Matroſen) in den Weg gelegt, wodurch jene ſich für berechtigt gehalten haben, ihrer Rachſucht den Zügel dermaſſen ſchieſſen zu laſſen, als dies von rohen Wilden nur immer erwartet werden kann.

Man hat von ihnen erfahren, daß ſie ein höchſtes Weſen erkennen; benebſt dieſem Begrif, nehmen ſie gewiſſe Untergottheiten an. Man hat nur zwey Umſtände entdecken können, die eine Beziehung auf Religion und etwas Aberglauben zu verrathen ſcheinen. Erſtlich der Name Etui, iſt bey ihnen ein Vogel der Gottheit, den ſie einer Art von Spechten beylegen und ihn nicht gern umbringen, welches ſie jedoch andern Vögeln auch thun.

Zweytens tragen ſie an einer Halsſchnur auf der Bruſt einen grünen Stein, den ſie Etighi nennen, und ihn zwar nicht für eine Kleinigkeit, wohl aber für eine halbe Elle Tuch weggeben. Dergleichen auch die Tahiter, und übrigen Bewohner der Societätsinſeln beobachten. Von Prieſtern und Zauberern wiſſen ſie gar nichts.

Marion ein franzöſ. Kapitain ſagt: "Ich habe ſie während einer Viertelſtunde von der kindiſchſten Freude in die ſchwarzeſte Betrübniß, von der Ruhe in Raſerey gerathen, und plözlich wieder in unmäſſiges Lachen ausbrechen geſehen, einmal um das andere unmittelbar aufeinander freundlich und ſchmeichelhaft,

chelhaft, dann ſauertöpfiſch und trotzig; manchmal unveränderlich, immer aber gefährlich und verrätheriſch."

18. Fortſetzung von den Neuſeeländern.

Nur diejenigen unter ihnen ſtehen in Anſehen, welche Streitaxt, Kolbe und Lanzen am beſten zu führen wiſſen, und nur die, welche die meiſten Proben der Wildheit oder Treuloſigkeit abgelegt haben, ſind berechtigt vier Federn auf dem Kopf zu tragen, und ſich in das Geſicht, auf die Hinterbacken und Kniekehlen ſcheußliche Figuren zu punktiren. Um dieſe höchſte Würde zu erlangen, muß man ohne Zweifel viel Menſchen umgebracht und gefreſſen haben. Dieſe wilden Menſchen lieben demohngeachtet den Tanz und die Muſik; In Neuſeeland hat mans in der Muſik weiter gebracht als auf den Societäts und freundſchaftlichen Inſeln. Hieraus will man ſchließen, daß ſie einen Vorzug vor vielen Südländern haben, und ein Herz beſitzen, daß nothwendigerweiſe guter und milder Empfindungen fähig ſeyn muß, ſo ſpitzfindig man auch etwas dagegen einwenden mag. Gegen das weibliche Geſchlecht ſind ſie unempfindlich. Die Schamhaftigkeit iſt ihnen etwas unbekanntes, aber gegen ihre Kinder bezeigen ſie ſich doch zärtlich.

Man wird ſich ohne Zweifel verwundern, daß man auf bisher gänzlich unbekannten Inſeln dreyer-

ley

Tracht der Neuſeelaender.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ley Arten von Menſchen, weiſſe, ſchwarze, und braungelbe angetroffen hat.

Ohne Zweifel ſind die weiſſen die Eingebohrnen, ihre Farbe iſt überhaupt ſo, wie an den europäiſchen ſüdlichen Völkern. Man hat drey bis vier geſehen, die rothe Haare hatten. Einige waren ſo weiß wie unſere Matroſen, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren ſah ſo weiß, wie eine Franzöſinn. *)

Es kann ſeyn, daß von Neuholland Schwarze zur See nach Neuſeeland gebracht worden, da beyde Länder jetzo nur etwa 300 Meilen von einander liegen, ehehin vielleicht nicht ſo weit, und Neuholland, die gröſte unter den bekannten Inſeln, iſt ſicherlich durch Schwarze aus Neu-Guinea bevölkert worden, welches blos durch eine Meerenge, etwa ſo breit als ein Fluß, abgeſondert iſt.

Dieſe verpflanzten Neger mögen ſich mit eingebohrnen Weibern in Neuſeeland gepaaret und dieſe Vermiſchung der Farbe verurſacht haben.

Noch iſt zu bemerken, daß faſt auf allen Inſeln, von Formoſa und den Philippinen an, bis Neuſeeland, die in den groſſen Archipeln liegen, welche zwiſchen den ſineſiſchen, indiſchen, afrikaniſchen und amerikaniſchen Gewäſſern einen Raum von mehr als 1500 Meilen in die Länge einnehmen, faſt überall eine wunderbare Vermiſchung von Menſchen als weiſſen, Negern und gelben angetroffen wird

Die

*) Man ſehe hiebey Nro. 21.

Die Küſten auf Formoſa werden von Sineſen, das Innere der Inſel aber von halb wilden Schwarzen bewohnt (alſo auf einer Inſel halb zahme und halb wilde), die Küſten auf Lücon und den meiſten andern philippiniſchen Inſeln von Malayſchen Colonien, und das Innere, die Waldungen und die Gebirge von wahren eingebohrnen Wilden. Eben ſo iſts auf Borneo wo ſich krausbaarigte Negern befinden, wie auch auf den Molukken, in Neuguinea, Timor, Neuholland und endlich in Neuſeeland. Die Seefahrer haben ganz neuerdings dergleichen bis in die Mitte des Südmeers auf der Inſel Tahity gefunden.

Tahity mag einſtmals mit Neuſeeland Gemeinſchaft gehabt haben, welche jezt durch ein unergründliches über 600 Meilen breites Meer davon getrennet iſt, denn beyde Völker haben viel ähnliches miteinander.

Es iſt ſehr zu glauben, daß Amerika von Neuſeeland, den Südländern und den Inſeln im Südmeer aus, bevölkert worden. Die Uebereinſtimmung der Sitten, Gebräuche die Waffen, Werkzeuge, Kleider, Häußer, Schiffe, eben die Unempfindlichkeit gegen das weibliche Geſchlecht, Sprache, und die Menſchenfreſſer, ſind ſehr auffallende Beweiſe. Man findet von Neuſeeland oder vom 47. Gr. Süderbreite gegen den Aequator, und von da bis Japan oder den 40. Gr. Norderbreite überall Spu-

ren

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine neuſeelaendiſche Frau.

ren von ausgelöſchten oder brennenden Volkanen, Lava mit Schlacken, Bimſtein u. d. gl. an, die Urſache zu glauben geben, daß Neuſeeland durch Erdbeben, von Neuholland, oder von den Südländern, oder von einem andern veſten Land getrennet worden, und weil die Einwohner Tahiti und die genannten Völker die Gottheit mit einerley Namen, nemlich den Erderſchütterer benennen.

20 und 21. Kleidung der Wilden.

Sie tragen nie etwas auf dem Kopf. Die Haare binden ſie oben mit einem Stück Band zuſammen, und ſtutzen ſie dann 1 bis 2 Zoll oberhalb des Bandes wie eine Bürſte ab, wozu ſie ſich aus Mangel einer Scheere einer Breitmuſchel oder Seeohrs, welche ſie ſcharf ſchleifen, bedienen.

Männer und Weiber beſchmieren ihre Haare mit Fiſchthran, und beſtreuen ſie mit geſtoſſenem rothen Ocker; manche zwar nur den Schopf. Die Vornehmen ſchmücken ihren Kopf mit weiſſen Federn.

Die verheuratheten Weiber haben gleichen Kopfputz wie die Männer, aber die Mädchen laſſen ihr Haar den Nacken herab fallen, und ſchneiden es am Anfang der Schultern ab.

Die jungen Weiber ſchwärzen ſich die Lippen, ohne Zweifel, um die Weiſſe ihrer Zähne deſto mehr zu erheben.

D Die

Die Mannsperſonen haben wie die Weibsperſonen durchbohrte Ohren, in denen ſie einige wohlabgeriebene und glänzende Muſcheln von der Farbe der ungariſchen Wittwe, (einer Art Kuttelſchnecke, burgau), oder Federn, oder kleine Hundsknochen tragen.

Einige Männer tragen um den Hals Stücke von einem ſehr ſchönen grünen Talkſtein (Jade) von mancherley Form, geglättet und mit eingeſchnittenen Figuren. Einige von dieſen Talkſteinen ſind funkelnd. Zuweilen tragen ſie auch perlenmutterartige Muſcheln, Stückgen Holz, und Federbüſchel.

Die Weiber tragen Halsſchnüre von gleichlang abgebrochenen Stückgen von weiſſen Meerzähngen und ſchwarzen wurmförmigen Röhrgen, die wechſelsweiſe angereihet ſind; einige, von ſchwarzen ſehr harten Kernen, deren Frucht man noch nicht kennen gelernt hat.

Männer und Weiber tragen über die Schultern einen Mantel, der um den Hals mit einem Band beveſtiget iſt und bis an den Gürtel reicht. Dieſe Mäntel beſtehen aus einem kleinen Stück groben Tuch, ohne Nath, und ſind blos zu dieſem Gebrauche beſtimmt, bedecken nichts als die Schultern und Lenden, und laſſen die ganze Bruſt und den Bauch entblößt.

Auſſer dieſem Mantel haben ſie eine Art Schürze von eben dem Gewebe, womit ſie ſich die Lenden

und

THE NEW·YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

N.° 2

Ein Neuſeelaendiſches Mädgen.

und Schenkel umhüllen, und die bis an den Waden reicht. Auch dieſes Kleidungsſtück haben Männer und Weiber gemein. Um die Lenden wird es mit einem vier Finger breiten Gürtel gebunden, welcher entweder von dem nämlichen Stoff, oder von künſtlichgeflochtenen Binſen gemacht iſt.

Die Wilden haben noch ein anderes Kleidungsſtück ausgeſonnen, nämlich einen Regenmantel. Er wird aus groben Hanf verfertiget; die Enden von Hanf ſtechen aus dem Gewebe 3 bis 4 Zoll lang hervor, und dieſe gleichſam haarigte Seite wenden ſie auſſen heraus, damit der Regen wie von einem Dach ablaufe. Ein ſolcher Mantel iſt lang, und bedeckt beynahe den ganzen Leib.

Die Vornehmen unterſcheiden ſich durch Mäntel und Unterkleider von feinerm Gewebe. Ich habe überhaupt bemerkt, daß ſie allein ſehr gutgemachte Mäntel von ſehr feinen hundsledernen Riemen hatten, die geſchickt und mit einem ſolchen Farbenverhältniß aneinander geſetzt waren, daß es ſchien, als wäre es nur ein einziges Fell. Sie tragen die Haare inwendig auf dem Leib, wenn es kalt iſt, auſſen aber, wenn es warm iſt.

Am meiſten fällt die von den Obern der Wilden zu ihrer Auszeichnung erſonnene Art auf, nach welcher ſie ſich das Geſicht und die Hinterbacken ganz gräßlich färben. Sie zeichnen ſich auf die Stirne

Die Frauensperſonen haben zwar nicht die Feinheit der Europäer, aber ihre Stimme iſt doch ſanft, ſie ſind gar nicht ſpröde, doch folgt ihre Ergebung erſt nach einem gemachten Geſchenke; Sie ſind an ihrem Körper nicht ſo reinlich wie die Otahiter; da ſie nicht in einem ſo heiſſen Himmelsſtrich wie jene wohnen, ſo baden ſie ſich auch nicht ſo oft.

Das Oehl womit ſie ihre Haare ſalben, wie die Isländer, macht ſie eckelhaft. Dieſes Oehl iſt geſottenes Fiſch- oder Vogelfett, die vornehmere brauchen friſches, die ärmern aber altes ranziges, das ſehr übel riechet.

Ihre Köpfe ſind nicht frey von Ungeziefer, ob ſie ſchon den Gebrauch der beinernen und hölzernen Kämme wiſſen.

Sie tragen kurze Bärte, die Haare binden ſie oben auf dem Kopf in ein Büſchel zuſammen, und ſchmicken es mit Federn, von verſchiedener Art. Manche Weiber, tragen das Haar kurz, andere laſſens über die Schultern fliegen.

Die Leiber der zwey Geſchlechter ſind mit ſchwarzen Flecken gezeichnet, die ſie Amoco nennen. Sie bedienen ſich der nemlichen Art wie zu Otahiti wo man es Tattow nennet. Die Männer zeichnen ſich ſtärker als die Weiber, welche blos die Lippen zeichnen: Jedoch malen ſie zuweilen auch ſchwarze Flecken auf andere Theile des Leibes. Die Männer hingegen vermehren von Jahr zu Jahr dieſe

biſarre

No. 22.

Bildniſs eines neuſeelændiſchen Kriegers.

gewebt werden, daß eine Art von Matte daraus wird, deren Enden 7 bis 8 Zoll lang an der obern Seite heraushängen. Ein Stück dieſer Matte wird über den Achſeln zugeknüpft, und reicht bis herunter an die Kniee; das andre wird rund um die Hüfte gewickelt, und fällt faſt bis zur Erde nieder. Dieſe zwey Stücken ſind an eine Schnur befeſtigt, die durch eine beinerne Nadel geſteckt wird, und ſie zuſammenhäftet. Das untere Kleid tragen Mannsleute nur zu beſondern Zeiten.

Außer den gedachten Matten oder Plüſche haben ſie noch zwo Gattungen von Tuch; die eine iſt eben ſo grob, aber ungleich ſtärker, als engländiſcher Canevas. Die andere iſt aus Fibern einer Pflanze gemacht, die in Fäden gezogen werden, einander durchkreuzen und binden, und den Strohtellern ähnlich ſehen, auf die wir unſre Gerichte bey Tiſche ſetzen. An beyde Arten Tuch ſetzen ſie bunte Verbrämungen, die wie der Mädchen Modeltücher ausſehen, ſehr niedlich und zierlich ausgearbeitet ſind.

Was ſie bey ihrer Kleidung als das zierlichſte betrachten, iſt Hundefell. Das ſchneiden ſie in Streifen, und häften es auf verſchiedne Theile ihrer Kleider. Da der Hunde nicht viele ſind, gehen ſie mit dieſen Streifen ſehr ſparſam um. Einige wenige ihrer Kleider ſind mit Federn geſchmückt; und man ſah einen Mann, der ganz mit rothen Papageyfedern bedeckt war.

Frauens-

22. Ein Neuſeeländiſcher Krieger.

Die Männer dieſes Landes ſind ſo gros als die gröſsten Europäer. Ihre Farbe iſt braun, jedoch nicht viel mehr, als der Spanier ihre. Sie ſind ſehr fleiſchig, jedoch nicht faul, noch wollüſtig, ſie ſind ſtark gewachſen und von guter Taille.

Der Charakter, die Lage, und Umſtände dieſer erbarmenswürdigen Völker, müſsen denenjenigen Wunderdinge verrichten helfen, die unter ihnen eine Colonie anlegen wollten. Ihr Charakter macht ſie der Freundſchaft fähig, ob ſie ſchon ein wildes und müſſiges Leben führen. Es wäre ein wahres Glück vor ſie, geſittet zu werden; die undankbare Natur reichet ihnen kaum ihre Erhaltung dar, daher ſie gezwungen ſind ſich ſelbſt aufzureiben, um nicht hungers zu ſterben. Dieſe an den Krieg gewöhnten Völker, betrachten aus Gebrauch und Gewohnheit die Fremden als Feinde. Jedoch bemerket Cooke, daſs, nachdem er ein Freundſchaftsverſtändniſs mit ihnen gemacht, er ſie ſehr ſelten falſch gefunden habe; auſſer wenn ſie gemerkt, daſs man ſich durch ſie bereichern wolle.

Ihr Haar iſt glatt, die Zähne gleich und weiſs, die Geſichtszüge regelmäſſig, und erreichen ein hohes Alter.

Dieſe Neuſeeländer ſind ſo beſcheiden und zurückhaltend, als Europens geſitteſten Völker.

Die Frauensperſonen haben zwar nicht die Feinheit der Europäer, aber ihre Stimme iſt doch ſanft, ſie ſind gar nicht ſpröde, doch folgt ihre Ergebung erſt nach einem gemachten Geſchenke; Sie ſind an ihrem Körper nicht ſo reinlich wie die Otahiter; da ſie nicht in einem ſo heiſſen Himmelsſtrich wie jene wohnen, ſo baden ſie ſich auch nicht ſo oft.

Das Oehl womit ſie ihre Haare ſalben, wie die Isländer, macht ſie eckelhaft. Dieſes Oehl iſt geſottenes Fiſch- oder Vogelfett, die vornehmere brauchen friſches, die ärmern aber altes ranziges, das ſehr übel riechet.

Ihre Köpfe ſind nicht frey von Ungeziefer, ob ſie ſchon den Gebrauch der beinernen und hölzernen Kämme wiſſen.

Sie tragen kurze Bärte, die Haare binden ſie oben auf dem Kopf in ein Büſchel zuſammen, und ſchmicken es mit Federn, von verſchiedener Art. Manche Weiber, tragen das Haar kurz, andere laſſens über die Schultern fliegen.

Die Leiber der zwey Geſchlechter ſind mit ſchwarzen Flecken gezeichnet, die ſie Amoco nennen. Sie bedienen ſich der nemlichen Art wie zu Otahiti wo man es Tattow nennet. Die Männer zeichnen ſich ſtärker als die Weiber, welche blos die Lippen zeichnen: Jedoch malen ſie zuweilen auch ſchwarze Flecken auf andere Theile des Leibes. Die Männer hingegen vermehren von Jahr zu Jahr dieſe

bisarre

biſarre Zierathen, ſo daß ſehr Alte über und über damit bedeckt ſind, und zwar vom Kopf bis auf die Füße.

Auſſer dem Amoco zeichnen ſie ſich auch noch mit Furchen, die ſie ſich auf dem Körper drucken, wie es aber geſchiehet, iſt nicht bekannt. Es ſind gleiche Striche nach der Breite und Länge, dergleichen man an jungen Bäumen von einem Jahr bemerkt, allwo ein Einſchnitt gemacht worden. Die jungen Perſonen ſchwärzen nur ihre Lippen, wie die Weiber.

Dieſe Furchen ſehen häslich aus, indem die Ränder mit Zähnen eingekärbt ſind, alles zuſammen ſiehet ganz ſchwarz.

Die Verzierungen des Geſichts werden in Geſtalt einer Schneckenlinie, mit gleicher Schönheit und Richtigkeit gezogen, und beyde Backen ſind ſich völlig gleich gezeichnet. Die Zeichnungen ihrer Leiber ſehen dem Laubwerke eingelegter Arbeit auf altem Silbergeſchirr ähnlich: jedoch ſind nicht zwey Geſichter oder Leiber ähnlich gezeichnet. Den Hintern laſſen die Neuſeeländer oft von Zeichnungen frey; da ihn hingegen die von Otaheite vor allen andern Theilen herausputzen. Dieſe Indianer malen auch ihre Leiber mit rothem Ocker, entweder getrocknet oder mit Oele vermiſcht.

Ihre Kleidung wird aus in Stückchen zerſpaltnen Schwertelblättern gemacht, die durch einander

gewebt werden, daß eine Art von Matte daraus wird, deren Enden 7 bis 8 Zoll lang an der obern Seite heraushängen. Ein Stück dieſer Matte wird über den Achſeln zugeknüpft, und reicht bis herunter an die Kniee; das andre wird rund um die Hüfte gewickelt, und fällt faſt bis zur Erde nieder. Dieſe zwey Stücken ſind an eine Schnur befeſtigt, die durch eine beinerne Nadel geſteckt wird, und ſie zuſammenhäftet. Das untere Kleid tragen Mannsleute nur zu beſondern Zeiten.

Außer den gedachten Matten oder Plüſche haben ſie noch zwo Gattungen von Tuch; die eine iſt eben ſo grob, aber ungleich ſtärker, als engländiſcher Canevas. Die andere iſt aus Fibern einer Pflanze gemacht, die in Fäden gezogen werden, einander durchkreuzen und binden, und den Strohtellern ähnlich ſehen, auf die wir unſre Gerichte bey Tiſche ſetzen. An beyde Arten Tuch ſetzen ſie bunte Verbrämungen, die wie der Mädchen Modeltücher ausſehen, ſehr niedlich und zierlich ausgearbeitet ſind.

Was ſie bey ihrer Kleidung als das zierlichſte betrachten, iſt Hundefell. Das ſchneiden ſie in Streifen, und häften es auf verſchiedne Theile ihrer Kleider. Da der Hunde nicht viele ſind, gehen ſie mit dieſen Streifen ſehr ſparſam um. Einige wenige ihrer Kleider ſind mit Federn geſchmückt; und man ſah einen Mann, der ganz mit rothen Papageyfedern bedeckt war.

Frauensleute binden niemals ihr Haar auf dem Wirbel zuſammen, ſchmücken es auch nicht mit Federn, und ſind der Kleidung halben weniger beſorgt, als die Männer. Ihr Unterkleid iſt dicht rund um ſie gebunden, ausgenommen wenn ſie fiſchen gehen; alsdenn aber haben ſie Acht, daß die Männer ſie nicht zu ſehen bekommen.

Es traf einmal, daß einige vom Schiffsvolke ſie bey dieſer Arbeit überfielen; da verſteckten ſich manche zwiſchen den Felſen, die andern aber blieben ſo lange unter dem Waſſer, bis ſie ſich einen Gürtel und eine Schürze aus Seeunkraute verfertigt hatten. Mit einem Worte, ihr ganzes Verhalten gab die feinſten Vorſtellungen weiblicher Sittſamkeit zu erkennen.

Beyder Geſchlechter Ohren ſind durchbort, und die Löcher ſo ausgedehnt, daß ein Erwachsner den Finger durchſtecken kann. Ihrer Ohren Zierrathen ſind Federn, Tuch, Knochen, zuweilen Stückchen Holz. Viele von ihnen bedienten ſich dazu der ihnen von den Engländern gegebnen Nägel; und Frauensleute putzten zuweilen ihre Ohren mit dem weißen Flaum des Albitroß, den ſie vor und hinter dem Ohrläppchen in einen groſſen Büſchel auszogen. Auch hiengen ſie in die Ohren an Schnüren Meißel, Pfriemen, Hundezähne, und ihrer verſtorbnen Freunde Zähne und Nägel.

Der

Der Frauensperſonen Arme und Knöchel ſind mit Muſcheln, Beinen, und allem andern geziert, wodurch ſie nur eine Schnur ſtecken können. Den Männern hängt ein Stück grünes Marienglas oder Wallfiſchbein, darauf eines Menſchen Bild gegraben iſt, an einer Schnur um den Hals. Man ſahe einen Mann mit durchſtochnem Naſenknorpel, durch den er eine Feder geſteckt hatte, die über jeden Backen hinaus ragte.

Von den Seeländern überhaupt.

Die Seeländer haben keine Religionsübungen, doch haben ſie Prieſter, welche den Göttern Gebete vortragen, und ihnen ihre zeitlichen Angelegenheiten empfehlen. Z. E. Unternehmung gegen ihre Feinde, deren Körper ſie freſſen, ja vermög ihren Religionsbegriffen ſind ſie genöthiget, die überwundenen Feinde zu freſſen, denn die Seele deſſen Körper von ſeinem Feind gefreſſen worden, wird zu einem ewigen Feuer verdammt, dahingegen die Seelen derjenigen deren Körper aus den Händen ihrer Mörder gerettet worden, ſo wie diejenigen, die eines natürlichen Todes geſtorben ſind, ihre Wohnung bey den Göttern erhalten. Sie begraben gewöhnlich ihre Toden.

Die Vielweiberey iſt bey den Seeländern erlaubt, und mancher hat 2—3 Weiber, die unverheyratheten aber leben in Verachtung.

Sie

Sie beſitzen wenig Kenntniſſe, ſind auch nicht neugierig ſolche zu erweitern.

Die Kleidung beyder Geſchlechter iſt einerley; ſie bedecken ſich mit einem Stück Zeug etwa 5 Schuh lang und 4 breit, den ſie aus Flachs verfertigen; dieß iſt ihre künſtliche Arbeit, ob ſie ſchon nur aus einer Menge Knoten oder Schleifen beſtehet. Um ſie zu verſchönern ſetzen ſie noch Stücke von Hundsfellen daran. Zwey Zipfel von dem Zeug gehen über die Schultern und werden auf der Bruſt mit dem übrigen, das den Körper bedeckt, verbunden, und ein aus Stroh geflochtenes Gurtband hält das Gewand um den Bauch veſte. Der Zeug iſt oft mit Vogelfedern beſetzt. Die Weiber tragen manchmal um den Hals Hayfiſchzähne, ingleichen Schenkelknochen kleiner Vögel, oder eine ſeltene Muſchel. Sie verfertigen ihre Waffen, die ſehr nett und dauerhaft ſind. Ihr Werkzeug dazu iſt wie unſer Hobel geformt, ihre Meuſel ſind von grünen Serpentinſtein oder Jaſpis. Eine Muſchelſchale, ein Stück Jaſpis dient ihnen ſtatt eines Meſſers, ſie wiſſen von keinem andern Bohrer, als einem Hayfiſchzahn, der an ein kleines Stück Holz befeſtiget iſt. Sie haben kleine Sägen, aus Fiſchzähnen an ein geſchnitztes Holz beveſtiget, womit ſie die Körper ihrer im Krieg erſchlagenen Feinde von einander theilen, und zwar mögen dieſe noch lebendig oder tod ſeyn.

Die Waffen beſtehen aus Picken, Patoos, Hellebarden, und zuweilen aus Steinen. Die Picken ſind von ſehr harten Holz 5 bis 20 ja 30 Schuh lang, ſie werfen ſelbige wie Wurfſpieſſe. Der Patoo oder Emeete' hat eine elliptiſche Form, iſt ungefähr 18 Ellen lang, hat einen Grief von Holz, Stein, Beinknochen oder Jaſpis, auf den ſie ſich in den Schlachten am meiſten verlaſſen. Die Hellebarde oder lange Streitkolbe, hat 5 bis 6 Schuh in die Länge, das eine Ende iſt voller Stacheln, und ſtellt einen ausgeſchnittenen Kopf vor, das andere iſt platt und an dem Rande ſcharf ſchneidend.

So grauſam ſie gegen ihre Feinde ſind, ſo viel Gefühl verrathen ſie bey dem Verluſt ihrer Freunde.

Sie zerfetzen ſich zu Ehren ihrer verſtorbenen, Stirne und Backen mit Muſcheln oder ſcharfen Steinen, ſo daß ſich das Blut mit ihren Thränen vermiſcht; Sie tragen zum Andenken ihrer Lieben, eine aus grünen Stein geſchnittene menſchliche Figur an dem Hals, an welcher ſie Augen von Perlmutter einſetzen.

23. Ein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Chef von der Inſel St Chriſtine.

23. Ein Chef von der Inſel St. Chriſtine.

Die Inſel St. Chriſtine, oder Waitahu hat ohngefähr acht Seemeilen in Umfange. Die Einwohner ſind alle groß und wohl gebildet von gelblicher oder hellbrauner Farbe, aber ſehr ſtark punktirt. So dick ſind ſie aber doch nicht als die vornehmen Tahiter, auch nicht ſo abgezehrt, als die auf der Oſterinſel. Sie gehen alle völlig nackend, und tragen nur um die Hüften ein kleines Stück Zeug. Bart und Haare ſind glänzend ſchwarz, und ihre Sprache kommt der Tahitiſchen am nächſten, nur können ſie kein r ausſprechen: Die Punktirungen bedecken den ganzen Körper und verdecken zugleich die Schönheit ihrer Geſtalt, die Zierrathen ſtellen krumme Linien vor. Bey jungen Leuten die unpunktirt waren, ſahe man die regelmäßigſte Schönheit. Ihre Geſichtsbildung war offen, gefällig, und ſehr lebhaft, ihre Augen groß und ſchwarz, das Haar ſchwarz gekräuſelt und ſtark, nur bey wenigen ſah es blond. Der Bart war wegen der vielen Punktirungen um das Kinn gemeiniglich dünn; Dieſe Leute ſind ſo gaſtfrey und liebreich als auf Tahiti. Das gutherzige Betragen der Einwohner, ihre Sitten, Geſtalt, Sprache und Kleidung, kurz alles zeigt daß ſie mit den Tahitiren einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben.

Die

Die Weiber ſind hier nicht punktirt, welche Zierde nur den Mannsperſonen eigen iſt: ſie ſind ſehr wohl gebildet, und gleichen den vornehmen Frauenzimmer auf Tahiti.

Der Chef dieſer Inſel mit Namen Honoo, (ſo in der Tahitiſchen Sprache eine Schildkröte bedeutet, dieſe Völker nehmen gern die Namen von Thieren an, gleichwie auch Nordamerikaner) trug einen Mantel von Maulbeerbaumrinde, nach Art der Tahiter, er hatte eine königliche Hauptbinde, einen Halskragen, Ohrengehänge, und Haarbüſche. Er war König von der ganzen Inſel ohne daß man ihm Achtung bezeiget. Er ſchien verſtändig und von guten Charakter zu ſeyn; ſeine Geſtalt war ſehr auffallend, und Hr. Hodges zeichnete ihn nach der Natur.

24. Ein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

No.

Ein Mann von der Oster Inſel.

24. Ein Mann von der Oſterinſel.

Die Oſterinſel oder wie ſie in der Landesſprache heißt, Waihu, liegt unter dem 27 Grade, der 4 Minute ſüdlicher Breite, unter dem 110 Grade, der 45 Minute weſtlicher Länge vom Mittagskreiſe zu London, oder unter dem 109 Grade der 46 Minute weſtlicher Länge vom Mittagskreiſe zu Greewich.

Die Leute ſind von mittler größe, mager, ihre Muſkeln hart und ſteif, und den Bewohnern der Geſellſchaftsinſeln etwas ähnlich, aber nicht ſo ſchön. Einer hatte einen Bart; Ueber den ganzen Leib waren ſie eben ſo gezeichnet, wie die Bewohner der übrigen Inſeln. Ihre Ohrenlappen waren ſo lang, daß ſie faſt auf den Achſeln lagen, und hatten ſo große Löcher, darein man wohl vier bis fünf Finger ſtecken konnte.

Die Einwohner giengen gröſtentheils nackend, nur wenige waren in Zeug von hellgelber oder Oranienfarbe gekleidet. Ihre Farbe iſt Kaſtanienbraun, auf dem ganzen Leibe ſind ſie ſehr haarig. Bart und Haupthaar waren ſtark und ſchwarz, erſterer aber geſtuzt. Die ganze Kleidung beſtehet aus einem Stückchen Zeug oder einen kleinen hellen Netz, das ſie mit einem Gürtel um den Leib befeſtigen, und vornen herabhängen laſſen, aber nichts bedecket. Einer hatte auf der Bruſt an einer Schnur einen

fünf

fünf Zoll langes Bein, Eveé Toharra genannt, in Geſtalt einer Zunge hängen, welcher von einem Meerſchweine (ein Fiſch oder Eveé-Eeka) war. Die Sprache iſt von der in Tahiti nur in der Mundart verſchieden.

Einige tragen Mäntel von Tahitiſchen Zeuge, mit Zwirn geſtept, und mit Kurkumawurzel gelb gefärbt iſt.

Ihre Spieße ſind von unförmlichen höckerigen Holze, an deſſen Spitze ein ſcharfes dreyeckiges Stück Glas-Lava befeſtigt war. Einer führte einen Streitkolben, der an dem einen Ende mit Schnitzwerk verziert war, und ein paar andere hölzerne Keulen. Sie ſind kleiner als die Neuſeeländer, ihre Magerkeit und Mangel an Kleidung beweiſet ihre Dürftigkeit. Die Frauenzimmer ſind ſehr klein und zart, und haben Punckuren im Geſichte, die den Schminckpfläſterchen der europäiſchen Damen gleichen.

Sie ſind mit ihrer natürlichen hellbraunen Farbe nicht zufrieden, ſondern beſchmieren ſich noch das ganze Geſicht mit hellbraunen Röthel und über dieſen noch eine ſchöne oranienrothe Lage der Kurkumawurzel, andere hatten ſich weiſſe Streifen mit Muſchelkalk gemalt. Das weibliche Geſchlecht war insgeſamt, aber ſehr ſparſam, bekleidet, ſie ſind ebenfals mager, überdiß hatte die brennende Hitze ihre Geſichtszüge verzerrt, die Augenbraunen zu-

ſammen

ſammen und die Muſkeln des untern Theils des Geſichts nach den Augen hinauf gezogen. Sie haben dicke Lippen, ſchwarze und krauſe Haare, die ſie aber ſehr kurz verſchnitten tragen. Ihre Augen ſind ſchwarzbraun und klein, ihre Ohren lang, und die Löcher darinnen ungemein gros. Sie vergröſſern ſolche durch ein aufgerolltes Zuckerrohrblatt, welches den Einſchnitt im Ohre beſtändig erweitert. Die Männer tragen, um ſich vor der unerträglichen Sonnenhitze zu ſchützen, einen von Graſe zierlich geflochtenen Ring um den Kopf, der rings umher mit langen Federn aus dem Halſe des Fregattenvogels beſteckt iſt. Andere haben groſſe büſchigte Mützen von braunen Menenfedern, die ſehr dick ſind: Noch andere tragen einen bloſen hölzernen Reif um den Kopf, der mit langen weiſſen Federn von der Soland-Gans beſteckt war, die Schatten und Kühlung geben. Die Weiber waren mit einem weiten Hut von artigen Mattenwerk bekleidet, der forn ſpitz war, hinten aber zwey Krämpen hatte, die Schultern zu ſchützen. Beyde Geſchlechter tragen als Zierathen auf der Bruſt, ein Stück von Zungenförmigen Knochen, Halsbänder, und Ohrringe von Muſchelſchalen. Der König, oder Heroé, oder Haréekée, der Inſel, ſo ſich Ko-Toheetai nannte, hatte ein Stück Zeug von Maulbeerrinde an, welches mit Gras durchnähet, und mit Kurkuma gelb gefärbt war, wird weiter von Nie-

mand geachtet. Die Einwohner ſind zum ſtehlen geneigt. Die Weibsperſonen deren man etwa 30 bis 40 auf dieſer Inſel geſehen, (vielleicht weil ſie ſich in ihren zerſtreuten Hölen verſteckt hatten, und eben ſo gering war auch die Anzahl der Kinder,) ſcheinen nicht an einen Mann gewöhnt zu ſeyn. In allen mögen etwa 6 bis 700. Einwohner ſich allhier befinden.

Auch im Handel und Begierde nach fremden Sachen, zeigen ſie eine Aehnlichkeit und Verwandſchaft mit den Einwohnern von Neuſeeland, Tahiti, und den freundſchaftlichen Inſeln. Ueberhaupt ſind alle dieſe Einwohner denen occidentaliſchen Inſulanern ſo ähnlich, daß man an ihrer gemeinſchaftlichen Abkunft nicht zweifeln kann. Ihre gelbbraune Farbe, ihr Punktiren der Haut, ihre Kleidung von Maulbeerrinde, ihre beſondere Neigung zur rothen Farbe und Kleidung, die Form und Arbeit ihrer Keulen, die Art wie ſie ihre Speiſen zurichten; alles iſt gleich. Hierzu kommt noch die Uebereinſtimmung ihrer Sprachen, welche nur als Mundarten verſchieden ſind. Der ganze Unterſchied unter den Einwohnern rühret blos von der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens her. Es iſt etwas auſerordentliches, daß dieſe nemliche Nation ſich über alle Inſeln des weiten Oceans, von Neuſeeland bis an die Oſterinſel verbreitet hat, das iſt beynahe eines viertentheils unſers Erdballs. Die Einwohner

der

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Mann in Van Diemensland

der Oſterinſel ſind nicht kriegeriſch, ſondern fried- liche, gutmüthige, unſchädliche Geſchöpfe, und ſchei- net aus allen Bemerkungen zu erhellen, daß ſie ehe- dem ein blühendes und geſittetes Volk geweſen, das durch die mächtige Revolution in der Natur in ſei- nen jetzigen armſeligen Zuſtand verſetzt worden, welchen es alſo doppelt empfinden muß. Man fin- det auf den Spitzen mancher Berge Spuhren von Steinarten und Lava welche beſtättigen, daß dieſe Inſel durch einen feyerſpeienden Berg gelitten habe. Ihre Religion iſt bis jetzo noch unbekannt.

25. Ein Van-Diemensländer.

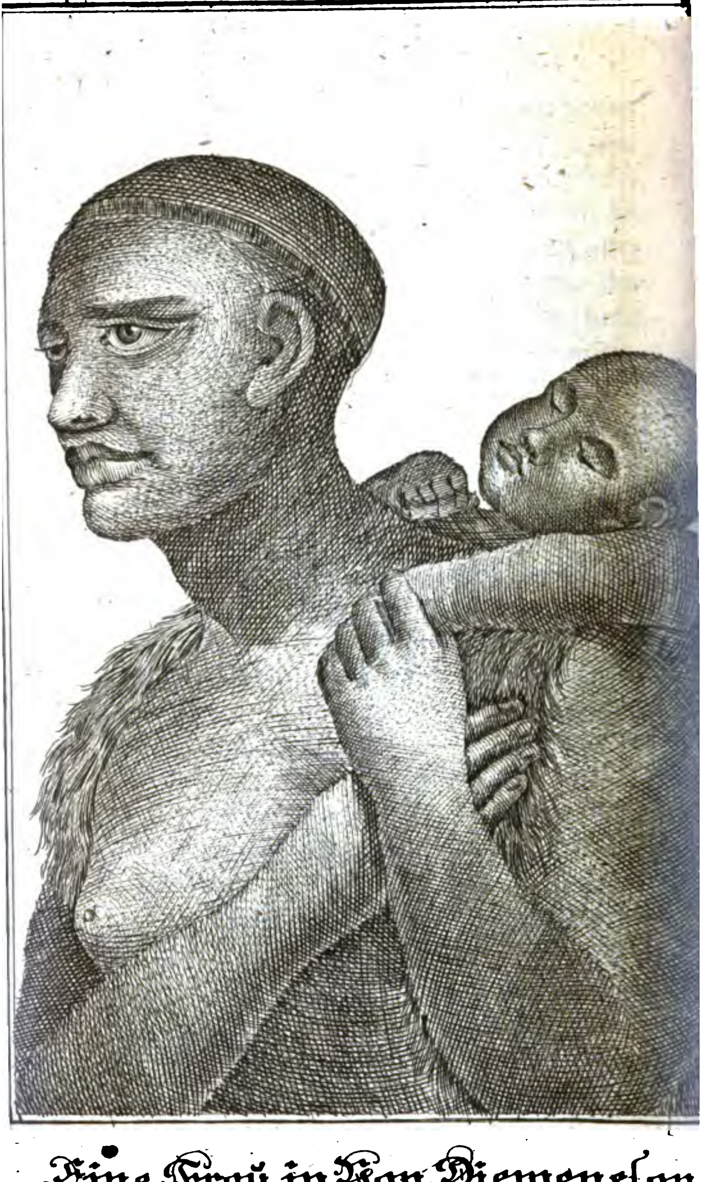
Die Einwohner von Van-Diemensland, welches die ſüdlichſte Spitze von Neu-Holland iſt, ſchien bey dem geringen Grade ihrer Civiliſation dennoch ein ganz gutes Völkgen zu seyn. Ihre Statur iſt von gewöhnlicher Gröſſe, (Marion fand ſie 5 Fuß und 3 Zoll) wohl proportionirt und etwas ſchlank, doch iſt der Bauch etwas dicke, vielleicht deswegen, weil ſie ſich niemahls gürten. Die Farbe ihrer Haut iſt dunkler als an den afrikaniſchen Negern, und ſcheint durch Schmutz ſchwärzer gemacht zu ſeyn, als ſie von Natur iſt. (Marion ließ einen ab- waſchen, und man fand ſeine natürliche Farbe röth- licht.) Das Haar iſt auch ſchwarz kurz und krauſe, klebt aber, weil ſie es mit einer Miſchung von Fett und Ocker einſchmieren, in kleinen Klumpen zuſam-

men und kräuſelt ſich nicht. Die Geſichtszüge haben nichts widriges. Die Augen ſind mittelmäſſig groß, haben weniger Weiſſes als die unſrigen, und geben, ohne weder helle noch von durchdringendem Blick zu ſeyn, ihrer Geſichtsbildung das Anſehen eines offenen, ſanften und aufgeräumten Weſens. Sie haben gegen die Spitze zu eine breite und dicke, nicht ſo platte Naſe wie die Negern, aber eben ſo aufgeworfene dicke Lippen. Keine rechte Adlersnaſe hat Cooke nicht geſehen. Der Mund iſt etwas zu groß, vielleicht aber doch weniger, als es ſcheint, indem ſie einen langen Bart tragen. Ihre Zähne ſind breit, ungleich, und ſehr ſchmutzig. Ihre Geſichtsbildung iſt offen, treuherzig. Der untere Theil des Geſichtes ſpringt, wie an den meiſten Südinſulanern, hervor. Auſſer dem Haupthaar und Bart beſchmieren ſich einige auch das Geſicht mit eben derſelben Salbe. Um den Hals, imgleichen um die Fußknöchel, tragen ſie Streifen von ungegerbten Kangourooſellen. Sie wiſſen von keinem andern Putz, auſſer von breiten Punkturen oder Tupfen, die an verſchiedenen Theilen ihres Leibes theils gerade theils krumme aufgeſchwollene Linien oder Wülſte formiren. Ihre Wohnungen beſtehen theils aus kleinen von Stangen errichteten und mit Baumrinden bedeckten Hütten, theils aus Baumſtämmen, die durch Feuer ausgehöhlt worden. Wahrſcheinlich nähren ſie ſich von Fiſchen und Schaalenthieren, die ſie kochen.

26. Eine

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Eine Frau in Van Diemenslan.

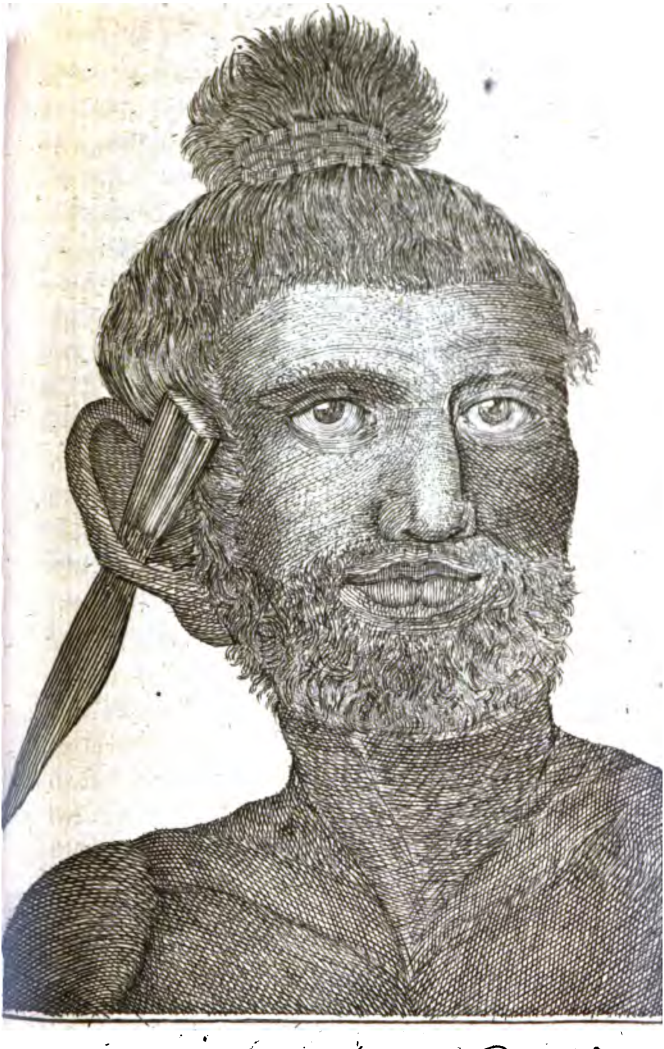
26. Eine Van-Diemensländerinn.

Die Weibsleute in Van-Diemensland ſind eben ſo ſchwarz, aber kleiner, wie die Männer, auf gleiche Weiſe punktirt, und ihre Haare von eben derſelben Farbe und Beſchaffenheit. Einige haben den Kopf ganz glatt geſchoren, andre ſchneiden ſich das Haar nur auf einer Seite weg, auch haben einige eine ſolche Tonſur, wie die katholiſchen Prieſter. Sie gehen ſo nackend wie die Männer. Ein Kanguroofell, das ſie über die Schultern und Lenden ziehen, dient ihnen nicht ſowohl zur Kleidung, denn es läßt die Schaamtheile unbedeckt, als vielmehr, die Kinder, die ſie auf dem Rücken tragen, damit veſt zu halten; einige tragen auch ihre Kinder mit Stricken von Binſen auf dem Rücken angebunden. Dieſe hier abgebildeten nackten Bruſtbilder von Mann und Weib, ſcheinen richtige Abdrücke der viehiſchen Dummheit, die man dort an den Menſchen bemerkte zu enthalten. In dem Weibe die ein ſchlafendes Kind auf dem Rücken trägt noch auffallender als im Mann. Sie gehen nackend, die Mannsperſonen haben kleine Geſchlechtstheile, und ſind nicht beſchnitten. Sie ſind von breiter Bruſt die eingekerbt iſt, wie an den Kaffern, und eingezogenen Schultern. Ihre Sprache iſt ſehr ſchwer, denn ſie holen den Ton zu unterſt aus der Kehle herauf.

27. Ein Einwohner von Mangeea.

Dieſe ſchöne Inſel hat 5 Meilen in Umkreiß. Sie liegt im 21 Gr. 57 Min. ſüdlicher Breite, und 201 Gr. 53 Min. öſtlicher Länge. Die Einwohner von Mangeea haben eine ſchöne Leibsgeſtalt, eine linde Haut, und man ſieht an ihnen nichts von den Muſkeln. Die Farbe ihrer Haut iſt braungelb, ihre Statur mittelmäſſig und etwas dick, das Haar ſchwarz, lang, gerade, und auf dem Scheitel mit einem Stücke Zeug zuſammen gebunden. Auf dem Kopfe tragen ſie etwas weiſſes, das bey einigen einem Turban, und bey andern einem hohen kegelförmigen Hut gleich ſiehet. Ihr Bart iſt lang. Die Ohrlappen ſind durchbohrt oder vielmehr geſchlitzet. Die innere Seite der Arme bis an den Bug, imgleichen verſchiedene andre Theile des Leibes ſind tatuirt oder punktirt. Sie gehen meiſtens nackend, ausgenommen daß ſie über den Schultern einen Mantel von verſchiedentlich gefarbten Zeugen mit länglichten oder viereckigten Streifen tragen, und mit einer Gurtbinde, die zwiſchen den Schenkeln durchgezogen wird, die Geſchlechtstheile bedecken. Sie tragen auch Pantoffeln, die aus einer Art Hundsgras geflochten ſind. Es ſcheint, daß ſie eben der Neigung zum Vergnügen ergeben ſind, wodurch ſich die O-Taitier auszeichnen, denn ſie haben nicht nur ein luſtiges Temperament, ſondern kennen auch

gar



Ein Einwohner der Insel Mangeea

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

gar gut die wollüſtigen Geberden, welche die O-Taitier in ihren Tänzen anbringen. Wenn ſie einen Fremden grüſſen, ſo berühren ſie ſeine Naſe mit der ihrigen, und ergreifen hernach ſeine Hand, welche ſie ziemlich hart an ihre Naſe und Mund reiben. In den trüben Augen dieſes Mannes dämmert kein Menſchenverſtand. Um den Mund herum finden ſich einige Spuhren von Gutmüthigkeit. Auf dem Wirbel ſind die krauſen Haare in einen Knoten gebunden, und im rechten Ohr hängt ein Meſſer, das ihm die Engländer ſchenkten, und er brauchte ſogleich ſeinen ohnehin ſchon durchbohrten groſſen Ohrlappen ſtatt einer Scheide. Eben derſelbe hatte auch zwey Perlenmutterſtücke, und einen ſehr eng geflochtenen Haarzopf am Halſe herab hängen. Von dieſen Einwohnern wiſſen wir von ihrem Charakter nicht viel mehr, denn daß ſie ungleich roher, als irgend ein anderes Volk ſind, ſo unter dem heiſſern Himmelsſtriche wohnet.

---

28. Von den Negern.

Unter allen den verſchiedenen Haufen menſchlicher Geſchöpfe, womit der Vater des Ganzen die Erde überſäet hat, ſind keine, denen er eine ſtärkere Anhänglichkeit ans Leben, und einen heftigeren Abſcheu vor dem Tode gegeben hätte, als den Negern an der weſtlichen Küſte von Afrika, von Senegal an bis Loango hinunter, keine, die er ſo wohl gegen Schmerzen und natürliche Uebel, als gegen ſchimpfliche und ungerechte Begegnungen anderer mit mehr Umempfindlichkeit ausgerüſtet hätte, keine endlich, die er ſo ſehr zu Sklaven für andere geſchaffen, und dieſer Beſtimmung wegen mit mehr leidender Geduld bewaffnet zu haben ſcheinet.

Es läßt ſich anatomiſch darthun, daß die Neger, etwas näher, als wir Europäer ans Affengeſchlecht gränzen, und daß die auszeichnenden Organe des Verſtandes, die unſern Abſtand von den Thieren verurſachen, im Durchſchnitte den Neger vielleicht etwas hinter uns zurück laſſen. Schon das dem Neger einigermaſſen mit den Menſchen ähnlichſten Affen gemeinſchäftliche Klima, ſcheint zu verrathen, daß ſie unter den Menſchenvarietäten, ſich dem Affen am meiſten nähern.

Hr. D. J. R. Forſter fand an den Bewohnern der Inſel Mallikolo die mehreſte Verwandſchaft mit den Affen, weil ſie klein, behend, hager, ſchwarz,

die Neger.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und häßlich waren, ihre Hirnſchädel ſind nach ſeinen eigenen Beobachtungen, auf eine beſondere Art von der Naſenwurzel aufwärts mehr platt und hinterwärts gedrückt; ihr Haar iſt wolligt, die Backenknochen ſind breit, und ihre Gliedmaſſen, beſonders der Bauch, dünn, der ganze Körper, ſelbſt der Rücken iſt haarig. Die mehreſten dieſer Charaktere treffen auch den Neger. Nichts deſto weniger ſind die Negern wahre Menſchen, ſo gut wie wir, von einem gemeinſchaftlichen Stammvater mit allen übrigen Menſchen entſproſſen, und ſo gut und nichts weniger Menſchen, als die ſchönſte Griechinn.

Die Mohren haben eine platte Naſe, die nicht, wie man glaubt, durch Eindrückung in der zarten Kindheit hervor gebracht, ſondern angeboren wird; nebſt dem ein krauſes wollhaar und eine ſchwarze Farbe. Man kennet ſie aber auch ohne die Farbe zu hülfe zu nehmen, an den dicken Lippen.

Beym Mohren iſt der Uebergang vom Hinternkopfe zum Rücken flächer, weniger tief als bey uns ausgehöhlt, gerade als gienge dem Gehirnfaſſenden Schädel hinterwärts etwas ab: in noch weit ſtärkerem Grade iſt dieſes der Fall beym Affen.

Die Augenlieder ſind kleiner, daher man weniger vom Augapfel zu ſehen bekommt. Der Augapfel iſt bis zu einer halben Linie rings um die durchſichtige Hornhaut ſchwärzlich, und das übrige nicht glänzend weiß, ſondern gelblicht braun, faſt wie bey

hervorragend, wie ein kleiner Bruch anzufühlen. Die männlichen Geſchlechtsglieder, waren unter einer langen Vorhaut dunkel fleiſchfärbig. Der Saamen ſoll etwas dunkler als bey Europäern ſeyn. Die Urſache des wollenhaares der Neger erläutert ſich eben daher; da die Haare nur von feinen Saft der Haut leben, und ſo gar widernatürlich in der Fettigkeit ſich erzeugen; ſo krümmen ſie ſich nach der Menge des Nahrungsſaftes, und ſterben, wo dieſer fehlt. Die aufgeworfene Lippe wird auch bey weiſſen Menſchen in der Phyſiognomik für das Zeichen eines ſehr ſinnlichen, ſo wie ein feiner Purpurfäden derſelben, für das Merkmal eines feinen und kalten Geſchmacks gehalten; was wunder alſo, daß bey dieſen Nationen, denen der ſinnliche Trieb eine der Hauptglückſeligkeiten ihres Lebens iſt, ſich auch von demſelben äuſſere Merkmale zeigen! Da nach den phyſiologiſchen Erweißen, die Lippen, die Brüſte, und die Geſchlechtsglieder, in einem genauen Verhältniß ſtehen.

Ein Negerkind wird weiß gebohren: die Haut um die Nägel, die Bruſtwarzen und die Geſchlechtstheile, färben ſich zu erſt; ſo wie der Anlage nach, ſich eben dieſer Conſenſus der Glieder, unter andern Völkern findet. Hundert Kinder ſind dem Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte mit Thränen, daß er deren nur ſiebenzig habe (aber wohl nicht von einer Frau allein?)

Mit

Mit dieſer Oelreichen Organiſation zur ſinnlichen Wohlluſt mußte ſich auch das Profil und der ganze Bau des Körpers ändern. Trat der Mund hervor; ſo ward eben dadurch die Naſe ſtumpf und klein: die Stirn wich zurück und das Geſicht bekam von fern die Aehnlichkeit der Conformation zum Affenſchädel. Hiernach richtete ſich die Stellung des Halſes, der Uebergang zum Hinterkopf, der ganze elaſtiſche Bau des Körpers, der bis auf Naſe und Haut zum thieriſchen ſinnlichen Genuß gemacht iſt. Wie in dieſem Welttheil, als im Mutterlande der Sonnenwärme, die Saftreichſten höchſten Bäume ſich erzeugen, wie in ihm Heerden der größeſten, munterſten, kräftigſten Thiere und inſonderheit die ungeheure Menge Affen ihr Spiel haben, ſo daß in Luft und Strömen, im Meer und im Sande alles von Leben und Fruchtbarkeit wimmelt: ſo konnte auch die ſich organiſirende menſchliche Natur, ihrem animaliſchen Theil nach, nicht anders als dieſem überall einfachen Principium der bildenden Kräfte folgen. Die feinere Geiſtigkeit, die dem Geſchöpf unter dieſer glühenden Sonne, in dieſer von Leidenſchaften kochenden Bruſt verſagt werden muſte, ward ihm durch einen Fibernbau, der an jene Gefühle nicht denken ließ, erſtattet. Laſſet uns alſo den Neger, da ihm in der Organiſation ſeines Klima kein edleres Geſchenk werden konnte, bedauern, aber nicht verachten; und die Mutter ehren, die auch beraubend zu

erſtatten weiß. Sorglos verlebt er ſein Leben in einem Lande, das ihm mit überfließender Freigebigkeit ſeine Nahrung darbeut. Sein geſchlankter Körper plätſchert im Waſſer, als ob er fürs Waſſer gemacht ſey: er klettert und läuft, als ob jedes ſeine Luſtübung wäre; und eben ſo geſund und ſtark, als er munter und leicht iſt, erträgt er durch ſeine andre Conſtitution alle Unfälle und Krankheiten ſeines Klima, unter denen ſo viele Europäer erliegen. Was ſollte ihm das quälende Gefühl höherer Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stof dazu war in ihm da; aber die Natur wendete die Hand und erſchuf das daraus, was er für ſein Land und für die Glückſeligkeit ſeines Lebens nöthiger brauchte. Sie hätte kein Afrika ſchaffen müſſen; oder in Afrika mußten auch Neger wohnen.

No: 29.

Abbildung eines Marokaner und einer Marokanerin.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

29. Marokaner.

Die Reiche Marokos und Fes gränzen gegen Mitternacht an die Straße und das mittelländiſche Meer, gegen Morgen an Seſghelmeſa und das Reich Telemſan, gegen Mittag an die Gebirge, Attlas, Tafilet und Dra, und gegen Abend an das atlandiſche Meer.

Die Mauren ſind mit andern Völkern vermiſchte Arabiſche Geſchlechter. Ein ſchönes Volk von feinen Geſichtszügen, länglich runden Geſichtern, ſchönen groſſen feurigen Augen, länglichten und nicht breiten, nicht platten Naſen, von ſchönen, etwas in Locken fallenden, ſchwarzen Haar, mithin auch mitten in Afrika eine Aſiatiſche Bildung.

Die Mauren und Araber, ſind weiß und wohlgeſtaltet, ausgenommen diejenigen, die ſich mit den Schwarzen vermiſcht haben, und welche alſo nothwendig von verſchiedenen Farben ſeyn müſſen, keinesweges aber mit den Negern, wie viele geglaubt haben, einerley ſchwarze Farbe haben. Den moraliſchen Charakter der Mauren iſt es überhaupt ſchwehr ganz genau zu beſtimmen.

Die Mauren haben insgemein von Natur viel Witz. Sie ſind mäßig, ſparſam, gegen ihre Obern gehorſam, gegen Fremde leutſelig, Liebhaber der Muſik und Dichtkunſt, herzhaft im Angrif, muthlos in Gefahr, und gute Reuter. Sie ſind auch träg,

wollü-

wollüſtig, eiferſüchtig, rachgierig, voll Aberglauben, Heucheley, dem Raub und Betrug ſehr ergeben.

Ihre Leibesbeſchaffenheit iſt anſehnlich, und ſchön; ſie haben ſtarke Gliedmaſſen, ſind hurtig und zu anhaltenden Arbeiten geſchickt.

Die **Mauren** beobachten ſo wohl in ihrer Kleidung als auch in den übrigen Häuslichen eine große Einförmigkeit und viele Sparſamkeit.

Unverheurathete Mannsperſonen gehen mit ganz bloſſem Kopfe; die verheuratheten aber bedienen ſich einer roth wollenen Mütze; und die **Scherifen, Reis, Richter** und **Rechtsgelehrte** tragen zum Unterſchied eine Art des **Turbans**, der bey ihnen **Sched**, und auch **Namame** genannt wird. Das nächſte am Leib iſt ein Hemet, in der Landesſprache **Kamiſa** genannt, welches tief über die Knie hinabreichet; mit offenen Aermeln, und am Halſe gemeiniglich mit gelber Seide ausgenähet; hierauf folgt ein Unterkleid vom blauen, rothen, oder grünen Tuche, voran dicht mit kleinen Knöpfen beſetzt; und dieß nennt man den **Kaftan**. Um die Mitte tragen ſie eine ſeidene Schärpfe, in der Landesſprache **Hazem** genannt; die Hofleute hingegen zur Zierde einen **Modhema**, das iſt, eine lederne Gürtel mit einer Schnalle. Das Oberkleid iſt ein Stück weißwollener Zeug, worein ſich alle vom erſten bis zum letzten einzuſchlagen pflegen, und zwar bis über den

Kopf.

Kopf. In Gegenwart des Königs wird der Hakk von dem Kopf abgenommen, und ein Knopf darein gemacht, welches man Achat errua nennet. Dieſe Kleidungsſorte wird bey ihnen Haick genennt. Einige tragen noch überdieß vom gleichen weißwollenen Zeug einen Zolham, woran eine Kappe befeſtigt iſt, zur Bedeckung des Hauptes bey ſchlimmer Witterung. Aus eben dieſer Kappe hanget tief über den Rücken hinab eine Quaſte von Wolle, oder Seide; nur Leute von Vermögen tragen Beinkleider von weißem Leinen, die Seeleute aber von Tuch. Strümpfe gebraucht keiner, ſelbſt der König nicht, es ſey dann auf einer langen beſchwerlichen Reiſe, und bey kalter ſchlimmer Witterung. An Füſſen haben ſie ſafianene Pantoffeln ohne Abſätze, Scherbil genannt; jene der Frauenzimmer ſind von rother, der Mannsperſonen aber von gelber Farbe. Nur die Scheriſſen tragen brandgelbe, und einen grünen Bund auf dem Haupt. Ein lang geſchlachteter Bart iſt das Zeichen eines verheuratheten Mannes, dagegen ledige ſolchen ganz kurz tragen.

Ein Haick iſt auch die Tracht eines Frauenzimmers, jedoch an Brüſten mit ſilbernen Hacken befeſtiget. Gehet ſie öffentlich über die Straſſen, ſo verhüllt ſie das Geſicht bis an die Augen. Das ledige Frauenzimmer pflegt die Haare zu flechten, welches den verheuratheten nicht erlaubt iſt, dagegen dieſe einen ſeidenen Schleier um den Kopf winden.

An den Ohren haben ſie groſſe Ringe, worinn Stein oder Glas eingefaßt iſt. Unten an den Ohrlappen tragen ſie noch größere mit Diamanten oder Steinen beſetzt. Der Hals iſt mit Perlſchnüren geſchmückt, woran Gold oder Silbermünzen hangen. An den Händen tragen ſie gleichfalls Schnüre von Perlen, an den Fingern Ringe, und an den Füſſen ober den Knöcheln ein Geſchmeid. Das Geſicht ſchminken ſie roth mit Kochenille; die Augenlieder ſchwarz mit der ſo genannten Farbe Kahol; die Hände brandgelb mit einem Kraut, das Henna heißt. Die Haare am Kopf ſind ohnehin gemeiniglich von Natur aus ſchwarz.

Die Schönheit einer Marokanerinn beſtehet darinn, daß ſie fett und etwas braunlicht iſt. Das Frauenzimmer wendet daher allen erdenklichen Fleiß an, fett zu werden, welches aber auch zum Nachtheil der Fruchtbarkeit iſt, daher geſchiehet es meiſtentheils, daß das Marokaniſche Frauenzimmer ſchon im 25ten Jahre aufhöret Kinder zu tragen. Sie ſind vorzügliche Liebhaberinnen vom Baden. Jeder wohlhabende Maur hat ſein eigenes Bad. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt ſich putzen, waſchen und baden. Die Hausarbeit wird von ihren Sklavinnen, den Negerinnen, verrichtet; doch nähen und ſpinnen einige. Sie gehen niemals auf den Markt, weil alles von den Männern, ſo vornehm ſie auch ſeyn mögen, eingekauft wird.

Die

Die Marokaner ſind nicht ſo groſſe Liebhaber vom Toback wie die Türken, ſie rauchen und ſchnupfen denſelben nur bisweilen. Kaffee und Thee trinken ſie ſelten.

Ihre Theologie gründet ſich vornehmlich auf den Koran des Mohamed. Sie enthält eine unvollkommene Wiſſenſchaft von den Eigenſchaften Gottes, von der Vorherbeſtimmung, von Strafe und Belohnung in dem andern Leben, von Sendung der Propheten, und von dem Sittlichen und Unſittlichen in dieſem Leben, in ſo ferne ſolches nicht den bürgerlichen Geſetzen unterworfen iſt, welche Wiſſenſchaft man vorzüglich von einem Mofti fordert. Elkoran, oder der Koran, kommt von dem Wort Kara her, ſo leſen bedeutet, theils weil er werth gehalten wird, geleſen zu werden, theils weil ſie täglich fünfmal darinnen zu leſen verbunden ſind. Sie haben ſo viele Ehrfurcht für dieſes Buch, daß ſie es gehörigerweiſe nicht anrühren dürfen, ohne ſich vorher nach den vorgeſchriebenen Regeln gewaſchen zu haben. Sie ſchwören dabey, küſſen es, legen es vor und nach dem Leſen auf die Augen und auf den Kopf, dulden nicht daß es in die Hände der Chriſten oder Juden kommt.

So bekannt es auch iſt, daß Mohamed der Verfaſſer deſſelben iſt, ſo legen ſie dem Koran dennoch einen ewigen und göttlichen Urſprung bey.

Alle Marokaniſche Bewohner ſind jetzo Mohamedaner; der vornehmſte Hauptſätz ihrer ganzen Religion iſt dieſer; **es iſt kein Gott auſſer dem wahren Gott, Mohamed iſt der Apoſtel Gottes.** Sie glauben, die Engel ſind von einem reinen und feinen Körper, die aus Feuer geſchaffen worden. Propheten haben ſie eine unglaubliche Menge, aber ſie ſtehen nicht gleich hoch angeſchrieben. Den erſten Rang ertheilen ſie denen, die nach ihrer Meynung neue Geſetze gebracht haben, als **Adam, Jeſus und Mohamed.**

Sie läugnen zwar die Gottheit Chriſti, wie Georg Höſt S. 196. erzält, aber ſie halten ihn doch für den gröſten Propheten und Apoſtel vor Mohamed. Sie ſagen, daß er von der Jungfrau Maria geboren, von Gott inſpirirt, von dem heiligen Geiſt geſtärkt iſt; daß die Juden ihn nicht tödeten, ſondern daß ſie einen andern von ihnen kreuzigten, der ihm glich; und daß Gott ihn lebendig zu ſich genommen habe: wie man in dem Koran findet. Zu dem zweyten Range gehört eine Anzahl Patriarchen und Propheten, von denen ſie meynen, daß ſie ohne Sünde gelebt haben, und daß ſie hier auf Erden vollkommen heilig geweſen ſind. Darunter ſind, **Jonas, Job, Jakob, Soliman, Jeremias, Eſaia, Joſua.**

Die

Die Hauptpunkte ihres Gottesdienſtes ſind: Waſchen und Reinigen, das Gebet, Faſten, Almoſen, und die Wallfarth nach Meka.

Die mehreſten Europäiſchen Nationen, welche zur See eine ausgedehntere Handlung führen, haben mit dem Könige von Marocko Friedenstractate geſchloſſen; als Frankreich, England, Holland, Dännemark, Florenz, der Kaiſ. Königl. Hof zu Wien, allwo erſt im Jahre 1783 den 17 April mit dem Marokaniſchen Botſchafter Mohamed Abdul Malik ein Friedens= Freundſchafts= und Handlungstractat, mittelſt einer beſondern Vollmacht, durch den hiezu beſtellten Kaiſ. Königl. wirklichen Hrn. Rath von Jeniſch unterzeichnet und ausgewechſelt wurde.

 30. Die

30. Die Oſtindier. *)

1) Ein Indier von der Sekte des Schiwen.

Der wahre Urſprung oder eigentliche Stammvater der indiſchen Nation iſt noch nicht bekannt, und wird auch wohl nie entdeckt werden, da man in ihren Büchern nicht die geringſte Spur davon hat.

Die Bramanen oder Weiſen und Vornehmſten in Indien bekräftigen alle einſtimmig, daß die indiſche Nation vom Brama dem erſten vom höchſten Weſen erſchaffnen Engel, den ſie verehren, abſtamme. Aus dem Kopf des Brama ſind (gleich der poetiſchen Erdichtung von der Geburt der Minerva aus dem Gehirn des Jupiters) die Bramanen entſtanden, der ihnen ſeine Weisheit mitgetheilt habe: aus den Armen, die Razputen, die dem Kriegsweſen und der Landesregierung vorſtehen; aus dem Bauch die Kaufleute, die Waaren und Nahrung herbeyſchaffen: aus den Füſſen die Werkleute und das übrige Volk. So viel iſt gewiß, daß ſie von den Nachkommen Noa's abſtammen, indem man den Urſprung des ganzen Menſchengeſchlechts (nach der Sündfluth) auf die drey Söhne des

*) Hiezu gehören fünf Abbildungen; 1) Ein Indier von der Sekte der Schiwen; 2) Ein Braman von der Sekte der Schiwen; 3) Ein Indier von der Sekte des Wiſchenu; 4) Ein Bramane von der Sekte des Wiſchenu; 5) Ein Indier auf Olles ſchreibend.

No. 3

THE N
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

des Noa zurückführt. Vermuthlich ſtammen die Indier von Chus dem Sohne Chams, ab: Denn Chus bedeutet einen Mohren oder einen Schwarzen. Die Indier aber haben die ſchwarze Farbe entweder unmittelbar von ihrem Stammvater erhalten, oder die Sonnenhitze, die grade auf ihren Scheitel brennt, hat ſie in der Folge geſchwärzt. Chus gab den Namen der perſiſchen Provinz die jetzt Suſiſtan oder Chuſiſtan genannt wird. Sie liegt am öſtlichen Ufer des perſiſchen Meerbuſens, zwiſchen der Provinz Farſiſtan, oder dem eigentlichen Perſien, und dem Meerbuſen von Baſſora.

31.

2) Ein Braman von der Sekte des Schiwen.

Es giebt drey Klaſſen der Bramanen, als 1) die Sekte der Schiwen, 2) die Sekte des Gottes Lingam, 3) die Sekte des Wiſchenu. Von der dritten Klaſſe giebt es wieder zweierley, ſie unterſcheiden ſich durch das Zeichen auf der Stirne, das einem Ypſilon gleichet; (man ſehe das Kupf. No. 33.) alle Bramanen tragen von der Linken zur Rechten eine Binde, in Form einer Scherpfe, auf der bloſen Haut. Sie haben die Vollmacht zu den prieſterlichen Verrichtungen.

Die Völker auf der koromandeliſchen Küſte, heiſen Tamuler, ſind luſtigen Temperaments, lieben Spiele, Tänze, Komödien und Muſik. Starke Getränke die den Menſchen in den Zuſtand der Trunkenheit verſetzen, werden von den Indiern verabſcheuet.

Die Kleidung der Indianer beſtehet aus einem Stückleinwand Kletſe (Kleedje) genannt, womit ſie die Lenden umſchürzen, und ſich bis an die Knice bedecken, mit einem andern Stück umwinden ſie den Leib auf verſchiedentliche Art, und auch den Kopf wickeln ſie in Leinwand, die ſo fein als Muſſeline iſt. Viele, beſonders auf der Küſte, tragen groſſe weite Hoſen, die bis an die Knöchel reichen, und

einen

N.º 31.

30. Die Oſtindier. *)

1) Ein Indier von der Sekte des Schiwen.

Der wahre Urſprung oder eigentliche Stammvater der indiſchen Nation iſt noch nicht bekannt, und wird auch wohl nie entdeckt werden, da man in ihren Büchern nicht die geringſte Spur davon hat.

Die Bramanen oder Weiſen und Vornehmſten in Indien bekräftigen alle einſtimmig, daß die indiſche Nation vom Brama dem erſten vom höchſten Weſen erſchaffnen Engel, den ſie verehren, abſtamme. Aus dem Kopf des Brama ſind (gleich der poetiſchen Erdichtung von der Geburt der Minerva aus dem Gehirn des Jupiters) die Bramanen entſtanden, der ihnen ſeine Weisheit mitgetheilt habe: aus den Armen, die Razputen, die dem Kriegsweſen und der Landesregierung vorſtehen; aus dem Bauch die Kaufleute, die Waaren und Nahrung herbeyſchaffen: aus den Füſſen die Werkleute und das übrige Volk. So viel iſt gewiß, daß ſie von den Nachkommen Noa's abſtammen, indem man den Urſprung des ganzen Menſchengeſchlechts (nach der Sündfluth) auf die drey Söhne des

*) Hiezu gehören fünf Abbildungen; 1) Ein Indier von der Sekte der Schiwen; 2) Ein Braman von der Sekte der Schiwen; 3) Ein Indier von der Sekte des Wiſchenu; 4) Ein Bramane von der Sekte des Wiſchenu; 5) Ein Indier auf Olles ſchreibend.

einen langen weiſſleinwandenen Rock, der kreutzweiſe über die Bruſt geheftet iſt. Die Reichen tragen dieſen Rock oft auf aus Muſſeline, manchmahl mit Gold geſtickt, und bedecken ihr Haupt mit einer Art von Turban. Die meiſten gehen barfus, viele tragen Sandalen, einige auch Pantoffeln von Korduanleder oder Gold- und Silberſtoffen, die ſich mit einer langen und krummgebogenen Spitze endigen. In den Ohren tragen ſie ungemein groſſe ovale goldene und in der Mitte mit einer Perle oder einen Diamant geſchmückte Ringe, wovon ſie entſetzlich in die Länge gezogen ſind. Manchmahl beſteht ihre ganze Kleidung aus einem Stücke Leinwand, womit ſie die Schaamtheile decken.

Ihre Frauensleute ſind faſt durchgehends klein, häßlich, unreinlich und eckelhaft. Die Augenbraunen färben ſie ſich ſchwarz. Sie dürfen nie mit ihren Männern eſſen, und ſind eigentlich eine Art von Sklavinnen, denen ſie aber doch mit einiger Achtung begegnen. Die gemeine Sitte iſt nur Eine Frau zu haben, bey einigen Stämmen aber hat man mehrere, und beſonders iſt bey den Rajas die Polygamie nichts ſeltenes.

Den ganzen weiblichen Anzug macht ein Stück Leinwand aus, welches zwey oder drey mahl um den Leib geſchlungen wird und ihn von den Lenden bis an die Füſſe bedeckt, das eine Ende davon wird über die Schultern und den Kopf gezogen und fällt

dann auf den Buſen, oft ſind ſie aber auch von den Lenden bis auf den Kopf ganz nackt. Auf der Küſte Orixa tragen ſie noch ein kleines Korſet mit kurzen Ermeln, das hinten zugeſchnürt wird und den Buſen trägt, der übrige Leib iſt bis auf den Nabel nackt. Einige tragen ihre Schürzen von gemalter Leinwand, und die reichſten von feinen Zeugen von tibetiſcher Schaafswolle.

Die meiſten Weiber tragen an jedem Arm und Fuß Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen, die in Gehen ein Geklirre machen, das ihnen ſehr wohl gefällt. Auch an die Finger und Zehen ſtecken ſie groſſe Ringe. Die flache Hand und die Fußſole färben ſie mit dem Saft von Mindiblättern roth, und um die Augen mahlen ſie einen ſchwarzen Kreis. In gewiſſen Kaſten reiben ſie ſich den Leib und das Geſicht mit Safran. Vom Halſe hangen ihnen goldene und ſilberne Ketten herab. Ihre Ohren ſind an verſchiedenen Orten durchſtochen und mit Edelſteinen geſchmückt, dergleichen ſie auch an die Naſe hängen. Die Haare ſalben ſie mit Kokosöl, und tragen ſie entweder geflochten, oder um eine Haarnadel gewunden. Die Wittwen legen ihre Juwelen ab, und tragen blos eine weiſſe Leinwand, die ſich um den Leib windet.

Die Kinder beyderley Geſchlechts gehen ſo lange, bis ſie mannbar werden ganz blos.

Die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

N°

in Indier von der Sekte des Wiſchenu.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

N°

Die Weiber müſſen ſich, wann das gewöhnliche ſich einſtellt, einige Tage als unrein von der Geſellſchaft abſondern, alles, was ſie berühren, wird als verunreinigt angeſehen; und ſie müſſen ſich durch Bäder und Getränke reinigen.

32. und 33.

3) Ein Indier von der Sekte des Wiſchenu.

Das höchſte Weſen, welches wir Schiwen, andre aber Wiſchenu heiſſen, iſt das Einzige, das wir für allmächtig erkennen. Es iſt das Principium der fünf Elemente, die Subſtanz und denkende Kraft unſrer Seele. Es iſt der Gott aller Götter, ewig und von Niemand gebohren, unermeßlich und gleich dem Lichte ſich allenthalben verbreitend, hat das Weltall, Götter, Menſchen und Thiere erſchaffen, um ſeine Güte fühlbar zu machen, ſeine Weisheit, Macht und Anſchläge ſind unergründlich, es erhält alles durch ſeine Güte, hat ſchon einigemahl durch ſeine zernichtende Gewalt die Welt zerſtöret, und wird ſie auch künftig wieder zerſtören.

Obſchon dieſer höchſte Gott keinen Körper, auch nicht ſo klein als ein Sonnenſtäubgen, beſitzt, ſo nimmt er doch manchmahl eine ſichtbare Geſtalt an, damit ſeine vernünftigen in Finſterniß vergrabnen Geſchöpfe Licht empfangen, iſt aber dann gegen

Wolluſt

Wolluſt und Schmerz unempfindlich und ſeiner Natur nach alles Vergänglichen unfähig.

Kleiner als das geringſte Sonnenſtäubgen iſt er doch unendlich gröſſer als das ganze Weltgebäude. Auf ſeinen Befehl bläſt der Wind, ſcheint die Sonne, wärmt das Feuer, und fällt der Regen.

34.

5) Ein Indier auf Olles ſchreibend.

Die Indier ſchreiben mit einem Grabſtichel auf Olles, nicht aber, wie man ehemals geglaubt hat, mit einem Griffel auf gewiſſe mit Wachs oder Maſtix überzogene Baumrinden. Die Olles werden von den Blättern einer Art von Palmbaum gemacht, welche die Form eines Fächers haben, und dicke und dürre ſind; die davon abgezogenen Blätchen heiſſen Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und gräbt mit der andern die Schrift darauf, die er dann mit Dinte überzieht. Sie ſchreiben auf beyden Seiten. Ein Buch zu heften, legen ſich die Olles auf einander, und binden ſie mittels einer durch ein am Rande dadurch gebohrtes Loch gezogenen Schnur zuſammen.

Die Indier ſchreiben auch auf Papier, welches von den Mogolen bey ihnen eingeführt worden seyn mag, da alle ihre alten Bücher auf Olles geſchrieben ſind. Es wird ſelbiges aus Lumpen von Leinen-

und

Nº. 34

N:

in Indier von der Sekte des Wiſchenu.

und Baumwollenzeug gemacht, und mit Reiſspappe geleimt, wovon es glatt wird und einen Firniß gleich dem Chineſiſchen bekommt. Man macht dergleichen von allen Farben, oft goldenes und ſilbernes. Sie ſchreiben darauf mit einer Feder von Schilfrohr, und halten die Finger ſehr weit von dem Schnitt entfernt. Gemeiniglich nehmen ſie graufärbiges Papier und ſchreiben ſelten auf weiſſes, worein ſie nur ihre Waaren zu wickeln pflegen.

Die Indier baden gern; und ſind zur ſanften Ruhe geneigt, denn ein junger Wilde den man zahm machte, war immer träge.

35. Pou-

Ein Bramane von der Sekte des Wiſchenu.

ulaho König der freundſchaftliche Inſel

Wolluſt und Schmerz unempfindlich und ſeiner Natur nach alles Vergänglichen unfähig.

Kleiner als das geringſte Sonnenſtäubgen iſt er doch unendlich gröſſer als das ganze Weltgebäude. Auf ſeinen Befehl bläſt der Wind, ſcheint die Sonne, wärmt das Feuer, und fällt der Regen.

34.

5) Ein Indier auf Olles ſchreibend.

Die Indier ſchreiben mit einem Grabſtichel auf Olles, nicht aber, wie man ehemals geglaubt hat, mit einem Griffel auf gewiſſe mit Wachs oder Maſtix überzogene Baumrinden. Die Olles werden von den Blättern einer Art von Palmbaum gemacht, welche die Form eines Fächers haben, und dicke und dürre ſind; die davon abgezogenen Blätchen heiſſen Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und gräbt mit der andern die Schrift darauf, die er dann mit Dinte überzieht. Sie ſchreiben auf beyden Seiten. Ein Buch zu heften, legen ſich die Olles auf einander, und binden ſie mittels einer durch ein am Rande dadurch gebohrtes Loch gezogenen Schnur zuſammen.

Die Indier ſchreiben auch auf Papier, welches von den Mogolen bey ihnen eingeführt worden ſeyn mag, da alle ihre alten Bücher auf Olles geſchrieben ſind. Es wird ſelbiges aus Lumpen von Leinen-

und

ne: ſie haben die Geſtalt eines Halbzirkels, deſſen Durchſchnitt 18 bis 20 Zoll mißt. Die Farbe der Haut der freundſchaftlichen Inſulaner iſt dunkler als kupferbraun, auch giebts Olivenfarbige, und einige ſind ſogar weiß, die der Sonnenhitze weniger ausgeſetzt ſind, dagegen die Haut der gemeinen Leute viel ſchwärzer iſt.

Der König wird zu Friedensunterhandlungen, mit benachbarten Inſulanern, wie auch Streitigkeiten zu ſchlichten gebraucht. Wenn er auf eine andere Inſel verreiſet, ſo hinterläßt er ein hölzernes Gefäß, woraus er ſeine Hände wäſchet, dem ſie eben die Ehrenbezeugungen erweiſen, die ſie ſeiner Perſon ſchuldig ſind.

Die Einwohner ſind zum ſtehlen geneigt, um nun die Diebe zu entdecken, läßt er das Gefäß reinigen, die Inſulaner zuſammen kommen, und einen nach dem andern daſſelbe auf eben die Art berühren, wie ſie ſeine Füße berühren: Der Schuldige aber der dieſes thäte, würde augenblicklich durch die Hand der Götter getödet, wenn ſich daher einer weigert, ſo iſt das ein Beweis, daß er den Diebſtahl begangen hat.

Diejenigen Weiber die einen Todten gewaſchen haben, dürfen viele Wochen lang keine Speiſe berühren, und müßen ſich von andern zu eſſen geben laſſen.

Bey

Bey ihren größten und wichtigſten Feſten, das ſie begehen, werden der Gottheit Otooa, d. i. unſichtbares Weſen, auch menſchliche, aus dem gemeinen Volk genommene Opfer, geſchlachtet. Einen ſolchen ſchröcklichen Einfluß kann der Aberglaube und die dumme Unwiſſenheit in die Sitten des allerleutſeeligſten Volks haben! Es hält dieſe barbariſchen Todſchläge für unentbehrlich, und glaubt die Gottheit würde unfehlbar den König ausrotten, wenn man dieſen eingeführten Gebrauch nicht beobachtete. Der Sohn des Königs folgt ſeinem Vater in der Regierung, noch bey des Vaters lebzeiten muß der Prinz feierlich angeloben, ſich ſeinem Vater niemals zu entziehen, und erhält, wie dieſer, die nemlichen Ehrenbezeugungen.

Die Mannsperſonen haben von der Mitte des Bauchs an, bis zur Mitte der Schenkel dunkelblaue Punkturen, der König iſt an dieſe Sitte nicht gebunden, darf ſich auch nicht, wenn er eine Trauer bekommt, Verwundungen zufügen. Die Kleidung der Männer iſt wie die, der Weiber. (Man ſehe die folgende Beſchreibung.) Die Zierathen ſind Halsbänder, von allerley wohlriechenden Blumen.

Die Mannsperſonen beſorgen den Ackerbau, den Bau der Häuſer, der Fahrzeuge und den Fiſchfang.

Die Brodfruchtbäume ſtehen hin und wieder ohne Ordnung, und erfordern weiter keine Mühe.

Die

Die gemeinen Leute laſſen ſich an einer Frau begnügen, die Chefs aber haben mehrere, doch iſt nur eine die Frau im Hauſe. Sie glauben die Unſterblichkeit der Seele, ferner daß die Seelen der Chefs ſich von dem Körper trennen, und an einen Ort gehen, wo ſie den Gott Goolebo antreffen, daß ſie daſelbſt fortleben und alle Produkte ihres Landes, die ſie lieb hatten, im Ueberfluß antreffen werden. Die Seelen der niedern Klaſſen aber müſſen eine Wanderung vornehmen; Sie beten kein ſichtbares Geſchöpf an, opfern ihren Göttern keine Schweine, Hunde, und Früchte wie die O-Tatier thun, aber Menſchenopfer bringen ſie ihnen. Noch glauben ſie Untergottheiten, die im Waſſer und der Luft herrſchen, und wenn ſie erzörnt ſind, mit Wetter, Regen, Krankheiten an Vieh und Menſchen ſtrafen.

---

36. Eine Frau von der Inſel Eaoo.

Dieſe Weibsperſon, wie überhaupt diejenigen, welche auf den freundſchaftlichen Inſeln geboren, unterſcheiden ſich nicht ſo wohl durch ihre Geſichtszüge, als durch ihre Leibesgeſtalt, die gewöhnlichermaſſen nicht ſo nervigt wie die männliche iſt. Dieſe Frau hat eine ſo zarte Bildung, daß man daran ihr Geſchlecht erkennen, und ſelbige des Lobes, welches man ſonſt einer ſchönen und ſanften Geſichtsbildung beylegt, würdig erklären kann, indeſſen ſind doch dergleichen Phyſiognomien ziemlich ſelten. Es iſt zu bewundern, wie mannichfaltig ihre Geſichtszüge ſind, und man kann ſie unmöglich nach allgemeinen Merkmalen karakteriſiren. Es läßt ſich zwar ſagen, daß breite und unten dicke Naſen bey ihnen ſehr gemein ſind, aber dagegen hat man auch hundert mit Adlernaſen geſehen, und Geſichter die den europäiſchen ähnlich waren.

Was ihre Schenkel, Beine und Arme betrift, ſind ſie ſehr ſtark und wohl gebauet; ihre breite Schultern, und Muſkulöſe Leibesgeſtalt, ſcheint eine Folge der Leibesübungen zu ſeyn. Augen und Zähne ſind gut beſchaffen, doch ſind letzte bey den Eingebohrnen der Freundſchaftlichen Inſeln nicht ſo weiß, und nicht ſo gut gereihet als bey andern Südinſulanern. So unvollkommen übrigens die

Geſichts-

Eine Frau von der Insel Eaoo.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Geſichtsbildung bey Weibsperſonen iſt, ſo ſind doch die meiſten Glieder derſelben wohl proportionirt, und giebt einige, welche Künſtlern zum Muſter dienen könnten. Beſonders zeichen ſie ſich durch die ausserordentliche Kleinheit und Zärtheit ihrer Finger aus, welche mit den ſchönſten europäiſchen in Vergleichung geſetzt werden können. Bey allen ſchwarzen Völkern befindet ſich eine Ausname in der Farbe, denn Cooke ſahe einen Mann, einen kleinen Jungen, und ein Kind, die ganz weiß waren, und glaubt, ihre Farbe ſey mehr eine Krankheit, als ein Spiel der Natur.

Die Geſichtszüge drücken übrigens das Sanfte und die Güte ihres Charakters ſehr merklich aus, man nimmt an ihnen nicht den geringſten Zug von der Wilden Unfreundlichkeit gewahr, die ſich auf dem Geſichte ſolcher Völker, welche noch in einem Stande der Barbarei leben, zeiget. Ihr Betragen iſt ſo ruhig, ſie ſind ihrer Leidenſchaften Meiſter, und ſo unveränderlich in ihrer Aufführung, daß ſie von Kindheit auf unter der ſtrengſten Zucht gehalten zu werden ſcheinen. Dabey iſt ihnen aber doch ein offenes und frohes Weſen eigen, ob ſie gleich im Angeſichte ihrer Chefs manchmahl eine ernſthafte Mine annehmen, die ihnen einen Anſchein von Fühlloſigkeit, mürriſchen Weſen, und Zurückhaltung giebt.

Die Bewohner der Freundſchaftlichen Inſeln, ſind von den Feindſeligkeiten der übrigen Südländer weit entfernt.

Im Handel ſind ſie ehrlich, und geben zu verſtehen, daß ſie gegen Fremde auch ein Zutrauen haben. Kurz man trift an ihnen die meiſten guten Eigenſchaften an, die der Menſchheit Ehre machen, als Fleiß, Redlichkeit, Anhaltſamkeit, Freundlichkeit und noch andere Tugenden. Das einzige, die Neigung zur Dieberey, iſt an ihnen auszuſetzen. Jedoch darf man durch Diebsſtreiche einzelner liederlichen Leute nicht die Reputation eines ganzen Volks über den Haufen werfen. Vielleicht war ihre Lüſternheit nach fremden Sachen, die ſie blendeten, hieran Schuld. Man ſahe aber die Lebhaftigkeit ihres Verſtandes dabey, wie ſie die kleinen Diebereien mit vieler Geſchicklichkeit, die Großen hingegen durch eine Reihe von Vorbereitungen und Verſuchen ausführten. Ihr Haar iſt glatt, dick und ſtark, und bey einigen kraus. Es iſt faſt ohne Ausname ſchwarz, aber die meiſten färben es braun, oder purpurroth, auch pomeranzengelb. Die Weibsperſonen tragen kurze Haare; die Mannsperſonen ſtutzen den Bart ab, und beyde Geſchlechte reiſſen die Haare unter den Armen aus.

Die Weibsperſonen tatouiren nur die innere Haut der Hände. Die Kleidung der Weibsperſo-

nen

nen beſtehet aus einem Stück Zeug, das zwey Ellen breit und dritthalb lang iſt, und ein und ein halbes mal um die Lenden geſchlagen, und mit einem Gurtband beveſtigt wird; Vorn iſt es doppelt, und geht wie ein Rock bis auf die Hälfte des Beins herab; was davon über den Lenden iſt, liegt in Falten und wäre hinreichend, die Schultern zu bedecken, die aber faſt durchgehends blos ſind.

Die Vornehmen tragen große Stücke Zeug, das gemeine Volk kleinere, oft nur eine Schürze von Pflanzenblättern oder den Maro, ſo ein ſchmales Stück Zeug oder eine Matte iſt. Ihre Ohrlappen ſind oft an einem oft an zwey Orten durchbohrt, darein ſie elfenbeinerne cylindriſche Stücke etwan drey Zoll lang ſtecken.

Sie lieben die Reinlichkeit, und baden ſich fleiſſig, die Vornehmen überreiben den ganzen Leib mit Kokosöl, wovon ihre Haut ſehr fein und lind wird. Die Natur iſt hier ſehr freygebig, daher ihre Arbeiten ſehr kurz dauern und Zeit genug zum Vergnügen übrig behalten.

Die Weibsleute haben keine läſtigen Beſchäftigungen und verrichten ſolche zu Hauſe. Sie verfertigen 7 bis 8 Sorten Zeuge von verſchiedenen Graden der Feinheit. Man ſiehet geſtreifte, würfelichte und andere mit Figuren und allerley Farben. Dieſe

Zeuge

Zeuge, laſſen kein Waſſer durch, und ſind glänzend; ſie verfertigen auch Kämme, kleine Körbe, alles ſo artig und mit einem Geſchmack, das denen von O-Tajti vorzuziehen iſt, und ein Fremder ihren Fleiß und Geſchicklichkeit bewundern muß.

Man hört nichts von Untreue, die Frauensleute ſind tugendhaft und mit ihren Gunſtbezeugungen gar nicht verſchwenderiſch. Sie verfahren barbariſch mit demjenigen der im vertrauten Umgange mit einer Frau angetroffen wird. Cook erzählet; daß ſie einen von ihren Landsleuten die Hirnſchale eingeſchlagen, und ein Bein zerbrochen hatten, welcher der Liebhaber einer Frau geweſen, die einem andern Mann von höherem Rang angehört habe; woraus er ſchließet, daß Untreue bey den Insulanern der freundſchaftlichen Inſeln ſtreng beſtraft werde. Die Züchtigung der Frau wäre nicht ſo ſcharf, denn ſie bekomme nur einige ſchwache Schläge mit einem Stecken.

Ueber den Tod ihrer Freunde bezeugen ſie groſſen Schmerz, welches zum ſtärkſten Beweiſe von der Güte ihres Charakters dient: ſie ſchlagen ſich mit Steinen, auf die Zähne, ſtoßen einen Hayfiſchzahn in den Kopf, bis das Blut in Tropfen hervorquillt, oder ſtechen ſich mit einer Pike in den Hintern, unter die Achſeln, und durch die Backen. Den Tod

halten

halten ſie vor ein groſſes Uebel, wenn ſie daher in eine ſchwere Krankheit fallen, ſo hauen ſie ſich mit einer ſteinernen Axt die kleinen Finger ab, und glauben die Gottheit laſſe ſich durch diß Opfer verſöhnen, ihnen die Geſundheit wieder zu ſchenken.

Die übrigen neu entdeckten Völker werden wir, nach getreuen Abbildungen, in einer Fortſetzung liefern.

In der Vorrede beliebe man S. 2. erſte Zeile, beſtimmt hatte, und ſtatt Hüſt Höſt zu leſen.

Ord-

Ordnung der Kupfer.

1. Ein Man-Tſchu. pag. 7
2. Ein Perſer. 8
3 u. 4. Ein Nair und ſeine Frau. 10
5. Ein Singales. 11
6 u. 7. Ein Malaier und ſeine Frau. 12
8. 9. u. 10. Ein Dſjavauer und ſeine Frau, und eine reichere Dſjavanerin aus Batavia. 14
11 u. 12. Ein Macaſſar mit ſeiner Frau. 15
13. Ein Amboineſer. 16
14. Die Grönländer. 22
15. Die Lappländer. 31
16. Die Isländer. 37
17. Die Sineſer. 41
18. Die Neuſeeländer. Takury. 43
19. Ein Neuſeel. Mann mit einer Lanze. 46
20. Eine Neuſeel. Frau. 49
21. Ein Neuſeel. Mädgen. 49
23. Ein Chef von der Inſel St. Chriſtine. 61
24. Ein Mann von der Oſterinſel. 63
25. Ein Van-Diemensländer. 67
26. Eine Van-Diemensländerin. 69
27. Ein Mann von Mangea. 70
28. Die Neger. 72
29. Die Marokaner. 79
30. Die Oſtindier. Ein Indier von der Sekte des Schiwen. 86
31. Ein Braman von der Sekte der Schiwen. 88
32. Ein Indier von der Sekte des Wiſchenu. 91
33. Ein Braman von der Sekte des Wiſchenu. 91
34. Ein Indier auf Olles ſchreibend. 92
35. Poulaho, König der freundſchaftlichen Inſeln. 94
36. Eine Frau von der Inſel Eaoo. 98

Beytrag
zu einer redenden
Naturlehre
und
Phyſiognomik
der Menſchheit.

Zweites Bändchen.

Mit Kupfern.

Nürnberg
bey Chr. Weigel und A. G. Schneider
1791.

Vorbericht.

Dieſe Sammlung von Schilderungen merkwürdiger Völker aus den beſten und neueſten Länder- und Reiſebeſchreibungen, iſt eine Ergänzung und Fortſezung der in eben dieſem Verlage erſchienenen und von dem Publikum gut aufgenommenen redenden Naturlehre und Phyſiognomik der Menſchheit, von welcher ſie ſich aber durch weitläufigere Beſchreibungen der Sitten und Gebräuche der Völker unterſcheidet, und dies, glaube ich, wird den Leſern um ſo angenehmer ſeyn.

Ich habe hier die erſt neuerlich näher bekannt gewordenen Völkerſchaften vorzüglich ausgehoben, und bey den übrigen nur die beſten und neueſten Schriftſteller benüzt. Dafür bürgen die Namen eines Matthews, Römer's, Iſert's, Norris, Menzel's,

 Sparr-

Sparrmann's, Patterſon's, le Vaillant's, Sonnerat's, le Gentil's, Bruce's, Groſier's, Kämpfer's, Thunberg's, Cook's, Forſter's, Philip's, Keate's, Leſſeps, Steller's, Portlok's und Dixons — deren Nachrichten alle, nebſt mehreren andern, bei dieſen Völkergemälden gebraucht worden ſind.

Sollte dieſer Verſuch Beifall finden, ſo würde ich bereit ſeyn, auf ähnliche Art, doch noch etwas weitläufiger, nach und nach die Schilderungen aller bekannten Völker unſerer Erde zu liefern. Bey dieſen iſt der Meſſe wegen etwas geeilet worden; welches ihm zu verzeihen bittet

Schrieb's im Mai 1791.

Der Herausgeber.

Innhalt.

Innhalt.

I. Die Negern. ſ ſ S. 1.

Zuerſt von den Negern überhaupt, welche in der redenden Naturlehre beſchrieben und abgebildet ſind. Dann von den Guineiſchen Negern insbeſondere. Quellen: vorzüglich Matthews, Jſert, Norris, Römer.

II. Die Hottentotten. ſ ſ S. 24.

Quellen: Menzel, Sparrmann, Patterſon, le Vaillant.

III. Die Kaffern. ſ S. 38.

Quellen: Sparrmann, Patterſon, le Vaillant.

IV. Die Madagaskaren oder Madegaſſen. S. 53.

Quellen: Flacourt, Sonnerat, le Gentil, Mackintoſh, Beniowski.

V. Die Abyſſinier oder Habeſſinier. ſ S. 63.

Hauptquelle: Ritter Bruce.

VI. Die Sineſer. ſ S. 74.

Ergänzung und weitere Ausführung der Beſchreibung dieſes merkwürdigen Volks in der redenden Naturlehre.

Quellen: du Halde, Sonnerat, Groſier u. a.

VII. Die

VII. Die Japaner. ꞉ S. 88.

Quellen: Kämpfer und Thunberg.

VIII. Die Neuholländer. ꞉ S. 102.

Quellen: Cook, Forster, Philips.

Anmerk. Die van Diemens=Länder ſind ſchon in der redenden Naturlehre beſchrieben und abgebildet. Hier wurde vorzüglich auf die Neuholländer an der Botani=Bai Rückſicht genommen.

IX. Die Tahitier. ꞉ S. 108.

Quellen: Bougainville, Cook, Forſter.

X. Die Palaos=Inſulaner. ꞉ S. 122.

Hauptquelle: Keate's Reiſe des Kapt. Wilſon.

XI. Die Kamtſchadalen. ꞉ S. 128.

Hauptquelle: Leſſeps — dann auch Steller und Kraſcheninikow.

XII. Die Nordweſt=Amerikaner. S. 141.

Weitläuftiger beſchrieben, weil ſie aus mehreren, ſehr merkwürdigen, und noch wenig bekannten Völkerſchaften beſtehen.

Quellen: Cook, Portlok und Dixon.

Ord-

Ordnung
der Kupfer zu dieſem Bändchen.

1. Arabiſches Frauenzimmer, zu Seite 11.

2. Ein Hottentott, und

3. Eine junge Hottentottin, zu Seite 24.

4. Ein Kaffer, und

5. Eine Kafferin, zu Seite 39.

6. Kleidung und Waffen der Bewohner von Madagaskar, zu Seite 54.

7. Der groſſe Négüz (König von Abyſſinien) ſpeiſet, zu Seite 65.

8. Sineſiſche Haushaltung,

9. Sineſiſche Mütter mit Kindern,

10. Sineſiſche Standesperſonen, und

11. Eine vornehme Sineſiſche Frau mit ihrer Bedienung, zu Seite 74. und 75.

12. Eingebohrne von der Botanybai, zu Seite 105.

13. Tahi-

13. Tahitiſcher Tanz, zu S. 109.

14. Abba Thulle, König von Palaos, und

15. Ludi, Gemahlinn des Königs von Palaos, zu Seite 122.

16. Kamtſchadalen,

17. Ein Mann von Kamtſchatka, und

18. Eine Frau von Kamtſchatka, zu Seite 129.

19. Ein Mann von Nootkaſund,

20. Eine Frau von Nootkaſund,

21. Ein Mann von Prinz Wilhelmsſund,

22. Eine Frau von Prinz Wilhelmsſund,

23. Ein Mann von Unalaſchka,

24. Eine Frau von Unalaſchka,

} zu Seite 141. 142. 143.

I. Die

I. Die Negern.

Die Negern bilden denjenigen ausgezeichneten Menſchenſtamm, der ſich ſo ſehr durch ſeine ſchwarze Leibesfarbe, krauſe, wollichte Haare und affenähnliche Geſichtsbildung von allen übrigen Völkerſchaften unterſcheidet.*)

Sie

*) Im allgemeinen ſind die Negern ſchon in dem Beitrag zur redenden Phyſiognomik der Menſchheit geſchildert. Ich liefre hier nur Bruchſtükke zur weitern Ausmahlung jener Skizze, aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibern geſammelt. Uebrigens findet man auch in den Berliner wöchentlichen Unterhaltungen über die Karakteriſtik der Menſchheit Vieles von den Negern.

Sie nehmen einen beträchtlichen Theil von unſerer Erde ein, und bewohnen nicht nur in ihrem Stammlande Afrika die inneren Länder, und die Weſt- und Oſtküſtenländer, ſondern auch die Inſeln Madagaskar, Neuguinea, Neubrittannien und mehrere von den oſtindiſchen Inſeln.

Wir begreifen aber unter der Benennung Negern nicht ſo wohl Völker von einerlei Abſtammung, als ſolche Völker, welche die oben angegebenen karakteriſtiſchen Zeichen ihrer Geſtalt mit einander gemein haben.

Sie machen eine Menge verſchiedener gröſſerer und kleinerer Völkerſchaften aus, die zum Theil ganz verſchiedene Sprachen reden. Sie ſind uns im Ganzen noch zu wenig bekannt, als daß wir ſie gehörig klaſſifiziren könnten.

Unterdeſſen können folgende als Hauptzweige von Negervölkerſchaften genannt werden.

1) Die **Ualoffer** oder **Jaloffer** in Weſtnigrizien, oder den Senegalländern.

2) Die **Mandingoer**, etwas ſüdlicher, und weiter ins Innere hinein.

3) Die **Karraus**, bis an den Sierra Leonafluß.

4) Die verſchiedenen oberguineiſchen Völkerſchaften, vorzüglich die **Dahomer**, **Quaquas**, u. ſ. w.

5) Die

5) Die Kalbongoer, Kongoer, mit den Angolaern und Benguelern in dem ſogenannten Niederguinea.

6) Die Schaggaer und Anziker im innern Südafrika.

7) Die Gallas, auf der Oſtküſte und in Habeſch.

8) Die Negervölker im innern Nordafrika ſind uns noch wenig bekannt.

9) Die Madekaſſen, auf der Inſel Madagaskar.

Auch in der Leibesgeſtalt finden wir groſſe Verſchiedenheiten unter den mancherlei bisher bekannten Negervölkern. Ein neuerer Reiſebeſchreiber *) hat uns folgende Reſultate ſeiner Beobachtungen mitgetheilt:

„Man hat an den afrikaniſchen Küſten allgemein die Bemerkung gemacht, daß die am Seeſtrande oder auf den Inſeln wohnenden Völkerſchaften durchgängig eine ſtärkere, beſſer gebildete, muthigere und thätigere Menſchenart ſind, als die im Innern des Lands wohnenden. Dieſer Unterſchied läßt ſich vielleicht aus der Verſchiedenheit ihrer Nahrungsmittel erklären, da die Küſtenbewohner viel Fiſche genießen und auch eine geſündere Luft athmen.

 Die

*) Matthews, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Sierra Leona. (a. d. Engl. 8. Leipzig 1789.)

Die **Bullamer**, **Tummaneyer** und **Bagoer** ſind eine ſtarke, thätige und wohlgeſtaltete Menſchenraſſe. Sie haben eine gute ſchwarze Farbe, gerade Glieder und angenehme Geſichtszüge, und ſind von etwas mehr als mittlerer Größe. Beſonders zeichnen ſich die **Tummaneyer** durch eine offne, treuherzige Phyſiognomie aus, und viele von ihren Weibern ſind in der That ſchön. So lange ich mich hier aufgehalten habe, habe ich nur zween mißgeſtaltete Menſchen geſehen, und auch daran waren unglükliche Zufälle in der Kindheit Schuld.

Die **Suſier** ſind gelblich von Farbe und bei weitem nicht ſo wohl geſtaltet, als die erwähnten Völkerſchaften, doch ſind ſie meiſtentheils gerade gewachſen, haben aber dikke Lippen und plattere Naſen.

Die **Mandingoer** ſcheinen wieder von jeder der jezt gedachten Menſchenraſſen verſchieden zu ſeyn. Sie ſind lang und ſchlank. Ihre Farbe iſt ein ſchlechtes Schwarz, ſie haben ausnehmend kleine Augen und tragen Bärte, wie die Juden in Europa. Die Suſier, Bullamer u. a. m. ſcheren ſich den Bart, ſo lange ſie jung ſind. Sobald aber die Haare anfangen ſich grau zu färben, laſſen ſie ihn wachſen; denn das Silbergrau des Alters wird bei ihnen für ein Kennzeichen der Weisheit gehalten, und in der That haben einige von ihren Greiſen mit langen weiſſen Bärten, wenn ſie in den Rathsverſammlungen ſizzen, ein recht ehrwürdiges Anſehen.

Der

Der Unterſchied zwiſchen den freien Völkerſchaften, die ich jezt beſchrieben habe, und den Sklaven in den Niederlaſſungen iſt ſo auffallend, daß ich gleich auf den erſten Blik erkennen kann, zu welcher von dieſen beiden Menſchenklaſſen jemand gehört, und mich darinn nie irre. Der Freie, ſtolz auf ſeine Freiheit, ſchreitet mit Würde und dem Bewußtſein ſeines Vorzugs einher, und ſieht jedem dreiſt ins Geſicht; der Sklave hingegen von dem Gefühl ſeines Zuſtandes niedergedrükt, ſchleicht ſchüchtern und mit geſenktem Haupte vorüber. Auch ſind die Sklaven durchgängig, (die an den Küſten gebohrnen ausgenommen) kleiner von Statur, und nicht ſo ſtark von Gliedmaßen, noch ſo wohl geſtaltet, als die eingebohrnen Freien, und kommen aus dem Innern des Lands.

Die Fulaher, (Fulier, arabiſcher Abkunft) welche die Länder bewohnen, die hinter den jezt beſchriebnen liegen, ſcheinen eine Mittelraſſe zwiſchen den Arabern und den Schwarzen zu ſeyn. Sie haben viel ähnliches mit den oſtindiſchen Laskars, denn ſie haben, wie dieſe, eine gelbliche Farbe, langes grades ſchwarzes Haar, länglichte Geſichter und lange römiſche Naſen. Sie ſind eifrige Anhänger des Korans, und liefern durch ihre Kriege zur Ausbreitung des muhamedaniſchen Glaubens, eine große Anzahl der Sklaven, die in dieſer Gegend verkauft werden.

Die Sprache der Suſier ſcheint der Stamm zu ſeyn, aus dem die Mundarten der Bagoer, Bul-

lamer und Timmaneyer hervorgeſproßt ſind. Sie klingt ſanft und hat eine Menge Selbſtlauter und Lippentöne. Die Sprache der Mandingoer dagegen iſt, wie das Volk ſelbſt, von allen andern ganz verſchieden, und ſcheint mir ein verdorbenes Arabiſch zu ſeyn, doch kömmt es nicht mit dem überein, was ſie in ihren Schulen lehren, und die Sprache des Gebets nennen.

Die Gemüthsart der Einwohner iſt ſich überall ziemlich gleich. Sie ſind ausnehmend träge, es wäre denn, daß ſie zur Rache gereizt würden. Denn alsdann ſind ſie unverſöhnlich, und wann ſie einmal den geringſten Unwillen gefaßt haben, dann ſind ſie äuſſerſt heimtückiſch und voller Verſtellung, und verſäumen keine Gelegenheit, ihre Rachgier zu ſättigen, ſo bald ſie es ungeſtraft thun können. Gegen gute Freunde aber bezeigen ſie ſich gaſtfrei und gütig, doch ſind ſie zu kleinen Diebereien geneigt und ſehr unbeſtändig beinahe in Allem, was ſie vornehmen.

Die **Mandingoer** haſſen die Chriſten aus Gründen der Religion, und beehren die unter ihnen wohnenden Europäer, die ſie häufig zechen, und ſchmauſen ſehen, mit dem Titel, Hunde; als ich mich aber ehedem unter ihnen aufhielt, ein entgegengeſeztes Betragen beobachtete, und mit ihnen von den Lehren ihrer Religion ſprechen konnte; begegneten ſie mir in der äuſſerſten Noth, da ich gefährlich krank war, ſo wie ichs nur immer von

den

den treueſten und zärtlichſten Freundin hätte erwarten können.“ —

Dies ſpricht ſchon genug gegen die unvortheilhafte Meinung, die man gewöhnlich von dem Verſtande und dem moraliſchen Karakter der Negern hegt. Beſonders die, welche ſich dem niedrigen Geſchäfte unterziehen, den die Menſchheit brandmarkenden Negerhandel aus moraliſchen Gründen vertheidigen zu wollen, ſchildern uns gewöhnlich die Negern alleſamt nicht anders, als Geſchöpfe, die kaum einiges an ſich haben, das ſie zu Menſchen, zu Geſchöpfen macht, wie wir ſind. Es iſt wahr, daß es Negervölker gibt, die man dumm, ſtupid nennen kann, und wieder andere, deren Karakter nach glaubwürdigen Zeugniſſen an Schwärze ihrer Leibesfarbe gleicht. Dies ſind aber noch keine gültige Gründe, alle Negern für ſolche Geſchöpfe zu halten, da wir die Fähigkeiten und die Gutherzigkeit ſolcher Völker nicht nach unſerm Maasſtabe beurtheilen können, weil ſie unſre Kultur nicht haben, und wir auch nicht immer wiſſen können, welche Umſtände auf ihren Karakter ſo nachtheilig wirkten — und da es wirklich der beſſer gearteten Negervölker mehrere giebt, als der andern.

Es ſind Beiſpiele genug von den Seelenfähigkeiten der Negern, und von den bewunderungswürdigen Fortſchritten, die manche in dem Unterrichte der Europäer machten, vorhanden. Doch iſt

Afrika's glühendes Klima nicht der Himmelſtrich, unter welchem Genies gedeihen.

Von dem Edelmuthe der Neger erzählt Iſert *) ein ganz vortreffliches Beiſpiel, einen Zug, der die Unſterblichkeit verdient, und dem wir Europäer aus den neuern Zeiten kein Beiſpiel, als die Heldenthat des jungen Fabers **), an die Seite ſezzen können. Hier die Negergeſchichte:

„Ein Agraſſi-Neger war, vielleicht durch Unglücksfälle, in Schulden gerathen, die er nun bezahlen ſollte, und keine Mittel dazu ſah. Er gieng zu ſeinem Glaubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als ſeinen eignen Körper, den er verkaufen könne, wenn er wolle. Der erhizte Kreditor gieng alsbald mit ihm zu unſerm Fort Königſtein, und verkaufte ihn; von wo er hernach mit mehrern Sklaven in der Halskette nach unſerm Hauptfort transportirt wurde. Hier blieb er etwa ſechs Wochen, bis das Schiff, womit er nach Weſtindien eingeſchifft werden ſollte, ſeine volle Ladung bekommen konnte. Während dieſer Zeit hatte ſein Sohn den edlen, mehr als kindlichen Entſchluß gefaßt, ſei-

*) In ſeiner Reiſe nach Guinea. Ein leſenswürdiges Buch! —

**) Der ſich für ſeinen Vater auf die Galeere ſchmieden ließ. Man ſehe Fiſch's Briefe über das ſüdliche Frankreich, S. 206. Man hat dieſen ſchönen Zug auch auf das Theater gebracht.

ſeinen Vater aus den Ketten zu erlöſen. Die väterliche Zärtlichkeit, die ſeinem Vater nicht erlauben wollte, ihn an ſeiner Stelle zu verkaufen, da er doch durch Natur- und Völkerrecht die Erlaubniß dazu beſaß, hatte dieſen unnachahmlichen Gedanken in ihm rege gemacht. Er kam deshalb mit einigen ſeiner Verwandten und wollte einen Sklaven umtauſchen. Dieſes geſchiehet hier ſehr oft, wenn nemlich die Europäer ihren Vortheil dabei ſehen. Ich befand mich eben dazumal im Waarenhauſe der Handlung wegen, und ließ mir den, welchen ſie verlangten, und zugleich den andern, den ſie in ſeine Stelle geben wollten, zeigen. Und da dieſer ein ſchöner Jüngling war, der vor ſeinem Vater eine Reihe Jahre voraus hatte, ſo war der Tauſch ſehr annehmlich. Man führte die Kette dieſer Unglüklichen vor. Gott! wie innig gerührt mußte ſelbſt der geſtählte Menſchenhändler werden bei der Szene, da der Sohn des Agraffi-Negers ſeinen Vater in den Ketten erkannte. — Er fiel ihm um den Hals und weinte Thränen des Danks und der Freude, daß er ſo glüklich ſei, ſeinen Vater erlöſen zu können. Man öffnete die Kette, nahm jenen heraus, und ſezte dieſen hinein. Er war völlig ruhig und bat ſeinen Vater, ſich ſeinetwegen nicht zu betrüben. Inzwiſchen ſtellte ich die Geſchichte unſerm Gouverneur vor. Dieſer von Menſchenliebe durchdrungen, redete mit dem Vater und ſeinen Verwandten, ob ſie den

Werth,

Werth, den man für ihn bezahlt hatte, in einer gewiſſen Zeit wieder bezahlen könnten? Sie gelobten das, der Sohn ward wieder aus den Ketten genommen, und alle reiſeten vergnügt nach ihrer Heimath."

Dieſer Zug zur Ehre der Menſchheit ſpreche für die armen, unglüklichen Negern! — *)

In den Sitten und Gebräuchen ſind die einzelnen Negervölker oft ſehr von einander verſchieden, ob ſie gleich in der Hauptſache meiſt mit einander überein kommen.

Sie kennen wenig Bedürfniſſe, und ſind mit dem zufrieden, was die milde Natur ihnen reicht. Nur die Ankunft der Europäer auf ihren Küſten hat einige Veränderungen in ihrer Sittlichkeit hervorgebracht. Dahin gehören die nachtheiligen Folgen, die der erweiterte Sklavenhandel **) erzeugt hat, und der ſchädliche Gebrauch des Branntweins, den

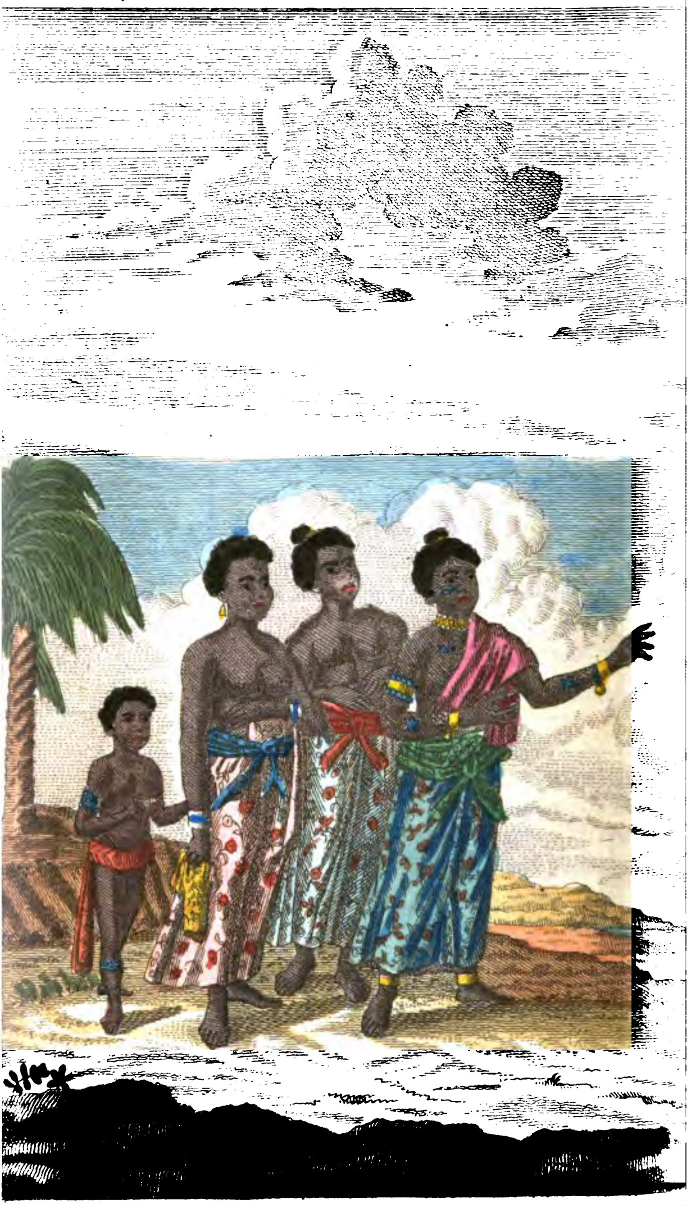
---

*) Zur Betrachtung derſelben nur noch einige Worte. Die meiſten Negern haben den ſchröklichſten Begriff von dem, was ihren Landsleuten bevorſteht, die in die Sklaverei der Europäer gerathen; ſie glauben, die Europäer verzehren oder opfern die Sklaven und machen aus ihren Knochen Schießpulver. (Matthews S. 159.) So erzählt Iſert, (S. 306.) daß ihn erſt ein Neger fragte, ob ſeine Schuhe von Negerhaut gemacht ſeyen, weil ſie ſchwarz wären?

**) Der Negerhandel iſt ſehr alt, und wurde vor den Europäern von den Arabern getrieben, jezt aber ſtärker, als vorher. (Sprengel über den Negerhandel.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Akraiſches Frauenzimmer.

den die Europäer hier einführten. Auch der Puz der Negern hat durch die Tändeleien, welche die Sklavenhändler zuerſt nach Afrika brachten, einige Veränderungen erfahren. Von dieſem Puz der guineiſchen Negern müſſen wir noch etwas mehr ſprechen. Hieher gehört das erſte Kupfer — **Akraiſches Frauenzimmer** darſtellend. **Iſert** erzählt uns folgendes: „Die Kleidung der Akraer iſt mit denen, die jenſeits des Rio Volta, an der ſogenamten Sklavenküſte wohnen, bis Benin, meiſtentheils einerlei, doch ſind ſie in einigen Stücken verſchieden, vorzüglich das ſchöne Geſchlecht. Die Männer haben einen Gürtel, der bald aus Leder zierlich geflochten iſt, oder aus einer ſilbernen Kette beſteht, oder ſtatt deſſen auch eine Schnur Korallen über die Hüfte beveſtigt. Durch dieſen ziehen ſie einen kleinen Streifen Kattun oder Leinwand, oder auch Seidenzeug von etwa einer halben Elle breit, und zwo Ellen lang, durch die Beine hindurch, und laſſen die Enden vorne und hinten herabhängen. Je länger es hinten herabhängt, deſto ſchöner iſt dieſe Bedekkung, die eigentlich dazu beſtimmt iſt, die Scham im eigentlichen Verſtande zu verhüllen, und welches wahrſcheinlich ihre erſte Bekleidung geweſen ſeyn mag, indem ein einziges Blatt von den Piſangen dazu hinreichend iſt, dieſe Stelle zu vertreten, iſt für jeden erwachſenen Neger eine Nothwendigkeit, die auch jeder Haußherr ſeinen Sklaven zugeſtehen muß.

Es

Es heißt in der Landesſprache Täklä. Nachdem haben ſie noch ein grbßeres Panties oder Stük Zeug, das für einen erwachſenen Neger 3 Ellen lang und breit ſeyn muß, das ſie Mammale nennen. Dieſes dient ihnen des Nachts zur Bettdekke, des Morgens zum Schlafrock, und des Tages zum Puz. Des Morgens, wenn es nach hieſiger Art ein wenig kühl iſt, hüllen ſie ſich ganz darinne ein, und laſſen nur den einen Arm heraushängen; des Tages hingegen, und in Geſellſchaften, würde es wider die Wohlanſtändigkeit ſeyn, den Obertheil des Körpers mit irgend etwas zu bedekken. Es wird alsdann herunter geſchlagen, und an der linken Seite ein wenig untergeſtochen; da das aber nicht veſthält, ſo gehet es jeden Augenblik auf, wenn ſie ſich viel bewegen; ſie ſind alſo genöthigt, es immer wieder zu beveſtigen. Oft öffnen ſie und beveſtigen ſie es zum Zeitvertreib, oder zum Spiele, wie bei uns die Damen den Fächer. Die Art des Zeuges, woraus der Panties gemacht iſt, beſtimmt den Reichthum oder die Vorzüge eines Mannes von den andern, ſo wie bei uns der Offizier von den Soldaten unterſchieden iſt Gemeiniglich ſind es grobe baumwollene Zeuge, die aus Oſtindien hieher kommen, oder gedrukte Katunne, Zize, halbſeidene und ſeidene Zeuge.

Wenn der Neger dieſe beide (den Täkla und Mammale) hat, ſo iſt er hinreichend bekleidet; zum Puzze hingegen (denn auch hier herrſcht eine

Art

Art Luxus) ſind noch verſchiedene Dinge in dem Anzuge des Negers zu beobachten. Alle Neger ſcheeren ihren Kopf; die Alten, welche anfangen, graue Haare zu bekommen, machen ihn ganz kahl; die Jungen hingegen, laſſen etwas davon ſtehen. Sie zeichnen zuvor mit Kreide auf den Kopf die Figuren, die ſie wollen ſtehen laßen, und wiſſen ſo geſchikt die zwiſchenſtehenden Haare heraus zu holen, daß man ſich verwundert. Manche haben Grundzeichnungen von Fortereßen, Blumen, Blumenſtükken u. ſ. w. auf dem Kopfe. Einige beveſtigen auch an den ſtehenden Haaren eine kleine Schelle von Golde. Diejenigen Stellen, die raſiert werden, müßen wenigſtens alle acht Tage erneuret werden; Vornehme laßen ſich täglich raſieren. An den Stellen außer dem Kopfe, und Barte, wo bei Erwachſenen auch Haare hervorzukommen pflegen, leiden die Neger beiderlei Geſchlechts durchaus keine Haare, und ſelbſt der Bart iſt von ſehr wenigen nur im Gebrauch getragen zu werden, am meiſten laſſen ihn junge Krieger bis auf 3 Zoll lang am Kinne wachſen. Er iſt immer ſchwarz, ſonſt aber dem Barte eines Europäers ziemlich ähnlich.

Ihr übriger Staat iſt bei einem und dem andern ſo ſehr verſchieden, daß man ein Buch davon ſchreiben könnte, wenn man alle die Arten des Puzzes anführen wollte. Einige tragen Ohrringe nach europäiſcher Art; andere ein Halsband aus

Ko-

ſie ihn auf alle Art zierlich auszupuzzen wißen. Sie raſieren ihn, wie die Männer, in Figuren, jedoch von dieſen in verſchiedenem Geſchmak. Auf der Scheitel laßen ſie gewöhnlich einen breiten Schopf ſtehen, darin ſie etwas Goldnes, die Spizze einer rothen Schwanzfeder von Papagayen, und manchmal etliche Aehren von Rohr beveſtigen; nachdem ſie ſich den ganzen Körper wohl gewaſchen, und mit einer Art wohlriechenden Talg, das ſie aus einem Baum ziehen, der in denen höher im Lande gelegenen Gegenden wächſt, eingeſchmieret haben, muß erſt die Schminke darauf geſezzet werden. Alle Arten von Farbe dienen dazu, die weiße iſt die gemeinſte, die aus einem feinern Thon oder Bolus beſteht. Blau haben ſie von den Europäern, und das iſt Berliner blau. Sie rühren ſie mit Waßer an, wie die Mahler zu thun pflegen, dann haben ſie allerlei Figuren in Holz geſchnitten, dieſe tauchen ſie in die Farbe, und ſezzen ſie auf die Stirn, Bakken, Kinn, Bruſt, Bauch, Arme und Füße. Das Geſicht muß die koſtbarſten Farben, als blau und grün haben, die übrigen Theile des Körpers aber müſſen mit dem geringeren Weiß verlieb nehmen. Manchmal, wenn ſie nicht viel Zeit haben, thun ſie es nur gröblich mit den Fingern, wie auch die Männer jederzeit zu thun pflegen, wenn es aber darauf ankömmt, um öffentlich zu erſcheinen, ſo werden drei oder vier andere Damen herbeigerufen, um

zu

zu urtheilen, welche Figuren, oder wie die Farben am beſten zu ordnen ſind. Mich deucht ſie differiren in dieſer Meinung von unſeren europäiſchen Matronen, deren natürliches Kolorit durch die Zeit verwiſcht iſt, und das ſie doch gern durch die Kunſt erſezzen wollen, wenn es heimlich geſchehen kann. Wenn dieſes in Ordnung iſt; geht es zum Anzuge ſelbſt. Eine Menge von Korallen-Schnüren aus vielfärbigen Glaß-Korallen, einer kleinen Schnekkenart, die aus dem Königreiche Aſianthee kommt, blaue Laſurkorallen, geſchliffener Achat u. ſ. w. kommen herbei, und werden auf den ganzen Körper, am Halſe, an den Händen, unter den Beinen u. ſ. w. vertheilt, ſo daß am Halſe und den Händen die meiſten koſtbaren zu ſizzen kommen. Weiter: ſilberne oder auch gar goldene Bügel an den Händen, in der Stelle der Armringe der Männer mit daran hangenden Goldſtükken, als Louisd'ors und dergleichen, die ſie von den Europäern erhandeln. Die Finger ſowohl als Zähen werden voll mit goldnen und ſilbernen Ringen geſtekt. Um die Füße, da wo wir die Spornen zu tragen pflegen, wird ein ſtarker Bügel von Silber gehakt, der 16 Loth biß 1 Pfund ſchwer ſeyn kann.

Sie haben wie die Männer ihr Täklä, außer daß dies nicht über eine kleine Hand breit iſt, ſie laßen es aber nach vornen nicht herunter hangen, ſondern ſchlagen den Zipfel zurük; nach hinten

hingegen wird es in einem Balle aufgerollt, der, wenn der groſse Panties darüber kömmt, einem Sattel ähnlich ſieht, der auch eben den Nuzzen hat, wie dieſer, indem ſie die Kinder darauf reiten laſsen, wenn ſie ſie bei ihren Geſchäften wollen bei ſich haben. Ueber dieſen Täklä kömmt alsdann der groſe Panties, (Mamale), der die Gröſse hat, wie der Männer ihrer, nemlich 3 Quadrat-Ellen. Dieſer wird über die Hüften geſchlagen, ſo daſs er faſt das Anſehen bekömmt, wie bei uns die kurzen Frauenzimmer-Rökke. Die Oeffnung des Ueberſchlages iſt nach vorne; ſo daſs im Gehen die Knie, und zu Zeiten noch mehr ſichtbar wird. Da nun die europäiſchen Zeuge niemals 3 Ellen breit ſind, ſo ſind ſie genöthigt, ſie zuſammen zu nähen, welches mit einer künſtlichen Naht geſchiehet, die gerade den Sattel kreuzen muſs, der oftmals mit Blumen aus vielfärbigter Seide durchnähet iſt.

Der Panties ſelbſt wird durch ein zuſammen gelegtes ſeidenes Tuch über die Hüften veſtgebunden, in deſsen Knoten vor der kritiſchen Gegend ein groſses Bund ſilberner Schlüſsel, kleiner Glokken und ſpaniſchen Thalern hängt, die im Gehen ein Geklingel machen, daſs man die Dame ein hundert Schritte weit hören kann, wann ſie öffentlich erſcheint. Am Ober-Leibe wird noch ein eben ſo groſser Panties wie das Untere, unter die Achſeln herum geſchlagen, deſsen äuſserſtes Ende über die

die Schultern geworfen wird, und biß über den Rükken herabhängt. Dieſes muß allezeit von feinem Zeuge gemacht ſeyn, entweder aus Ziz, oder ſeidenen Zeugen, oder feinen oſtindiſchen Tüchern.

Nicht ſelten parfumiren ſie ſich auch eben ſowohl wie unſere ſüßen Herren, wozu man in den meiſten Häuſern zu dieſem Gebrauch ordentliche Zibetkazzen unterhält, von denen man wöchentlich das wohlriechende Schmalz aus dem hiezu beſtimmten Beutel, vermittelſt eines kleinen Löffels nimmt. In Ermanglung dieſes Fetts, das hier des häufigen Gebrauchs wegen theuer genug iſt, nehmen ſie einen ganzen Beutel des Thiers, und hängen ihn um den Hals; und ſollten auch dieſe fehlen, ſo bringen die Bergneger eine Art Blätter, die den Blättern unſers Waldmeiſters an Geruch und Geſtalt faſt gleich ſind. Dieſe flechten ſie zierlich in Roſen, und hängen ſie ſowohl zur Zierde, als des Geruchs wegen vor die Bruſt der Stelle des Beutels.

Eine Dame von Stande, (die erſte Figur des Kupfers) hat noch überdies eine Menge Zierraten um ſich her, die alle zu beſchreiben zu weitläufig ſeyn würde. Gemeine Weiber haben zwar auch zwei groſſe Panties, aber der übrige Puz fehlet ihnen entweder zum Theil, oder ganz und gar.

Wenn eine Frau ſchwanger zu ſeyn glaubet, verändert ſie alsbald ihren Puz. Sie läßt von der Zeit an ihre Haare wachſen, ſchminkt ſich

nicht mehr, und legt allen Gold= und Korallenſtaat ab. Dagegen bekömmt ſie von den Prieſterinnen eine Art Manſchetten aus Baſt, die erſten Monate, um die Hände, hernach um die Knie, und zulezt dikke Wülſte um die Knöchel. Die Manſchetten ſind dikke Bände, von einer weichen Art Baſt, deſſen Enden halbe Ellen lang herab hangen, und voller Knoten ſind, deren jeder etwas beſonders ſtiften ſoll in der Geburt, oder am Kinde, ſie ſind mit der Fetisfarbe oder rothen Erde bemahlt. Einige Familien ſind gezwungen, ein Rehfell die ganze Zeit ihrer Schwangerſchaft bei ſich zu führen, welches ſie nicht von ſich legen dürfen, und im Fall ſie arbeiten, auf den Rükken hängen. Je näher ſie ihrer Entbindung ſind, deſto mehr vermehrt ſich die Anzahl ihrer Amulete von den Prieſterinnen, die für baare Münze nicht unterlaßen, ihnen eine Menge guten Rath und Segen zu ertheilen, ja täglich kömmt das Weib, und ſtreicht und drükt ſie auf den bloßen Leib mit ihren Händen, daß man glauben ſollte, es müßten ihre Einſegnungen mehr phyſiſchen Schaden, als moraliſchen Nuzen bringen. In den lezten acht Tagen ſchmieren ſie ihr den Kopf mit einem weich gemachten rothen Bolus, oder Lehmerde ſo voll in den Haaren, daß es wie eine Pechmüzze ausſieht, und führen ſie des Tages in Proceßion durch die Stadt. Dieſe Müze darf ſie nicht eher abwiſchen, bis nach der Niederkunft. (Man ſ. die

dritte

dritte Figur.) Unverheiratheteſ Frauenzimmer trägt jederzeit, auch im gröſten Staate, nur ein groſſes Unterpanties, der obere Leib muß jederzeit bloß ſeyn. Ja, die Adamper dürfen niemals mehr als ein Täklä tragen, (ſiehe die 2te und 3te Figur) biß ſie verlobt ſind, oder ihr ſogenanntes Heiraths-Koſtüme gemacht haben, das darin beſtehet, daß ſie eine gewiße große Opferung an den Fetis machen müſſen. Weil ihnen die Kleider alſo bis auf einen kleinen Streif in dieſer Zeit unterſagt ſind, ſo tragen ſie deſto mehrere und theure Korallen. Zu dem Ende haben ſie 6 bis 8 Schnüre geſchliffener Korallen, deren jede einen Zoll lang, und einen Finger dikke iſt, und die bei den Europäern 3 Stüber (6 Dreier) koſten, worauf ſie ihre Täklä beveſtigen. Eine ſolche Schnur Korallen kann biß 3 Unzen Gold (60 Thaler) zu ſtehen kommen.

Kinder beiderlei Geſchlechts können ohne Scham bis in das achte Jahr herumlaufen, ohne irgend etwas anders als Korallen an ſich zu tragen. Es ſieht poßierlich aus, wie ſie den ganz kleinen Kindern die Hände ſo wohl als Beine mit entſezlich dikken Korallen zu behängen pflegen, daß die armen Geſchöpfe zu Zeiten nicht einmal für Korallen gehen können. Träfe es ſich, daß das erſte oder zweite geborne Kind einer Frau ſtärbe, ſo muß das dritte vorzüglich in Acht genommen werden. Zu dem Ende werden ihm eine Menge

Muſcheln, Schnekken und anderes Zeug in die Haare geheftet, die nicht eher wieder herausgenommen werden dürfen, biß das Kind über 3 Jahre alt iſt. Die Haare dürfen während der Zeit nicht raſirt werden.

Zu Fida ſah Iſert einmal eine Sklavin, die ſehr weit aus dem Lande gebracht war, und die eine Fingersdikke Koralle in der Unterlippe trug, die zu dem Ende wie ein Ohrlappen durchbohrt war. Solche ſonderbare frappante Moden ſieht man dort täglich, wenn von weit entlegenen Gegenden Sklaven ankommen. Alle Dunkoer, (ein Land, das über dem Königreiche Aſſianthee hinausliegt,) ſind mit Einſchnitten über den ganzen Körper, oder auch nur im Geſichte gezeichnet. Sie haben darin denn auch wieder ihre beſondere Moden, ſo daß man an dieſen Zeichen erkennen kann, von welcher Nation und Würde ſie ſind; nächſt dem haben ſie noch ihre beſondere Familienzeichen. Von den gutartigſten Sklaven ſind die, welche drei Linien auf jeder Seite des Geſichts biß auf die Hüften herunter eingeſchnitten haben. Im Ganzen genommen ſind die Neger wohl gebauet; man findet ſelten oder faſt gar niemals verwachſene Leute unter ihnen, deßhalb man auf den Einfall gekommen iſt, daß ſolche Kinder gleich bei der Geburt ermordet würden, welches aber grundfalſch iſt. Die Akraer haben vorzüglich feine Geſichtszüge, aber ſie ſind ſo groß und ſtark

nicht

nicht wie die Kreyeer. Die Bergneger und Aſiantheer ſind allezeit von einer dunklern ſchwärzern Farbe; ſie ſind gelenkiger, als die Bewohner des Strandes, auch gemeiniglich von einer angenehmern Taille. Es iſt an dem, daß der Umriß des Geſichts der herrſchenden Menge der Neger allerdings von denen der Europäer verſchieden iſt; allein hie und da findet man noch Geſichter, die, ihre Farbe ausgenommen, ſelbſt in der Mitte von Europa für Schönheiten paſſiren würden. Sie haben überhaupt etwas affenartiges, indem die Backenknochen, und die Knochen der Kinnbacken mehr hervorragen, als bei uns, und die Naſenbeine ſind überhaupt kleiner, als die unſrigen, welches Anleitung gegeben hat, daß man glaubte, die Mütter drükten alsbald die Naſen ein, ſo wie ein Kind geboren würde, welches, wie mehrere dergleichen Nachrichten, erdichtet iſt. Es giebt hier, wiewohl ſelten, Negern, deren Naſe ſich mit der beſten europäiſchen Branntweinsnaſe meßen dürfte! Wenn ſie ſehr flach iſt, ſo gehen die Naſenlöcher nicht, wie bei uns, mit der Naſe in die Länge, ſondern in die Quere, und dieſe Art Negern haben allezeit ſehr aufgeworfene Lippen. Ihre Geſichtszüge haben ſehr viel ähnliches mit den Judengeſichtern. Ihr Haar iſt niemals glatt, ſondern allezeit wie Wolle, kraus und ſchwarz, ſehr ſelten ſieht man aber doch auch brandrothe. Wenn es beſtändig ausgekämmt unterhalten wird,

 er=

erreicht es eine Länge von einer halben Elle, aber es iſt unmöglich glatt zu erhalten. Das krauſe Haar oder Wolle, die flachen Naſen und aufgeworfenen Lippen bleiben allezeit die karakteriſtiſchen Kennzeichen der Neger-Nazion. Die Haare unterſcheiden ſie faſt allein nur von den Mohren, die jenſeits des Senegal an der Marokaniſchen Küſte wohnen, die oftmals mit den Negern für eine Nation gehalten worden, von denen ſie aber deutlich verſchieden ſind.

II. Die Hottentotten.

Die Hottentotten ſind in Anſehung des Wuchſes, ſo groß, als die meiſten Europäer. Daß man aber manche ziemlich mager aufgeſchoſſene unter ihnen antrift, rührt von der ſparſameren und eingeſchränkteren Nahrung, und ihrer eben nicht ſehr harten und beſchwerlichen Lebensart her. Sparrmann will beobachtet haben, daß ſie in Verhältniß der übrigen Theile des Körpers, ſehr kleine Hände und Füße haben ſollen. Ihre Backenknochen ſtehen ſehr weit hervor, und da ihre Köpfe in dieſer Gegend ſehr breit, die Kinnbacken hingegen außerordentlich ſchmal ſind, ſo gehen ihre Geſichter immer ſpizer zu, welches ihren Geſichtern ein Anſehen von Magerkeit giebt, die gegen ihren übrigen

ziem-

Ein Hottentot.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ziemlich feiſten Körper um ſo mehr abſticht. Ihre Näſe iſt ſehr flach und in der gröſten Erhöhung nicht ſechs Linien hoch; ihr Mund mehr groß als klein und mit den blendendweiſſeſten Zähnen beſezt. Ihre Haupthaare ähneln mehr einem ſchwarzen wollenen Ueberzuge, als wirklichen Haaren; der Bart wächſt ihnen biß unter dem Kinne und unter der Spizze der Naſe, und auch dieſer ſiehet eher der Wolle als Haaren ähnlich, und auch dieſe wenige Spuren von Haaren, bemühen ſie ſich ſorgfältig auszureißen, wodurch ihr Antliz ein ganz weibiſches Anſehen gewinnt. Man hat bishero geglaubt, daß die Knaben um das zehente Jahr eines der Theile beraubt würden, deren ſich die Natur zur Fortpflanzung des Geſchlechts bediente, und daß die Mädchen vor der Schaam eine Art von natürlich fleiſcherner Dekke hätten. Beides ſind Erdichtungen; höchſtens haben die Weiber einen etwas gröſſeren Klitoris, und etwas längere Nymphen, Folgen des Klima's und ihrer Lebensart.

Liebe zur Warheit erlaubt nicht, ihren Karakter ſehr vortheilhaft zu ſchildern. Sie ſind ſehr träge, ſo träge, daß es beinahe an Gefühlloſigkeit gränzt, denn Wohl und Weh rühret ſie wenig, und nur die äuſſerſte Noth kann ſie bewegen, ſich ihrer Faulheit zu entreiſſen, um ſich nur die nothdürftigſte Nahrung zu verſchaffen, ſogar den Hunger, dieſes allgewaltige Mittel, ſuchen ſie, bis die äuſ-

ſerſte Noth ſie zwingt, durch Tabakrauchen zu verſcheuchen; ſie ſind unwiſſend, und lieben ihre Unwiſſenheit, denn ſtatt ſich Kenntniſſe zu erwerben, muß man denken, die Hottentotten ſchlafen lieber. Sie fürchten den Tod auſſerordentlich, ſie erdulden alles, bis ſie es zur Gegenwehr kommen laßen, aber dann iſt ihre Vertheidigung verzweifelnd. Bei allen dieſen üblen Eigenſchaften kann man ihnen doch auch einige gute nicht abſprechen; alle Reiſende rühmen ihre Gaſtfreundſchaft, ſie ſind offen, und ihr Hang zum Nichtsdenken macht ſie unfähig zu jedem Trug. Ihre Neigung zu Tabak und ſtarken Getränken iſt unbegränzt, und doch überwindet er ihre Faulheit nicht, ſich dieſe Bedürfniſſe ſelbſt zu verſchaffen; ſie erwarten es, bis ſie ſie von den Kolonie-Hottentotten bekommen.

Sparrmann behauptet, und auch Menzel ſtimmt mit ihm überein, daß ſich die Hottentotten über den ganzen Körper mit Fett einſchmieren, und ſich dann mit Ruß noch mit einer Art von Wolluſt einreiben. Durch die Vermiſchung dieſes ekkelhaften Gemengſels, mit ihrem eigenen Schweiß, wird ihre eigenthümliche hell oder nußbraun gelbe Farbe, in eine noch dunklere verändert. Le Vaillant hegt aber gegen dieſe Behauptungen noch großen Zweifel.

Ihre mit Fett eingeſchmierten Haare werden mit Buchu eingepudert, und dann gleichen ſie ziemlich

Eine junge Hottentottin.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

lich einem Schaffell, an welchem ſich hie und da Porzionen Haare zuſammengebakken haben. Zu dieſen pflegen ſie gerne meßingene Knöpfe, oder ſonſt kleine Stükchen Meßing, oder Muſcheln, zu tragen; einige Nazionen tragen auch Ohrringe von Schnekkenhäuſern. Die Weiber tragen Halsbänder, die aus Muſcheln, Glaskorallen und meßingnen Kügelchen zuſammengeſezt ſind, und nach Verhältniß ihres Vermögens mehr oder minder reich ſind. Am Halſe hängt ihnen ihr Tabaks-Beutel, der zuvor einem Schafbock als Hodenſack zugehörte. Die ganze Zubereitung beſteht darin, daß man ihn einige Tage in Kühmiſt bringt, trocknet, und mit Fett einſchmiert, damit er geſchmeidig bleibe. Das Gewand, deßen ſie ſich zur Bedekkung ihrer Schaam bedienen, iſt bei den Männern ein weiter offener herabhangender Beutel, deßen Holung wohl dazu beſtimmt ſcheint, dasjenige zu verhüllen, was die Schamhaftigkeit nicht zu entblößen erlaubt, es in der That aber nur ſehr ſchlecht verrichtet. Dieſen Beutel nennen ſie mit dem orientaliſchen Namen Schakal. Als eine andere Bedekkung, welche die Anſtändigkeit von den Männern erfordert, kann man die beide ledernen Riemen anſehen, die gewöhnlich vom Ende des Rükgrades, tief auf die Lenden herabhängen, und die Geſtalt eines gleichſchenklichen Dreieks haben, wovon die Spizzen an den Gürtel beveſtiget ſind. Dieſe Riemen ſind nur wenig bereitet,

und

und machen daher, wann der Hottentott gehet, ein Geklapper, und durch ihr Flattern vielleicht eine ihm nicht unangenehme Kühlung. Ihr einziger und eigentlicher Endzwek ſoll jedoch ſeyn, den Hottentotten beim Niederſizzen die Vertiefung des Hintern auszufüllen; ſie werden alsdann hervorgezogen, ſo daß ſie auch vorwärts bedecken, und zu beiden Seiten an den beſchriebenen ledernen Beutel anſchließen. Man hat Herrn Sparrmann berichten wollen, daß dieſe Theile beim Eßen nicht entblößt ſeyn dürften, er ſelbſt hat bemerkt, daß ſie dies zuweilen nicht beobachten. Einige tragen auch ſo wie ihre Weiber, Ringe von Elfenbein oder Meßing um die Arme. Einige Schriftſteller behaupten, die Hottentotten trügen ihre Weſte im Winter mit der rauhen Seite nach innen gekehrt tragen, im Sommer hingegen die rauhe Seite herauskehren; Andere wollen, daß ſie beſondere Weſten für den Winter und beſondere für den Sommer haben ſollen. Die Weiber ſcheinen ſchamhafter, ſie bedecken ſich mit mehr Sorgfalt als die Männer. Selten begnügen ſie ſich mit einer, meiſt mit zwei oft aber mit drei Bedekkungen, beſonders zur Zeit ihrer Reinigung. Dieſe beſtehen aus bereitetem und wohl eingeſchmiertem Leder und ſchließen, mit einem Riemen beveſtiget. Die äußere iſt allezeit die gröſte, und hält eine Viertel- bis halbe Elle in's Gevierte; gewöhnlich iſt ſie mit Glaskorallen und allerlei Figuren geſchmükt.

ſchminkt. Sie dient blos zum Puz und gehet ohngefähr bis auf die halbe Lende herab. Die mittlere iſt etwa um die Hälfte kleiner, und ſoll dazu dienen, dasjenige, was die Schamhaftigkeit zu verhüllen befielt, zu bedekken, zu der Zeit, wenn die Prachtdecke abgenommen wird. Die dritte oder innere Dekke iſt kaum gröſser als eine Hand, und ſoll bei der monatlichen Reinigung, die ſie aber weit ſparſamer haben, als die europäiſchen Frauenzimmer, ihre gute Dienſte thun. Alle dieſe Schürzen, ſogar die mit Korallen beſezten, ſind eben ſo eingeſchmiert, wie der ganze übrige Körper. Die übrige Kleidung beſtehet meiſt in einem Pelze oder vielmehr kleinem Pelzmantel, von Schaffell, deſsen rauhe Seite einwärts gekehrt iſt, und den ſie vorne auf der Bruſt zuſammenknüpfen; iſt es nicht ſehr kalt, ſo laſsen ſie ihn nur nachläſsig über die Schultern hängen; bei kaltem und regnigtem Wetter hingegen wikkeln ſie ſich darein hinein; daſs ſie dieſe Pelze oder Weſten im Sommer auf der umgewendeten Seite tragen, haben wie ſchon oben bemerkt; iſt die Hizze ſehr heftig, ſo nehmen ſie es auch wohl ganz ab, und tragen es auf dem Arm. Die Weſten der Weiber unterſcheiden ſich durch nichts weiter von denen der Männer, als daſs ſie hinten am Halſe eine Art von Kragen haben, der einem Beutel ähnlich ſiehet, in welchen ſie ihre Kinder tragen.

Sehr

Sehr wenige tragen den Kopf bedeckt, diejenigen, die ſehr nahe bei den Koloniſten wohnen, bedienen ſich der europäiſchen Hüte. Ihre Weiber gehen auch meiſt mit bloßen Häuptern, oft aber ſezzen ſie auch eine kegelförmig geſtaltete Müze auf, die aus dem Segment des Magens eines Thiers verfertigt iſt, zuweilen iſt dieſe Müze noch mit einigen Verzierungen verunſtaltet. Der Unterleib iſt derjenige Theil, den ſie mit vorzüglichſter Sorgfalt ausſchmükken, um die Aufmerkſamkeit des andern Geſchlechts auf ſich zu ziehen. Schuhe werden nicht allgemein getragen, und beſtehen aus einer zuvor in Kühmiſt gebeizten, dann nach der Form geſchnittenen, und mit Fett eingeſchmierten Rindshaut. Dieſe Art von Schuhen haben wirklich ihre Vorzüge, ſie ſizzen ſehr nett am Fuß, wie ein Strumpf und behalten ihre Form. Man kann ſie zum Tragen leicht weich erhalten, und wird dann zuweilen der Rand etwas hart, ſo kann dieſem leicht durch Klopfen und etwas Fett abgeholfen werden. Sie ſind ſtark und halten lange, denn ſie ſind ohne Näthe, und die Sole nachgebend. Da Schuhe von gewönlich gegerbtem Leder, in dem ſonnenheiſſen afrikaniſchen Sand bald berſten, ſo dauren dennoch dieſe von weniger zubereitetem Leder weit länger.

Ihre Heirathen geſchehen alſo: Wann ein Jüngling ſich ein Mädchen auserkoren hat, ſo ſagt er es ſeinem Vater und ſeinen nächſten Verwand-

wandten. Haben dieſe nichts dawider eingewendet, ſo begleiten ſie ihn zum Vater der Dirne. Der Freier bietet der ganzen Geſellſchaft Tabak und Dacha an; nachdem man tapfer darauf losgedampft, und von gleichgültigen Dingen geſprochen hat, ſteht endlich der Vater oder ein anderer Freiwerber auf, und hält um die Dirne für den Freiwerber an. Der nächſte Verwandte der Dirne gehet nun aus der Geſellſchaft, um ſich, ſeinem Vorgeben gemäß, mit ſeiner Frau darüber zu beſprechen, kömmt aber alsbald mit der Antwort zurük, die meiſtens das Jawort iſt. Sollte es aber wider Vermuten eine abſchlägiche Antwort ſein, ſo begiebt ſich der Freier mit ſeinem Brautwerber wieder ganz friedlich zurück. Im Fall der Vater in die Heirath willigt, die Tochter hingegen unzufrieden damit iſt, ſo iſt ſie gehalten, eine Nacht mit ihrem Freier auf der Erde zu liegen, und ſich ſeiner Liebkoſungen zu entwehren; kann er ihr aber nicht beikommen, welches jedoch nur ſehr ſelten der Fall iſt, ſo kann er keinen Anſpruch mehr auf ſie machen, hat ſie ihm hingegen eine Umarmung erlaubt, ſo iſt ſie ihn zu heirathen verbunden. Iſt die Heirath beſchloſſen, ſo bringt der Bräutigam einen oder mehrere Ochſen, nachdem das Mahl ſtark iſt, und die dann verſchmauſt werden. Kolbe beſchreibt eine ſehr weitläufige Zerimonie, wo der Bräutigam mit Urin beſprizt werden ſoll, die bei der Heirath vorgehen

gehen ſoll, die Menzel ſchon ſehr eingeſchränkt, Sparrmann hat ſie nie ſelbſt geſehen und nur von einigen Koloniſten vernommen, daß ſie dafür hielten, daß ſie in einigen Kraals üblich ſeien, nie aber hat ſie ein Koloniſt ſelbſt geſehen, und le Vaillant hält ſie mit Recht, wie es ſcheint, für eine Fabel.

Wann ein hottentottiſches Weib ihrer Niederkunft nahe iſt, ſo erweiſt ihr eine alte Frau aus der Horde die gehörige Hülfsleiſtung, welches um ſo füglicher geſchehen kann, da ihre Geburten ſehr glüklich ſind, und man nur ſehr ſelten etwas vom Mißgebähren hört. Die Sage, daß, wenn ein Weib Zwillinge gebährt, man eines davon umbringt, verdient Einſchränkung, nur in einigen Kraals iſt dies noch üblich, und die ſich fürchten, nicht Muttermilch genug zu haben, um zwei Kinder ernähren zu können, dann geſchieht es zuweilen, daß ſie eines von den Zwillingen in ein Fell wikkeln, und ausſezen, damit ſie von den Koloniſten gefunden und ernähret werden mögen; oft aber werden ſie nicht gefunden, und müßen eines elenden Todes ſterben. Sobald ſie Mütter ſind, erfüllen ſie, mehr als die Weiber an irgend einem andern Ort, die Pflichten dieſes ehrwürdigen Standes, und widmen ſich ganz allen den ſchweren Bemühungen, die er erfordert. Das Kind kömmt von ſeiner Geburt an gar nicht von dem Rükken ſeiner Mutter. Dieſe beveſtigt ihre ſüße Laſt mit einer

einer Schürze, welche ſie und das Kind umgiebt; eine andere Schürze, die mit Riemen unter den Füßen des Kinds feſt gemacht iſt, hält es, daß es nicht heruntergleiten kann. Die lezte Schürze iſt wie die erſte, aus einer Thierhaut gemacht, und ſieht einer Jägertaſche ähnlich. Man ziert ſie gewönlich mit einigen Lappen aus, und dies iſt die Wiege des Neugebornen. Die Mutter mag zur Arbeit oder zum Balle gehen, oder auch ſelbſt tanzen, nie legt ſie ihr Kind ab. Dies Geſchöpfchen, von dem man weiter nichts als den Kopf ſiehet, weinet und winſelt auch niemals, außer wenn es Luſt zu ſaugen hat. Alsdenn dreht die Mutter es um, und legt es an die Seite, ohne daß ſie es auszupacken Urſach hat. Wenn ſie aber bejahrt iſt, oder ſchon mehrere Kinder gehabt hat; ſo rükt ſie zu dieſem Behuf ihr Kind gar nicht von der Stelle, ſondern reicht ihm die Bruſt durch den Arm, oder über die Schulter her. Das Kind wird hierdurch zufrieden geſtellt, hört ſogleich auf zu weinen, und die Säugende tanzt ruhig fort. Wenn man glaubt, das Kind ſeie nunmehr alt genug, ſich ſelbſt helfen zu können, ſo legt man es vor der Hütte auf die Erde. Durch vieles Kriechen entwickelt es dann ſeine Gliedmaßen von Tag zu Tag, und lernt aufrecht ſtehen; allmälig bekommt es mehr Dreiſtigkeit, und wird ſtark genug, um laufen und Vater oder Mutter begleiten zu können. Nie ſah le Vail-

 lant

kant Bucklichte oder Hinkende unter ihnen. Bis ein Burſche achtzehn volle Sommer erlebt hat, geht er nur mit den Weibern um, alsdann wird er gleichſam zum Manne gemacht, welche Zeremonie Menzel alſo erzählt: Es wird ein Schmauß gehalten, wobei der Jüngling von den Aelteſten des Kraals wohl mit Fett und Ruß eingeſchmiert und mit Buchu beſtreut wird. Der alſo recht fett eingeſchmierte Jüngling ermangelt nicht mit ſeinen Händen und Nägeln in dieſe Salbe über dem ganzen Leib in die Länge und in die Quere tiefe Furchen zu ziehen, damit ſolche von der folgenden Eßenz recht voll angefüllt werden mögen. Der Aelteſte tritt ſodann zu dem Jüngling, und bepißt ihn von oben und unten und von allen Seiten, wobei ſich der Jüngling ſehr geſchäftig erzeigt, dieſen köſtlichen Balſam recht wohl einzureiben.

Sobald ein Hottentott ſtirbt, ſo begräbt man ihn in ſeinen ſchlechteſten Kros, und legt ihn ſo zuſammen, daß er ganz darin eingewickelt liegt. Seine Verwandte bringen ihn in eine von der Erde entfernte dazu gegrabene, aber nicht tiefe Grube, und bedekken ihn mit Erde, alsdann aber auch mit Steinen, wenn dergleichen in der Nähe ſind. Schwerlich kan ein ſolches Grabmal dem Anfall der Schakals oder Hyänen widerſtehen, und der todte Leichnam wird daher bald von dieſen Thieren ausgeſcharrt, und verzehrt. Wenn

der

der Anführer einer Horde verſtorben iſt, ſo gibt es mehrere Zeremonien, das heißt, der Hauffe von Erde und Steinen, unter welchen man ihn begräbt, wird dann anſehnlicher, und in die Augen fallender. Wenn der Todte geliebt war, ſo geräth die ganze Familie in Trauer; man bringt die Nacht mit Geſchrei und Heulen zu, und ſchimpft auf den Tod. Freunde, die dazu kommen, vergrößern den Lerm noch, den man weit eher für Trunkenheit der Freude, als Töne der Verzweiflung halten ſollte. Ihre Todte begraben ſie ſehr ſchnell, in wenigen Stunden, ſobald nur die Anſtalten zum Grabe gemacht ſind.

Menzel beſchreibt die Jagd der Elephanten, wie folgt: Wenn die Hottentotten einen einzelnen, von der Heerde verlaufenen Elephanten verſpüren, ſo verſammlen ſie eine groſſe Menge ihrer Nachbarn, bis ſie ſich ſtark genug glauben, ihn umringen und mal-kop machen zu können. Malkop iſt ein verdorbenes holländiſches Wort, das toll machen heißt. Entgehet ihnen das Thier nicht aus der Schlinge, ſo iſt es gewiß verloren, wenn ſie es umringen können. Alle Hottentotten, mit ihren Aßagayen bewafnet, binden ihre Weſte ab, und nehmen ſie auf ihre Arme oder Schultern. Ganz von weitem ſtellen ſie ſich in einen Kreiß um den Elephanten, und nähern ſich ihm dann mit langſamen Schritten, wodurch der Kreis immer kleiner, und die Mannſchaft enger geſchloſ-

 ßen

ſchloßen wird. Wie ſie nun dem Thiere näher auf den Leib kommen, ſo ſucht dieſes, das durch nichts gereizt worden, ihnen auszuweichen. Allein die Hottentotten treten nun an die Seite, wo das Thier ihnen ausweichen will. So bald es einigen Hottentotten ſo nahe iſt, daß ſie es erreichen können, ſo werfen ihm die nächſten zehn oder zwölf oder mehrere Perſonen ihre Weſten über den Kopf. Der Elephant, ungewohnt dergleichen Decken auf dem Kopf zu tragen, wird dadurch geblendet, bleibt auf der Stelle, und hat genug zu ſchaffen, dieſe Weſten, mit welchen ihm die Augen bedeckt ſind und der Rüßel verwickelt iſt, abzuſchütteln. Aber alle ſeine Mühe iſt vergebens, denn kaum hat er einige abgeſchüttelt, als ihn andre Hottentotten wieder mit noch einmal ſo viel Weſten bedeckt haben. Wenn er endlich durch die Menge von Weſten ganz betäubt iſt, und nicht weiß, auf welcher Seite er ſich hinwenden ſoll, ſpringt endlich einer von den beherzteſten Hottentotten hinterwärts an dem Elephanten in die Höhe, ergreift deßen kurzen Schwanz, an welchem er ſich mit der linken Hand feſthält, mit der rechten Hand aber mit ſeiner vergifteten Aſſagaye durch den Maſtdarm ſo tief in den Leib ſticht, als er nur immer kann. Der Elephant fängt durch den heftigen Schmerz, den ihm dieſe Wunde verurſacht, zu raſen an. Weil er aber vor den vielen Weſten, womit ſein Kopf unaufhörlich be-

worfen,

worfen, und ſeine Geſtalt bedeckt iſt, nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll, ſo drehet er ſich nur in einem kleinen Kreis herum. Derjenige Hottentotte, der ihm ſeinen Aſtagaye in den Hintern geſtoßen hatte, kann ſich nicht lange mit der Hand an ſeinem Schwanz feſthalten, er läßt alſo ſeine Aſtagaye ſtecken, ſpringt herab, und läuft davon. Kann ein andrer Hottentotte die Stelle dieſes erſteren einnehmen, des Thiers Schwanz ergreifen, und die von ſeinem Vorgänger bereits hineingeſtochene Aſtagaye, noch tiefer in die Gedärme hineinſtoßen und herumdrehen, ſo wird das Thier deſto eher gefällt, und die Jagd deſto geſchwinder vollbracht. Kann dieſes nicht geſchehen, ſo hat es dennoch nur wenig auf ſich: denn da der durch die Weſten geblendete Elephant nichts anders thun kann, als ſich beſtändig in einem kleinen Kreis herum drehen, ſo ſtoßen ihn mittlerweile die ihm am nächſten kommende Hottentotten, ihre vergifteten Aſtagayen ſo häufig, und ſo unbarmherzig in den Leib, daß er ſich bald verbluten und fallen muß. Die Hauptſache iſt, daß die erſte Weſten, die auf den Elephanten geworfen werden, gut treffen, und ihm die Augen verblenden, alsdann iſt es nichts weniger als gefärlich, immer noch mehrere Weſten auf ihn zu werfen, und ihn mit vielen und gefärlichen Wunden zu fällen. Obgleich die Aſtagayen vergiftet ſind, ſo eßen dennoch die Hottentotten

totten das Fleiſch der damit erlegten Thiere, denn alle dieſe Gifte ſind nur dann ſchädlich, wenn ſie unmittelbar in das Blut kommen, aber auf den Magen äußern ſie nicht die mindeſte üble Würkung.

Von der Rechtspflege der Hottentotten weiß man ſo viel mit Gewißheit: eine auf der That ertappte Ehebrecherin wird mit dem Tod beſtraft. Eine Schwängerung im ledigen Zuſtand kann mit der Heirath und einem Gemeinſchmauß gebüßt werden. Zänkereien geſchehen nur, wenn ſie von ihrem Honigwaßer trunken ſind, und auch dieſe ſchlichten die Weiber bald. Diebſtähle ſind, wegen ihrer politiſchen Verfaſſung, wo nicht nur ein jeder das ſeinige kennt, ſondern wo auch das ganze Kraal genau das Eigenthum eines jeden Einzelnen kennt, eine bloße Unmöglichkeit. Landes-Verrath, wovon Kolbe ein Beiſpiel wißen will, läßt ſich kaum mit den geringen Begriffen dieſes Volkes zuſammen reimen.

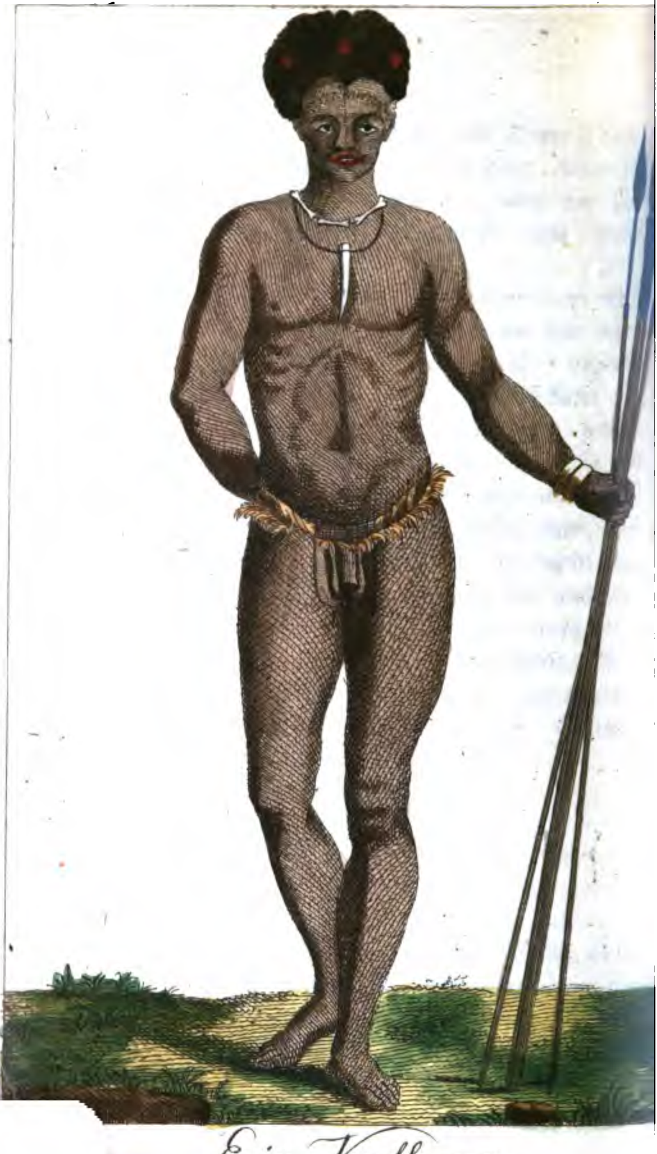
III. Die Kaffern. *)

Alle Reiſende ſchildern uns den Wuchs dieſes Volks ziemlich vortheilhaft, und geben ihnen eine Größe,

*) Nach Sparrmann, Patterſon und le Vaillant geſchildert.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Ein Kaffer.

Grôße von fünf Fuß, zehn Zoll, bis ſechs Fuß. Im Ganzen ſind ſie den Gonaquas-Hottentotten ziemlich ähnlich; nur ſcheinen ſie ſtärker, ſtolzer und kühner zu ſeyn. Auch iſt ihre Geſtalt angenehmer. Sie haben weder das unten zugeſpizte Geſicht, noch die hervorragende Bakkenknochen der Hottentotten; auch nicht das breite flache Geſicht und die dikken Lippen ihrer Nachbaren, der Negern von Mazambique. Ein rundes Geſicht, eine nicht gar zu breite Naſe, eine große Stirne und große Augen, geben ihnen ein kluges Anſehen; und wenn man ihnen das Vorurtheil der Farbe ihrer Haut verziehet, ſo kann manches Kaffernweib neben einer Europäerin für hübſch gelten. Sie entſtellen ihre Geſichter nicht, wie die Hottentotten, durch Ausreißen der Augenbraunen; auch tatuiren ſie ſich nicht ſtark, am wenigſten im Geſicht. Ihre ſehr krauſen Haare ſchmieren ſie nicht mit Fett ein, wohl aber ihren Kôrper; allein ſie thun es bloß, um geſchmeidig und ſtark zu bleiben. Die Farbe der Kaffern iſt ein dunkles Schwarz; ihre Zähne ſind weiß wie Elfenbein, und ihre Augen groß. **Patterſon** berichtet, daß die Kleidung beider Geſchlechter ſehr mit einander übereinkomme, und bloß aus Ochſenhäuten beſtünde, die ſo biegſam wie Tuch wären; daß die Männer verſchiedene Schwänze von Thieren um die Hüften geknüpft trügen, Stücke Kupfer in den Haaren, und große Ringe

 von

von Elfenbein an den Armen, ſich auch ſonſt mit Löwen-Mähnen, Federn und anderen abentheuerlichen Verbrämungen, die ſie an den Kopf befeſtigen, verzieren. Etwas ausführlicher ſind die Nachrichten, die uns le Vaillant giebt: Die Männer halten im Ganzen mehr auf Puz, als die Weiber. Sie ſind ſtarke Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Faſt immer tragen ſie an den Armen oder den Füßen Ringe von Elfenbein. Sie ſägen den innern Theil der Elephanten-Zähne in Scheiben, und laßen deßen natürliche Scheiben, die nur polirt, und auswendig rund gemacht werden müßen, bald mehr, bald weniger dicke. Da dieſe ſehr ſtarken Ringe nicht aufgemacht werden können, ſo muß man die Hand durchſtecken, um ſie auf den Arm zu bringen; ſie liegen deswegen nirgends dicht an, ſondern einer über dem andern. Giebt man Kindern engre Ringe, ſo füllt ſich der leere Raum aus, wenn ſie wachſen; und dieſes dichtere Anliegen iſt ein Luxus, wodurch ſich diejenigen, die ſich in ihren jüngern Jahren ſo verziert haben, ſehr geſchmeichelt fühlen. Auch machen ſie ſich Hals-Zierrathen von aufgereihten Thier-Knochen, denen ſie die vollkommenſte Weiße und Politur zu geben wißen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Dieſe Zierrath ſteht auf der Bruſt ziemlich gut; er iſt wie der Schönfleck auf dem Geſichte eines ſchönen Frauenzimmers.

Zuwei-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Kafferin.

Zuweilen nimmt man ſtatt dieſes Knochens, auch ein Gazellenhorn, oder etwas anders dieſer Art, nach eigenem Belieben. Man würde bei ihnen eben ſo viel Abwechslungen und Sonderbarkeiten im Puzze finden, wie in Europa, wenn ſie eben ſo viel Hülfsmittel dazu hätten. Sie ſind im Ganzen in ihrer Kleidung ſehr beſtändig, weil ſie die Felle, womit ſie ſich bedecken, durch keinen anderen Zeug erſezzen können. In der heißen Jahrszeit geht der Kaffer völlig nackt, und behält bloß ſeine Zierrathen an ſich; an kältern Tagen aber, trägt er einen Kroß von Kalbs- oder Rindsfell, der zuweilen bis an die Erde reicht. Etwas äuſſerſt auffallendes, das man wohl auf der Welt nicht weiter antrift, iſt die Gleichgültigkeit der Kafferweiber gegen den Puz; man findet an ihnen niemals den verſchwenderiſchen ausgekramten Puz der Hottentottiſchen Koketterie. Sie tragen nicht einmal kupferne Armbänder; ihre kleinen Schürzen, die nicht einmal ſo lang ſind, wie die Schürzen der Gonaguasweiber, werden mit einigen Reihen Glaskorallen beſezt, und das iſt ihr höchſter Luxus. Das Fell, das die Hottentotten hinten über den Hüfften tragen, geht bei den Kafferweibern bis an die Achſeln, und wird vorne am Buſen zugebunden, ſo daß er damit bedeckt iſt. Sie haben auch wie ihre Männer einen Kroß oder Mantel von Kalb- oder Rindfell, aber allemal glatt; beide bedienen ſich ſeiner nur in der

Eine Kafferin.

chen an ſeinem Ort iſt oder nicht. Nur einen fand Herr le Vaillant, der ſtatt des Käppchens, ein geſchniztes hölzernes Futteral trug. Dieſe neue, und lächerliche Mode hatte er bei einem weit von dem Kafferlande wohnenden Volke von Schwarzen geſehen. — In Anſehung deßen, daß die Mannsperſonen auf die eben gedachte Art beinahe ganz nakt gehen, ſollte man glauben, daß ihre Schaamhaftigkeit mit ihrer Blöße in Verhältniß ſtünde. Allein nur ſehr wenige von ihnen lieſſen ſich, als Sparrmann ſich überzeugen wollte, ob ſie würklich beſchnitten wären, dahin überreden, für Bezahlung die kleine Kappe abzunehmen. Dennoch verſicherte ihn ein Bauer, daß man im Lande der Kaffern nicht ſelten ſo gar erwachſene Mädchen ohne alle Bekleidung gehen ſähe, und daß bei gewißen Tänzen ein Theil der Feierlichkeit darin beſtehe, daß junge Leute beiderlei Geſchlechts in Aller Gegenwart der Wolluſt opfern.

Ungeachtet der herrlichen Waldungen, womit das Kafferland überdekt iſt; ungeachtet der vortreflichen Weide, die ſo hoch ſtehet, daß man die Heerden nicht einmahl ſehen kann; ungeachtet der Flüße und Bäche, die ſie in tauſenderlei Richtungen durchſchneiden, um ſie fruchtbar zu machen — ſind doch Ochſen und Kühe and faſt alle Thiere hier kleiner, als bei den Hottentotten. Dieſer Unterſchied kommt gewiß von der

Natur

Natur des Kräuterſaftes her, und von dem her=ben Geſchmack, der in allen Kräutern herrſcht. Eine Bemerkung, die le Vaillant nicht nur an den Haußthieren der ihm bekannten Gegenden, ſondern auch an allem Wild gemacht, und es in der That kleiner befunden, als in den vorher be=ſuchten dürren und unfruchtbaren Landſchaften. Für ein ſichres Mittel, die Schärfe der Pflanzen einer Weide gewahr zu werden, hält es le Vail=lant, wenn ſeine Heerde von der Weide zurük=kehrt, und ſich dann mit Begierde in dem Lager ausbreitet, um die von den Hunden übrig gela=ßenen Knochen aufzuſuchen. Durch das Bena=gen der Knochen vermindern ſie den ſcharfen Reiz an ihren Zähnen, weil dieſe vermöge ihrer kalk=artigen Natur der Schärfe mindern. Waren keine Knochen da, ſo machten ſie ſich an das Holz, und ſogar an Steine, und in Ermanglung alles deßen, nagten ſie ſich wechſelsweis an den Hör=nern. Hatte aber die Weide nichts von dem er=wähnten Fehler an ſich, ſo fand auch nichts von dem allen ſtatt. Die Kaffern wißen nichts von der Schafzucht, ſondern begnügen ſich mit der Hornviehzucht. Sie leben ſo vertraulich mit dem Viehe, daß es ihrer Stimme gehorcht. Da dieſe Thiere nie gemißhandelt werden, ſo bedienen ſie ſich auch nie der Waffen, die ihnen die Natur verliehen hat. Ihr Hüter, der ſie weidet und füt=tert, bindet die Kühe niemahls nicht an, wenn

er

er ſie melken will. Spricht aber die Stimme ihrer Mutterliebe zu laut zu ihrem Inſtinkt, und nöthigt ſie, ihre Milch zum Beſten der Kälber an ſich zu behalten, ſo bedienen ſich die Kaffern folgenden Mittels. Man legt um den Hinterfuß des Thiers einen Spannſtrick, und ein ſtarker Mann ziehet ihn veſt an, indem er immer weiter geht. Dieſe gezwungene Stellung nöthigt die Kuh ſogleich, ihre Milch von ſich zu geben.

So ſehr der Kaffer auch ſeine Heerde liebt, ſo fühlt er dennoch eine bis zur Leidenſchaft gehende Neigung für den Hund; ſehr oft tranken die Hunde des Herrn le Vaillant den größten Theil der Milch, den die Kaffern für ſich ſelbſt bedurften, und dieſen gereichte es noch zur größten Freude. Ihre Ochſen und Kühe haben an den vielen Hörnern ſehr mannigfaltige Biegungen, die ſie aber nicht der Natur, ſondern der Kunſt zu danken haben. Je jünger das Thier zu dieſer Operation iſt, deſto beſſer; ſobald ſich nun das Horn zu zeigen anfängt, ſo machen ſie mit einer Säge, oder einem ähnlichen Werkzeuge einen geraden Einſchnitt darein, ſo daß es in zwei Theile getheilt wird. Da das Horn noch weich iſt, ſo trennt es ſich dieſem Einſchnitt gemäs, und das Thier bekömmt mit der Zeit vier beſondere Hörner. Soll es ſechs oder noch mehrere Hörner bekommen, ſo kann man es durch mehrere Kreuzſchnitte mit der Säge nach Belieben vervielfältigen.

gen. Um aber einer von dieſen Abtheilungen, oder einem ganzen Horn eine beliebige Geſtalt zu geben, um z. B. einen vollkommenen Zirkel daraus zu machen, nimmt man neben der Spize, die man aber dabei nicht verlezen muß, etwas Weniges von ſeiner Dicke weg; wenn man dies gehörig, oft und mit gebührender Geduld wiederholt, ſo beugt ſich das Horn in einer entgegengeſezten Richtung, und bildet einen völligen Zirkel, indem ſeine Spizze mit der Wurzel zuſammenſtoßt. Da die Krümmungen nach den verſchiedenen Einſchnitten ſtärker oder geringer ſind, ſo kann man ſich leicht denken, wie man durch dies einfache Mittel bis in's Unendliche alle Geſtalten hervorbringen kann, die der Eigenſinn nur erdenkt. Die Kaffern ſchneiden ſich ihre Wurfſpieße ſelbſt, da ſie aber keine andere Eigenſchaft des Eiſens kennen, als ſeine Dehnbarkeit unter dem Hammer, ſo können ſie kein rohes, ſondern nur allbereits verarbeitetes Eiſen, z. B. alte Flintenläufe u. ſ. w. brauchen. Die Kaffern, die ihr Eiſen ſchmieden wollten, fand le Vaillant um ein großes Feuer herum gelagert, am Fuße eines Granithügels. Sie zogen eine ziemlich anſehnliche und hochrothe Eiſenſtange aus dem Feuer hervor, legten ſie auf ihren Amboß, (ein Stück Eiſen) und fingen an mit großen Steinen darauf loßzuſchlagen, die ſo geſtaltet waren, daß man ſie recht gut handhaben konnte. Ihr Blasbalg konte freilich ſeiner Beſtimmung nur ſehr mittelmäßig

Ge=

Genüge leiſten; er beſtand aus einem Hammelfell, das man durch einen kleinen Einſchnitt ſorgfältig ausgeleert, und wieder zugenähet hatte. Die Theile, wo die vier Pfoten ausgehen, waren zugebunden, und die Bedekkung der Pfoten ſelbſt als unnüz und hinderlich weggeſchnitten. Eben ſo hatten ſie den Kopf weggeſchnitten, und an ſeiner Stelle eine Röhre beveſtigt, um welche die Haut am Halſe befeſtigt, und feſtgebunden war. Der Blaſende hielt mit der einen Hand dieſe Röhre gegen das Feuer, und bewegte das äuſſerſte Ende des Felles mit der andern näher und weiter. Bei dieſer ermüdenden Metode war das Feuer nicht immer ſtark genug, und dennoch durften die armen Schmiede nicht ermüden; es iſt zu bewundern, wie künſtlich ihre Arbeiten ſind, in Verhältniß mit den mangelhaften Kunſtvortheilen, die ſie haben.

Ihre Waffen ſind eine Lanze, oder eine Art von Wurfſpieß, nie bedienen ſie ſich aber der vergifteten Pfeile. Immer ſucht der Kaffer ſeinen Feind von Antliz zu Antliz, und ſchwingt ſeine Lanze nicht anders, als im Freien; im Kriege tragen ſie ein ungefähr drei Fuß hohes Schild, das aus dem ſtärkſten Theil einer Büffelhaut genommen iſt, und ihn wohl gegen Pfeile, auch ſogar gegen den Wurfſpieß, nicht aber gegen Kugeln ſchüzt. Haben ſie ihren Feind in der Nähe, ſo bedienen ſie ſich auch mit vieler Ge-

ſchik-

ſchiklichkeit, eines anderen Gewehrs, das nicht weniger furchtbar iſt, als der Wurfſpieß; nemlich einer drittehalb Fuß hohen, und aus einem einzigen Stücke Holz oder aus einer Wurzel verfertigten Keule, die in ihrer gröſten Dike drei bis vier Zoll im Durchmeßer hat, und gegen das eine Ende allmälig ſpizig zugehet. Mit dieſem Kolben ſchlägt er; oder zuweilen ſchwingt er ihn auch in einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten. Selten verfehlt er das vorgeſezte Ziel. Le Vaillant ſah einmal einen Kaffer mit dieſer Keule ein Rebhuhn in eben dem Augenblick erlegen, da es ſich erhob, um wegzufliegen. Sparrmann ſah, wie ein junger Kerl mit dem Haſſagaye (dem Wurfſpieß) einen Sperber ziemlich gut im Fluge traf. Doch haben ſie wenig Geſchiklichkeit, dieſe Wurfſpieße nach einem gewißen Ziel zu lenken, denn ſie konnten ein Schnupftuch, das Sparrmann zwiſchen zwei Stecken in einer Entfernung von zwanzig Schritt zum Ziel aufgeſteckt hatte, nicht treffen. Aber deſto mehr Stärke hat ihr Wurf, denn ſie ſollen einen Menſchen, oder eine Gazelle, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, ganz und gar durchbohren können.

Dieſes Volk wird durch einen Anführer regiert, den man, wenn man lieber will, König benamſen kann; le Vaillant ſpricht nur von einem ſolchen, Sparrmann aber behauptet, daß ſie mehrere

rere ſolche Anführer hätten. *) Ihre Macht iſt ſehr eingeſchränkt. Da ſie keine Auflagen von ihren Unterthanen erheben, ſo können ſie auch keine Truppen in Sold halten, und ihre Macht bleibt weit vom Deſpotismus entfernt. Sie ſind Väter eines freien Volkes; ſie werden weder verehret, noch gefürchtet, ſondern geliebt. Oft ſind ſie ärmer als ihre Unterthanen; denn da ſie ſo viel Weiber nehmen können als ſie wollen, und dieſe ſich bemühen, ihnen Ehre zu machen; ſo werden ſie durch den Aufwand, den ihr königliches Gefolge veranlaßet, und den ſie aus ihrer Privatſchatulle, das heißt, aus ihrem Vieh, aus ihrem Felde, von ihrer Weide, u. ſ. w. beſtreiten müßen, öfters zu Grunde gerichtet. Ihre Wohnung iſt in nichts beßer, als die übrigen, und macht höchſtens eine Gruppe von zwölf bis fünfzehn Hütten aus. Die höchſte Macht iſt in der Familie des Königs erblich, und ſein älteſter Sohn jedesmal ſein Nachfolger. In Ermanglung männlicher Erben folgen ihm ſeine Brüder, oder ſein nächſter Neffe. Sollte der König weder Söhne noch Brudersſöhne hinterlaßen, ſo wählt man unter den Anführern der verſchiedenen Horden einen König aus. Die verſchiedenen Horden ſollen einander häufig bekriegen, und dabei ihre Gefangene

*) Der König, ſagt le Vaillant, ernennt die übrige Anführer.

gene tödten. Fällt aber ein Oberhaupt oder der König in die Hände der Feinde, ſo wird ihm das Leben geſchenkt, und er mit der ernſtlichen Ermahnung, ſich in der Zukunft ruhiger zu halten, zurückgeſchickt. Die Urſachen ihrer Kriege ſind, ein geſtohlnes Kalb, oder daß ein Theil ſein Vieh zu nahe an den Gränzen des andern hat weiden laßen. Patterſon will beobachtet haben, daß des Nachts zwei Kaffern vor der Thüre des Königs Wacht hielten, die alle zwei Stunden abgelößt würden.

Die Vielweiberei iſt bei den Kaffern gebräuchlich, und die Heirathen noch einfacher, als bei den Hottentotten. Die Aeltern des Bräutigams ſind mit ſeiner Heurath immer zufrieden. Die Aeltern der Braut beſehen die Sache wohl etwas genauer, doch machen ſie ſelten große Schwierigkeiten. Man ergözt ſich, man trinkt, man tanzt, ganze Wochen hindurch, längere oder kürzere Zeit, je nachdem beide Familien mehr oder weniger reich ſind. Dieſe Feierlichkeiten haben nur bei der erſten Heirath ſtatt; die folgenden geſchehen ganz in der Stille.

Ihre Muſik gleicht vollkommen der Muſik der Hottentotten; ihre Inſtrumente ſind dieſelben, man müßte denn eine erbärmliche Flöte hieher rechnen, die le Vaillant bei einem von ihnen ſah. Ihre Tänze ſind, den engliſchen Pas ausgenommen, beinahe auch dieſelben. Beim Abſter-

ben des Vaters theilen ſich Mutter und Söhne in den Nachlaß. Die Töchter erben gar nicht, und bleiben bei der Mutter oder den Brüdern, bis ſich ein Mann für ſie findet. Verheirathen ſie ſich bei den Lebzeiten ihrer Aeltern, ſo bekommen ſie einige Stück Vieh zur Ausſteuer, je nachdem die Heerde der Aeltern größer oder kleiner iſt. Die Verſtorbenen werden gewöhnlich nicht begraben; die Familie bringt ſie außer dem Kraal, und legt ſie in eine offene für die ganze Horde beſtimmte Grube. Hier ſättigen ſich die Thiere nach Belieben, und reinigen die Luft, welche ſonſt von der Fäulniß mehrerer zuſammengehäufter Leichen leicht verdorben werden könnte. Bloß der König und der Anführer einer Horde erhalten die Ehre eines Begräbnißes, und man bedeckt ihre Körper mit einem kuppelförmig gelegten Haufen von Steinen.

Ob die Kaffern lieben, und ob ſie eiferſüchtig ſeyn mögen, iſt ungewiß; doch ſcheinen ſie nur gegen Männer von ihrer Nazion es zu ſeyn; denn ſie treten ihre Weiber gern, gegen einen kleinen Erſaz, jedem Weißen ab, der darauf begierig ſcheint. In der That erlauben ſie ſich in Gegenwart ihrer Männer jede Art von Anlokkung, um einen Weißen zu feſſeln.

Sie treiben den Ackerbau, und das Getraide, das ſie bauen, wird von den Koloniſten Kafferkorn (holcus ſongum) genannt. Der Stengel oder Halm iſt Mannshoch, hat die Dikke eines

Binſen oder Schilfrohre, und endigt ſich in einen anderthalb Schuh langen zwergartigen Büſchel Aehren, welche die Körner, die etwa ſo groß ſind, wie Reiskörner, enthalten; zwei oder drei ſolcher Aehrenäſte geben beinahe ein halbes Stäubchen Korn. Die Saatzeit für dieſes Getraide iſt im Auguſt oder September. Sie zermalmen das Korn zwiſchen Steinen, und backen runde flache Brode daraus, die ſie unter der Aſche gahr machen. Gewöhnlich aber laſſen ſie es mit Aſche und einer gewiſſen Wurzel gähren, bis es eine Art eines berauſchenden Getränks giebt. Ihren ganzen Vorrath, welcher gleichwohl nicht groß iſt, pflegen ſie alsbald im Herbſt zu verzehren.

Etwas mehr Induſtrie, einige Künſte der erſten Nothwendigkeit, wohin beſonders ihre Geſchicklichkeit zu rechnen iſt, Körbe von bloßem Gras zu verfertigen, die jede Flüßigkeit enthalten können, ſelbſt der oben beſchriebene Grad von Akkerbau, und einige Religions-Begriffe, zeigen uns an den Kaffern eine Nazion, welche civiliſirter iſt, als die ſüdlichen Völkerſchaften. Die bei ihnen allgemein übliche Beſchneidung, die im neunten Jahr verrichtet wird, würde entweder beweiſen, daß ſie von alten Völkern entſprungen und ausgeartet ſind, oder daß ſie dieſe Zeremonien von Nachbaren angenommen haben, davon ſie ſich nicht mehr erinneren; denn ſie behaupten, wenn man mit ihnen darüber ſpricht, daß ſie dieſelbe

weder

weder aus einer religiöſen, noch ſonſt einer myſtiſchen Urſache unternehmen. Sie glauben ein anderes Leben, die Beſtrafung der Böſen, und die Belohnung der Guten, allein ſie haben keinen Begriff von der Schöpfung. Nach ihrer Meinung iſt die Welt immer da geweſen, und wird immer ſo bleiben, wie ſie iſt. Uebrigens kennen ſie keine Art von Gottesdienſt, und verrichten auch kein Gebet, ſo daß man, wenn ſich keine Religion ohne äußeren Gottesdienſt denken läßt, ſehr gut ſagen könnte, ſie hätte keine. Sie ſelbſt ſind die Erzieher ihrer Kinder, und wißen nichts von Prieſtern. Dahingegen haben ſie Zauberer, die von dem großen Haufen ſehr gefürchtet werden.

IV. Die Madagaskarn oder Madagaſſen. *)

Man kann auf Madagaskar zweierlei Art von Bewohner annehmen, die etwas, aber doch nicht ſehr von einander unterſchieden ſind, beide ſind ſchwarz, nur hat die eine Art krauſes wolligtes Haar, iſt ſtark und lebhaft: die zweite hat mehr braungraue Farbe und langes ſchlechtes Haar, wel-

*) Nach Flacourt, Sonnerat, le Gentil, Makintoſch und Beniowski.

welches geflochten wird, und weit unter den Schul- tern herabhängt. Beide Geſchlechter ſind wohl geſtaltet, und ziemlich verliebt. Die Weiber bedienen ſich verſchiedener Schönheitsmittel, ſie kauen z. E. ein Kraut, das das Zahnfleiſch und die Zähne zwar ſehr gut erhält, hingegen den Mund ſchwarz färbt, und den Athem ſtinkend macht. Sie ſollen ihren Liebhabern ſehr treu blei- ben. Die Männer haben viel Aufmerkſamkeit für die Weiber, und bezeigen ſich nie traurig und zornig. Die Frauen ſehen auch auſſerordentlich auf die Reinlichkeit ihres Körpers; ſie baden [illegible] täglich einigemal, und dies thun ſie auch [illegible] wenn ſie mit einer Mannsperſon zu thun gehabt haben. Sie rauchen eben ſo gern Tabak, als die Männer, Wein trinken ſie nicht, deſto lieber aber Brandewein. Hier ſiehet man Mütter, die kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht ha- ben. In Anſehung der Verheiratung erkundigt man ſich nicht nach der Aufführung der Mädchen; ſo lange ſie ledig ſind, ſteht es ihnen frei, einem jeden ihre Gunſt anzubieten, welches die Mütter auch nie unterlaßen, den Fremden anzubieten. Ein Großer nimmt gemeiniglich vier Frauen. [illegible] heirathen will, der hält bei den Eltern um [illegible] Tochter an, und beſchenkt ſie mit Ochſen, [illegible] ſen, goldnen und ſilbernen Armbändern u. [illegible] Alle dieſe Dinge müßen aber wieder heraus[illegible] ben werden, wenn die Frau ihren Mann [illegible]

Man

Kleidung und Waffen der Bewohner von Madagaskar.

ſchaffen iſt. Hinten an dieſem Gürtel wird ein zweiter Streif befeſtiget, den ſie um die Lenden ziehen, und vorne wieder befeſtigen. In der kälteſten Jahreszeit hüllen ſie ſich in ein Stük Pagno ein. Die Kleidung der Weiber beſtehet aus dem Saimbu, einem Stük Zeug, welches ſie um den Leib vom Buſen bis an die Knie ſchlagen; und aus dem Ranesu, einer Art Hemde, das aber nur den halben Buſen, und die Schultern bedeckt. Auf Glasperlen ſezzen ſie einen ſehr großen Werth, und tragen ſie an den Handgelenken, an den Armen, den Beinen, und dem Hals, dem Kopf, und in den Haaren. Sie tragen auch noch Armbänder, Ohrringe und Halsketten. Wenn ſie von Fremden beſucht werden, ſo leihet der Hausherr dem Fremden ſeine Frau, und würde es ſehr übel aufnehmen, wenn der Fremde ſie nicht annehmen wollte.

Ihre Religion hat die jüdiſche zur Baſis, dabei haben ſie einige Lehren der chriſtlichen, die ſie verunſtaltet haben, angenommen, und mit ihren eigenen Erfindungen beehret. Dabei beſchneiden ſie ſich; die Art, wie dies geſchieht, wollen wir nach le Gentil erzälen: Man beſchneidt hier die Kinder vom erſten bis zum zehnten Jahre. Die Zeremonie wird mitten auf einem großen Plaz vorgenommen, auf welchen man einen Maſtbaum von dreißig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Koſten trägt das Oberhaupt des Dorfs. Man

bringt

bringt dazu eine beträchtliche Menge Tok, ein aus Zuckerrohren bereitetes Getränk zuſammen; wobei man alsdann einige Tage und Nächte mit Feierlichkeit zubringt. Le Gentil kam während des Tanzes dazu, und wurde ſehr gut empfangen. Er ſah ſieben bis acht Schwarze einen ſehr ſonderbaren Tanz aufführen. Jeder hatte eine kleine eiſerne Sichel mit einem kleinen eiſernen Ringe am Ende in Händen, durch welche wieder verſchiedene andere eiſerne Ringe gezogen waren. Dieſe Ringe machen im Schütteln einen ziemlichen Lerm. Der Tanz war außerdem beſchaffen, wie es die Tänze der Wilden gemeiniglich zu ſeyn pflegen. Während dieſer Uebung, die die ganze Nacht hindurch dauren ſollte, arbeiteten verſchiedene Schwarze an der Errichtung des Maſtbaums.

Man brachte dem Oberhaupte eine Schüſſel mit Tok, dieſer goß ſich etwas davon in die Hand, und ſchüttete es alsdann in die Grube, in welche der Maſtbaum zu ſtehen kommen ſollte. Hierauf war der Maſtbaum aufgerichtet, und das Oberhaupt beſprengte mit dem übrigen die Leute, die dabei gearbeitet hatten. Oben auf dem Maſtbaum war ein kleines Kreuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwei Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Maſtbaums um denſelben herum, und wurden bald von mehreren begleitet. Jede bekam ein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Man findet unter ihren Weibern ſeltene Beiſpiele von Muth und Tapferkeit. Neben ihren Männern haben ſie oft noch Liebhaber, denn der Ehebruch iſt zwar nicht erlaubt, dennoch iſt die Strafe, die die Geſezze darauf ſezzen, ſehr gering, und gar nicht ſchimpflich. Hurerei und wiedernatürliche Unzucht iſt in dieſem Lande auf das höchſte getrieben, es iſt gar keine Schande, ſich öffentlich dabei antreffen zu laßen. Dieſes Volk iſt ſehr zum Aufruhr geneigt, voll Verſtellung, boshaft und ungerecht. Ihre Rachſucht gehet ſo weit, daß ſie den Weibern und Kindern ihrer Feinde den Bauch aufſchlizen, und ſie eines langſamen Todes ſterben laßen.

Die Weiber tragen eine auſſerordentliche Menge von Flechten auf dem Kopfe, die höchſtens die Dicke eines Federkiels haben. An jeder Flechte wird ein Knote gemacht, und das ganze oben auf den Kopf rund und ordentlich zuſammengelegt. Zwiſchen dieſe Knoten legen ſie kleine Kränze von Glaskorallen. Doch da die Inſel ſo groß iſt, ſo ſind ſehr entfernte Pläze oft in ihren Sitten etwas verſchieden. Zu Foulpointe giebt es Weiber, die faſt einen ganzen Tag mit ihrem friſiren zubringen, auch giebt es daſelbſt Frauen, die aus dem friſiren Gewerb machen.

Zu Fort-Dauphin friſiren ſie ſogar die Mannsperſonen. Sonſt gehen ſie ganz nakend, und tragen blos einen ſchmalen Streif um den Leib, der ungefähr wie ein Gürtel an ein Paar Hoſen be-

 ſchaffen

ſchaffen iſt. Hinten an dieſem Gürtel wird ein zweiter Streif befeſtiget, den ſie um die Lenden ziehen, und vorne wieder befeſtigen. In der kälteſten Jahreszeit hüllen ſie ſich in ein Stük Pagno ein. Die Kleidung der Weiber beſtehet aus dem Saimbu, einem Stük Zeug, welches ſie um den Leib vom Buſen bis an die Knie ſchlagen; und aus dem Raneſu, einer Art Hemde, das aber nur den halben Buſen, und die Schultern bedeckt. Auf Glasperlen ſezzen ſie einen ſehr großen Werth, und tragen ſie an den Handgelenken, an den Armen, den Beinen, und dem Hals, dem Kopf, und in den Haaren. Sie tragen auch noch Armbänder, Ohrringe und Halsketten. Wenn ſie von Fremden beſucht werden, ſo leihet der Hausherr dem Fremden ſeine Frau, und würde es ſehr übel aufnehmen, wenn der Fremde ſie nicht annehmen wollte.

Ihre Religion hat die jüdiſche zur Baſis, dabei haben ſie einige Lehren der chriſtlichen, die ſie verunſtaltet haben, angenommen, und mit ihren eigenen Erfindungen beehret. Dabei beſchneiden ſie ſich; die Art, wie dies geſchieht, wollen wir nach le Gentil erzälen: Man beſchneidt hier die Kinder vom erſten bis zum zehnten Jahre. Die Zeremonie wird mitten auf einem großen Plaz vorgenommen, auf welchen man einen Maſtbaum von dreißig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Koſten trägt das Oberhaupt des Dorfs. Man bringt

bringt dazu eine beträchtliche Menge Tok, ein aus Zukkerrohren bereitetes Getränk zuſammen; wobei man alsdann einige Tage und Nächte mit Feierlichkeit zubringt. Le Gentil kam während des Tanzes dazu, und wurde ſehr gut empfangen. Er ſah ſieben bis acht Schwarze einen ſehr ſonderbaren Tanz aufführen. Jeder hatte eine kleine eiſerne Sichel mit einem kleinen eiſernen Ringe am Ende in Händen, durch welche wieder verſchiedene andere eiſerne Ringe gezogen waren. Dieſe Ringe machen im Schütteln einen ziemlichen Lerm. Der Tanz war ausserdem beſchaffen, wie es die Tänze der Wilden gemeiniglich zu ſeyn pflegen. Während dieſer Uebung, die die ganze Nacht hindurch dauren ſollte, arbeiteten verſchiedene Schwarze an der Errichtung des Maſtbaums.

Man brachte dem Oberhaupte eine Schüßel mit Tok, dieſer goß ſich etwas davon in die Hand, und ſchüttete es alsdann in die Grube, in welche der Maſtbaum zu ſtehen kommen ſollte. Hierauf war der Maſtbaum aufgerichtet, und das Oberhaupt beſprengte mit dem übrigen die Leute, die dabei gearbeitet hatten. Oben auf dem Maſtbaum war ein kleines Kreuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwei Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Maſtbaums um denſelben herum, und wurden bald von mehreren begleitet. Jede bekam ein

 groſ-

groſſes Ochſenhorn mit Tok, woraus ſie artige Züge thaten, und darauf wieder zu tanzen anfiengen. Die Mütter, deren Kinder beſchnitten werden ſollen, nehmen ſie des Abends vorher auf den Rücken, und tanzen die Nacht durch mit dieſen kleinen Geſchöpfen, ohne ſich an ihr Schreien zu kehren. So wie die Sonne aufgehet, taucht man ſie nakend in den nächſten Fluß. Vom Fluße trägt man ſie in vollem Tanzen und Singen, troz alles ihres Geſchreies, an den Fuß des Maſtbaums. Sie drehen ſich alle gegen die Sonne, und einer von ihnen (vermuthlich der Aelteſte) fängt an zur Sonne zu beten. Hierauf werden alle Unbeſchnittene von ihren Müttern herbeigebracht. Der Schwarze faßt nach dem Gebet die Vorhaut des Kindes, zieht ſie etwas an, und bindet ſie mit einem Faden aus Baumrinde. Hierauf legt er ſie auf das Ende von einem dikken Bambusrohr, und ſchneidet ſie mit einem Schermeßer über dem Bande ab. Vorher nimmt er etwas Tok in den Mund, und ſprizt es nach der Operazion auf die Wunde, welche demungeachtet über drei Wochen zu heilen braucht. Am Fuße des Maſtbaums war ein Ochſe angebunden, den man nachher in die Kehle ſtach, und den Kopf abhieb, welcher oben auf den Maſt nach Oſten geſteckt wurde, und darauf bis zu der nächſten Feierlichkeit ſizen mußte; der Rumpf des Ochſen wird verſpeiſt. Flacourt beſchreit dieſe Zeremonie

monie zwar anders; doch halten die Geographen mehr auf die Autorität des le Gentil.

Der Wallfiſchfang hat ſehr viel ſonderbares, und um deswillen wollen wir ihn ausführlich beſchreiben. Die Madegaſſen wagen ſich an keinen Wallfiſch, der über zwei bis drei Monat alt iſt. Wer auf dieſen Fiſchfang ausgehen will, bereitet ſich auf folgende Art dazu. Er hält ſich einige Tage zu Hauſe, ohne ein Wort zu ſprechen; wobei er ſtrenge Faſten hält, und keinen Umgang mit ſeiner Frau hat. Die Fahrt ſelbſt wird in Begleitung einer hinreichenden Menge Sklaven in einer Piroge von Brettern angetreten, die ſehr gut dazu eingerichtet iſt. An den Maſt binden ſie einen Sak mit Wurzeln, Kräutern, Oel und Fett, welches eine Art Talisman bei ihnen iſt, auf welchen ſie ein großes Vertrauen ſezzen. Sie nehmen Lebensmittel auf einige Tage mit, ungeachtet ſie ſich nur auf wenige Meilen von der Küſte entfernen. So lange der Mann abweſend iſt, bleibt die Frau verſchloßen in ihrem Haus, faſtet und ſpricht mit Niemand. Der Fang ſelbſt wird in vollem Geſang vollendet, worin ſie den Wallfiſch anreden: O! Wallfiſch, Wallfiſch, gib mir dein Kind, gib mir dein Kind, ich will dir Silber, Oel u. ſ. w. ſchenken. Wenn der Wallfiſch, den ſie angeſchoßen haben, ihnen entgeht, ſo ſagen ſie, daß die Mutter deſſelben nicht zufrieden ſei, weil ſie ihnen keines von ihren Kindern

dern geben wolle. Kommen ſie aber mit einem Wallfiſch zurük, ſo ſagen ſie das Gegentheil. Sobald ſie einen Wallfiſch angeſchoßen haben, ſtekken ſie eine Flagge auf, um dieſe Nachricht ihrem Dorfe zu verkünden, wodurch eine allgemeine Freude entſtehet. Kömmt die Flagge an's Ufer, zum Zeichen, daß der Wallfiſch getödtet iſt, ſo verſammlen ſich eine Menge Schwarze am Ufer zum Tanz, und ſtimmen ein Lied an, deßen Abſaz immer mit den Worten wieder anfängt: Wir ſind ſehr froh, daß ein Wallfiſch gefangen worden. Wenn die Piroge nach glüklich vollbrachtem Fang wieder ans Ufer zurükkehrt, ſo ſteht derjenige, der den Wallfiſch geſchoßen hat, vorne mit der Harpune in der Hand, die er auf den Wallfiſch am Strande wirft, ſobald er ihn erreichen zu können glaubt. Der Anführer des Fiſchfanges empfängt von einigen Schwarzen, die ihm entgegen kommen, feierliches Glückwünſchen, und einer davon nimmt ihn auf die Schultern, und trägt ihn fort. Die Floßfedern des Fiſches werden abgehauen und gekocht. Der Wallfiſch ſelbſt wird auf den Bauch gelegt, man breitet vor demſelben verſchiedene Matten aus, um welche ſich etwa ein Duzend Schwarze in einem halben Kreiſe gelagert hatten. Verſchiedene andere, die mit langen Pfählen verſehen ſind, ſchließen den Kreis, damit ſich das Volk dem Wallfiſche nicht nähern möge. Gleich darauf kommen einige

an-

andere Schwarze mit Blättern vom Paradies-Feigenbaum, welche ſie auf den Matten ausbreiten. Noch andere bringen gekochten Reis, und zulezt werden auch die gekochte Floßfedern aufgetragen, wovon jeder einen gleichen Anteil bekömmt. Einer von dem Haufen tritt dann hervor, und ſalbet den Wallfiſch mit Oel, welches er ihm am Halſe einreibt. Nachher legt er ihm ein Halsband von Glasperlen um. Alles ſizt nun eine Zeitlang in tiefem Stillſchweigen, bis endlich einer hervor tritt, und eine Rede über den Fiſchfang hält, die ſich mit den Worten anfängt: Gott, Gott, Gott,! . . . . . Gott iſt gut, weil er Wallfiſche zu fangen erlaubt u. ſ. w. am Ende dieſer Rede wird noch der Anführer des Zuges gelobt, und aus Billigkeit Gott, und aus Furcht dem Teufel ein Opfer angeboten. Hierauf erhält ein jeder ſeine Porzion Wallfiſch, eine Koſt, die aber den Franzoſen gar nicht behagen will.

Die Einwohner haben insgeſamt große Fähigkeiten zur Erlernung der Künſte und Wiſſenſchaften, nur ihre auſſerordentliche Wildheit hindert ſie, daß ſie keine große Fortſchritte darinn machen, und dennoch haben ſie einige Arbeiter, denen man große Vorzüge gar nicht abſprechen kann, Schmiede, Leinweber, Segelmacher u. ſ. w. Handlung und Gewerbe gehet alles durch Tauſch. Sie haben keinen Begriff von der Kriegskunſt, ziehen auch nie gegen einander ordentlich zu Feld,

ſon-

ſondern nähern ſich durch allerlei Umwege der feindlichen Hauptſtadt, die ſie von allen Seiten zu umringen ſuchen, und thun unverſehens den Angriff mit einem entſezlichen Geſchrei, dringen in die Stadt, und machen alles auf eine barbariſche Art nieder. Iſt ihr Blutdurſt geſtillt, ſo führen ſie die übrigen in die Sklaverei. Während der Zeit, daß die Männer im Krieg ſind, laßen ihre Weiber und Kinder keinen Tag noch Nacht vorbei, wo nicht getanzt wird, hierdurch glauben ſie ihren Männern Stärke und Muth einzuflößen; ihres unbegränzten Hanges zur Wolluſt ungeachtet, haben ſie wärend dieſer Zeit mit keinem fremden Manne was zu thun, weil ſie dadurch ihren Mann für unwiederbringlich verloren halten. Wenn beide Kriegführende Parteien gleich ſind, und einer Friede machen will, ſo ſchikt er einige von ſeinen Unterthanen mit Geſchenken zu dem andern kriegenden Theil, um Friede zu bitten, welcher alsdann gleichfalls von ſeiner Seite Geſandte mit Geſchenken zu jenen ſchikt, und ſich wegen einer Zuſammenkunft vergleicht. Sie kommen alsdann an dem feſtgeſezten Tage mit vollkommen ausgerüſteten Heeren bei einem Fluß zuſammen, ſchlachten beiderſeits einen Ochſen, und ſchikken ſich einander ein Stückchen Leber, welches ſie in Gegenwart der Umſtehenden aufeßen müßen. Nachdem ſchwören ſie mit der entſezlichſt untermiſchten Verfluchung ihres Landes und ihrer ſelbſt,

Friede

Friede und Einigkeit zu halten, und gehen darauf friedlich aus einander. Sind die Parteien einander nicht gleich, ſo muß ſich der Schwächere dem Mächtigern unterwerfen, und ſich ſeine Bedingung zum Frieden gefallen laßen; und der Sieger ſchenkt alsdann dem Beſiegten ein Stück Ochſenleber, um ihn zur Treue zu verbinden.

Sie haben auch ſehr lächerliche Mittel, ſich von der Unſchuld eines Angeklagten zu überzeugen; wenn jemand des Diebſtahls beſchuldigt wird, ſo giebt man ihm von einem giftigen Kraut zu eßen, bleibt er am Leben, ſo iſt er unſchuldig.

V. Abyſſinier oder Habeſſinier. *)

Die Abyſſinier gehorchen einem König, der als unbeſchränkter Deſpot herrſcht, deßen Wille und deßen Laune, Geſez für ſeine Unterthanen iſt, welches nie einer Einſchränkung unterworfen iſt. Die Krone von Abyſſinien iſt in einer Familie erblich, die vom jüdiſchen König Salomo entſproßen ſeyn will. Der erſtgebohrne Sohn hat nicht mehr Vorrecht auf die Nachfolge ſeines Vaters zur Krone, als das jüngſte ſeiner Geſchwiſter, doch da dieſer meiſtens die mehreſten Freunde hat.

*) Nach Bruce geſchildert.

hat, ſo glükt es ihm am öfterſten, ſich mit Hülfe ſeiner Freunde der Krone zu bemächtigen. Iſt kein eigentlicher Erbe vorhanden, ſo hat das Volk das Recht ſich einen König zu wählen. Eigentlicher iſt es aber der Miniſter, der ſeinen Vortheil dem Volke in den Mund leget, und darauf bedacht iſt, das Volk zu einer ſolchen Wahl zu bewegen, wo der Miniſter, im Namen des Königs allein regiert. Man hat auch Beiſpiele, daß Baſtarde der Könige ihnen auf den Thron gefolgt ſind. Nachdem man dem zum König gewälten die Krone aufgeſezt hat, gießet man ihm über der Krone etwas Oel auf ſein Haupt, das er dann ſelbſt in ſeine lange Haare einreibt. Dieſe Krone bedekt, wie eine Art von Helm, die Stirne, das Geſicht, und den Nacken des Königs. Sie iſt aus der feinſten Stikerarbeit halb Gold und Silber verfertigt, und mit blauem Taffet eingefaßt. Oben auf der Krone ſieht man eine rothe gläſerne Kugel, und einige verſchiedentlich gefärbte Glokken. Ehemals durfte niemand einen entblößten Theil des Königs ſehen, ſogar ſein Geſicht nicht einmal. Dieſe Gewohnheit iſt aber nun nicht mehr im Brauch, nur dann, wann der König öffentlich Audienz giebt oder Gericht hält, iſt ſein Geſicht verhüllt. Wann über Hofverräther Gericht gehalten wird, ſizt der König in einer mit Gegittern und Vorhängen umgebene Altane und ſpricht durch ein Loch mit einem Offizier,

dem

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Der groſse Naguz ſpeiſet.

ger ſeine Fragen oder ſein Urtheil über den Verbrecher an den Richter mittheilt. Ein anderer Diener hat das Amt, bei Tages=Anbruch ſo laut er kann, vor der Thüre des königlichen Pallaſtes zu knallen, wodurch ein doppelter Endzwek erreicht wird, die wilden Thiere verjagt werden und das Volk benachrichtiget wird, daß der König aufgeſtanden ſey. Der Hofſtaat des Königs beſteht aus ſechs Edelleuten, die ihm ſtatt der Kammerherrn dienen, viere davon dürfen ihn nie verlaſſen. Der ſiebente, der ihr Vorgeſezter iſt, iſt auch zugleich Aufſeher über die königliche Garderobe. Dieſe Kammerherrn nebſt den ſchwarzen Sklaven und einigen andern Perſonen machen den ganzen Hofſtaat aus. Die abyſſiniſchen Könige laſſen ſich König der Könige tituliren. Von ihren Unterthanen zeichnen ſich die Könige dadurch aus, daß ſie auf einem Schimmel, deßen Kopf mit Silberglokken geziert iſt, reiten, und ein kleines ſichtbares Schild, und eine weiße ſeidene oder mußlinene Binde um die Stirne tragen. Wer das Antliz des Königs ſieht, fällt auf ſeine Knie, dann auf die flachen Hände, und beugt endlich den Kopf und Leib ſo weit hervor, bis er mit der Stirne die Erde berührt, in welcher Stellung er ſo lange liegen bleibt, bis ihn der König der Antwort, die er erwartete, gewürdigt hat. Nie läßt ſich ein König von Abiſſinien öffentlich ſehen. Befindet er ſich auf einem

Marſch, ſo trägt er ein Diadem, das aus einer Art von Stirnbinde beſteht, und die Krone unbedeckt läßt. Wenn der König dieſes Diadem aufhat, ſo darf niemand ſein Haupt bedekt haben, beſonders mit irgend etwas von weiſſer Farbe, die Mahomedaner und Chriſten machen hiervon eine Ausnahme. Der Thron iſt ein groſſer länglich vierekigter Siz, zu welchem einige Stufen führen. Er iſt reich vergoldet, und mit prächtigen Teppichen aus Perſien, Damaſt und Goldſtoffen behängt. Sich auf den Siz des Königs niederzulaßen, iſt Hochverrath, der auf der Stelle mit dem Tod beſtraft wird. Die Königliche Prinzen ſind auf einem entfernten Berge in ein Gefängniß eingeſperrt; entflieht ein Prinz daraus, und wird wieder eingeholt, ſo wird er verſtümmelt, und alsdann iſt er zur Thronfolge unfähig, und der Monarch hat nichts mehr von ihm zu fürchten. Die Könige von Abyſſinien machen kaum einen Gebrauch von ihren Füßen, denn auſſerhalb ihres Palaſtes thun ſie keinen Schritt zu Fuß, ſie reiten bis hin zu ihrem Thron, und bis zu ihrem Stuhl in den Alkoven ihres Zeltes. Steigen ſie ja wo ab, ſo hat ſchon ein Sklav einen Stul bereit, worauf ſich ſeine abyſſiniſche Majeſtät niederlaßen kann. Man kennt auch in Abyſſinien gewiße Orden oder vielmehr Gnadenzeichen, womit der König ſeine Günſtlinge beſchenkt, und die entweder aus einem

Schwerd,

Schwerd, einer Kette von Gold, oder aus Armbändern beſtehen.

Der König handhabt ſelbſt die Gerechtigkeit, und ſeine Räthe ſtehen ihm darin bei. Immer geben diejenige Räthe, die am Rang die geringſten ſind, ihre Stimme zuerſt. Bruce beſchreibt uns folgende Rangordnung dabei: Zuerſt geben die Oberſten der Haupttruppen, als die niedrigſten am Rang ihre Stimmen; dann die Oberſchenken; auf dieſe folgen die Aufſeher eines gewißen Zimmers im Königlichen Palaſt, das man das Löwenhauß nennt. Nach ihnen giebt ſeine Stimme ein gewißer Offizier, deßen Amt es iſt, den König überall zu begleiten, und ihn nie zu verlaßen. Dieſen folgen einige Kriegsbediente, ihnen der Unterkammerherr und ſo der Reihe nach einander herunter der Sekretär des Königs, dann die Generals, nach dieſen der Baſcha von Damot, der Baſcha von Samen, der Baſcha von Ambara, und endlich der Baſcha von Tigre, der Negrit genannt wird, weil er das Gouvernement von Axum hat, oder vielmehr weil er Bewahrer des daſelbſt befindlich ſein ſollenden Geſezbuches iſt. Bei den Rathsverſammlungen wird vor ihn ein goldenes Trinkgefäß auf einem Kißen geſtellt. — Nach dem Negrit giebt der Verwahrer des Feuers, und der erſte geiſtliche Bediente ſeine Stimme. Zu allerlezt ſagt der König, der auf einer beſondern Altane von den Richtern abgeſondert

geſondert ſizt, ſeine Willens-Meinung einem Offizier, der ſie den Richtern berichtet.

Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, iſt der Palaſt des Königs mit Menſchen umringt, die nach Gerechtigkeit ſchreien. Eine Gewohnheit, die viel eher der Hochmuth erzeugt hat, als daß man daraus auf die Gerechtigkeitsliebe der abyſſiniſchen Könige ſchließen könnte. Ihr Hochmuth findet ſich geſchmeichelt, daß ſie das Weh und Wohl ſo vieler in Händen haben. Die Gerechtigkeitspflege von Abyſſinien iſt ſehr ſchlecht beſtellt, und giebt zu häufigen nur allzugegründeten Klagen Stoff genug, aber dem Hochmuth der abyſſiniſchen Könige genügt dies noch nicht, er will auch zur Regenzeit, wo man nicht nach der Hauptſtadt kommen, und ſeine Klagen anbringen kann, Opfer, es werden deshalb um dieſe Zeit Leute gedungen, die, ohnerachtet ſie nicht den mindeſten Anlaß haben, ſich über etwas zu beſchweren, dennoch gehalten ſind, täglich laut vor den Fenſtern des Königs um Gerechtigkeit zu flehen. So bald man das Urtheil über einen Verbrecher geſprochen hat, wird es ſogleich vollzogen, und der Verbrecher nicht erſt wieder in das Gefängniß zurük geführt. Wer mit dem Leben beſtraft wird, wird insgemein gekreuzigt. Auch werden die Verbrecher oft lebendig geſchunden, doch iſt dieſe Strafe nicht ſo gemein. Verbrecher wider die Religion werden gewönlich zu Tod geſteinigt.

Nur

Nur ſelten werden die Leichname derer, die durch die Hand der Gerechtigkeit vom Leben zum Tod gebracht worden ſind, zur Erde beſtattet, ſondern ſie bleiben auf der Straße liegen, und dienen den Hunden zur Speiſe. Geringere Verbrechen werden mit dem Verluſt der Augen beſtraft.

Zu den Gebräuchen, durch welche ſich die Abyſſinier von allen andern Nazionen unterſcheiden, gehören hauptſächlich auch folgende: ſie haben kein Papier zum ſchreiben, ſondern bedienen ſich der Häute ſtatt deßelben. Kein Abyſſinier ißt mit einem Fremden; ein Gefäß, aus welchem ein Fremder geſpeißt hat, wird gereinigt oder zerbrochen. Die Männer halten es für ſchimpflich, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, auch müßen ihnen die Weiber das benöthigte Holz tragen und das Brod backen, dahingegen es ihr Geſchäft iſt, die Wäſche von beiden Geſchlechtern zu waſchen. Alles, was die Männer tragen, tragen ſie auf dem Kopf, die Weiber hingegen auf den Schultern. Geflügel und Kalbfleiſch wird von niemand gegeſſen, hingegen wird das Kuhfleiſch allgemein verſpeißt. Sehr oft eßen ſie ganz rohes Fleiſch; was aber beinahe unmenſchlich iſt, ſie ſchneiden ſolche Stücke Fleiſch lebendigen Thieren ab, und heilen das Thier wieder, indem ſie die Haut über die Wunde herziehen, ſie mit Nadlen ſbeveſtigen, und aus Leimen eine Art von Pflaſter verfertigen, das ſie über die Wunde herlegen.

Die Großen beiderlei Geſchlechts verſammeln ſich oft zu einem geſellſchaftlichen Mahle. Zu beiden Seiten des Tiſches, auf welchem aber kein Tiſchtuch liegt, ſtehen Bänke. Vor jedem Gaſt liegt eine Art von Kuchen, der aus ungeſäuertem Brodteig gebaken iſt, und ſtatt der Teller dient, ein jeder Gaſt ißt insgemein drei bis vier ſolcher Kuchen, unter dieſen Kuchen liegen wiederum vier oder fünf andre von ſchwärzrem Teig, die einigermaßen die Stelle der Servietten vertreten, denn man wiſcht ſich die Finger an ihnen ab, und überläßt ſie alsdann den Aufwärtern. Das Thier, welches das Haupt-Gericht bei der Mahlzeit ausmachen ſoll, wird vor die Thüre des Zimmers geführt, wo man einen kleinen Einſchnitt in die Haut deſſelben unter dem Halſe macht, und etwas Blut heraus träuflen läßt, alsdenn zieht man die Haut dem Thier über den Rükgrad und über das Hinterviertel ab, und ſchneidet nach Bedürfniß Stücke Fleiſch heraus, bis man zulezt an alle Theile kommt, und ſogar die Knochen, des noch warmen Thiers mit den Zähnen abnagt. Das Stöhnen des Thiers iſt das Zeichen, daß man ſich zur Tafel ſezzen ſoll. Immer kommt eine Mannsperſon zwiſchen zwei Frauensperſonen zu ſizzen. Die Gerichte, die aus einigen Stükken Fleiſch beſtehen, tragen einige Diener mit den bloſſen Händen auf, und legen es auf einen von den oben beſchriebenen Kuchen. Die Männer ſchnei-

ſchneiden dünne Scheiben von Fleiſch, welche die Frauenzimmer nehmen, und in kleine viereckigte Würfel auf einen ſtark mit Pfeffer und Salz gewürzten Kuchen ſchneiden, den ſie in eine Art von Rolle zuſammenlegen. Worauf alsdenn der Mann ſeine zwei Hände auf die Knie derjenigen von ſeinen Nachbarinnen legt, die zuerſt fertig geworden iſt, ſeinen Leib vorwärts beugt, und den Mund aufſperrt, in welchen ſie ihm den Bißen hineinſtopft. Dieſer wird ſo groß wie möglich gemacht, und der Eßende macht dabei ſo viel Geräuſch, als er nur immer kann, denn dies gehört zum feinen Ton. Sobald ein Bißen hinuntergeſchlungen iſt, reicht eine andere Nachbarin den zweiten, und dies immer wechſelsweis, ſo lange bis er geſättigt iſt, das ſehr geſchwind geſchehen iſt, und nun füttert der Mann ſeine zwei Schönen auf gleiche Art, wie er zuvor von ihnen gefüttert worden iſt. Nachdem nunmehr die Bedürfniße des Magens geſtillt ſind, fängt das Getränk an, ihre Sinne zu umneblen, ihr Blut wird warm, alles athmet Liebe, und vom Scherz kommt es zur Handlung, die ſich niemand ſcheut im Angeſicht aller zu verrichten. Eine ſolche Handlung macht auch gar keine Bewegung in der Geſellſchaft, man hört keinen Scherz, nicht einmal ein zweideutiges Lächlen darüber, die nächſtſizzenden halten blos indeß ihr Gewand vor das Geſicht, und nachdem die Handlung mit dem gewöhnlichen Glück voll-

bracht worden iſt, ſo wird eine Geſundheit auf das beglükte Paar ausgebracht.

Die Ehe iſt mehr eine eingeführte Gewonheit, als eine moraliſche Handlung, und die Pflichten, die dieſelbe auflegt, werden allgemein verſpottet, man ſieht die Ehe wie eine Art von kaufmänniſchem Kontrakt an, der aber nicht hindert, daß man der Wolluſt ganz nach ſeiner Laune opfern könne. Sobald aber beide Theile einander überdrüßig ſind, iſt das Band getrennt, und die Ehe geſchieden, dieſelbe Perſonen können ſich aber in der Folge wieder heurathen, wenn ſie gleich in der Zwiſchenzeit mit andern gelebt, und Kinder gezeugt haben. Bei der Scheidung fällt der älteſte Sohn der Mutter, und die älteſte Tochter dem Vater anheim, die übrigen Kinder werden nach dem Looſe geteilt. Den Königen iſt es erlaubt, ſo viele Weiber zu heurathen, als ihnen beliebt, aber nur eine davon wird als die rechtmäßige Gemahlin oder Ithege angeſehen. Wenn der König entſchloßen iſt, ein Frauenzimmer zu ehlichen, ſo läßt er ihr andeuten, daß ſie ſich in den Palaſt verfügen ſoll, wohin ſich denn das Frauenzimmer in ihrem großen Puz ſogleich begiebt. Man räumt ihr ſodann ein Zimmer im Palaſt ſelbſt, und ein Hauß in der Stadt zur Wohnung ein. Wenn eine Ithege ernannt wird, (ſo nennt man die rechtmäßige Gemahlin des Königs) läßt der König durch einen ſeiner Richter, wobei er jedoch

ſelbſt

ſelbſt zugegen iſt, bekannt machen: der König habe geruhet, ſeine Magd (wobei der Nahme des Frauenzimmers genannt wird) zur Königin zu erheben; man ſezt ihr zwar die Krone auf, ſalbt ſie aber nicht.

Die Kriegsmacht iſt ſehr anſehnlich, doch hat nie ein König von Abyſſinien mehr dann fünfzigtauſend Mann in's Feld geſtellt; ob nun zwar gleich immer eine beträchtliche Armee zuſammengebracht wird, ſo hat doch ſchon die Hälfte davon reiſſaus genommen, bevor ſie noch den Feind geſehen hat. Statt der Fahnen bedienen ſie ſich großer Stäbe mit einer holen Kugel, unter welcher ein ſchmaler ſeidner Streifen hängt. Die Reiterei hat auf dieſem Streifen einen grünen, weißen, oder rothen Löwen. Die ſogenannte ſchwarze Reiterei führt auf einem ſolchen rothen Streifen einen gelben Löwen mit einem Stern darüber. Die Streifen der Fußgänger haben zweierlei Farben, gelb, grün oder roth in das Kreuz gemahlt. Die königlichen Haußtruppen ſind achttauſend an der Zahl, wovon zweitauſend mit Schießgewehr bewafnet ſind. Zwanzig Gemeine kommandirt ein Offizier, fünfzig Mann haben wieder einen beſondern Offizier, dergeſtalt, daß bei fünfzig Gemeinen drei Offizier angeſtellt ſind. Eine Kompagnie von fünfhundert Mann nennen ſie Bet, und dieſe wird von einem Obriſt kommandirt. Vier ſolcher Kompagnien von fünfhundert Mann ma-

chen ein Regiment aus. Das Wort **Bet** bedeutet auf abyſſiniſch ein Hauß oder Zimmer, und jede Kompagnie bekommt einen eignen Namen nach einem beſondern Zimmer im königlichen Palaſt. Der König zieht nicht eher in das Feld, als bis zuvor drei Befehle öffentlich bekannt gemacht worden ſind. Der erſte lautet alſo: Kauft euch Mauleſel, haltet euren Mund-Vorrath bereit, und bezahlt eure Knechte; denn in wenig Tagen werden die, die mich hier ſuchen, nicht finden. Auf dieſen erſten Befehl folgt ein zweiter des Inhalts: Hauet den **Kantuffa** in den vier Theilen der Welt ab; denn ich weiß nicht, wohin ich ziehen werde. Der Kantuffa iſt ein groſſer Dorn, der dem König und den andern Vornehmen dadurch beſchwerlich wird, daß er ſich an ihre langen Kleider und Haare anhängt. Der dritte, der nun folgt, und der lezte iſt, iſt ohngefär in folgenden Worten abgefaßt: Ich ſtehe im Lager an dem Angrab oder Kahha; wer nicht zu mir ſtößt, wird ſieben Jahre lang von mir beſtraft werden.

VI. Die Sineſer.

Von einer Nazion, die wie die Sineſiſche mit gewiſſer Einſchränkung ſo ſehr kultivirt iſt, kann

man

C. Weigel excu

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

C. Weigel e.

ern .

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Weigel exc.

Si

n einem ſo eingeſchränkten Raum, wie hier, vollſtändige Karakteriſtik erwarten; man ſich daher begnügen, nur einige ihrer auffallen Gebräuche zu beſchreiben.

ie Weiber in Sina ſind dazu verdammt, faſt nders, als in ihren eignen Häuſern, das slicht zu ſehen. Was aber noch ſtärker iſt, Sineſer heirathet, ohne noch mit einem igen Blick ſeine künftige Gattin geſehen zu ha; er kennt ſie nur aus der Beſchreibung irgend er andern Frauensperſon, welche die Unterhändrin abgiebt. Doch kann der Mann, wenn man n in Anſehung des Alters oder der Geſtalt hintergangen hat, zur Eheſcheidung ſeine Zuflucht nehmen. In Sina ſtattet nicht der Vater ſeine Tochter aus, vielmehr muß der Mann ſeiner Frau Heiraths-Gelder geben, oder ſie eigentlicher erkaufen. Die Eltern der Braut beſtimmen den Tag der Vermählung; während der Zeit machen beide Theile einander Geſchenke, wechſeln auch wohl Briefe, bekommen ſich jedoch nie zu ſehen. Wenn der Tag der Feierlichkeit erſchienen iſt, wird die Braut in eine verſchloßene Sänfte oder Palankin geſezt, und zu ihrem Bräutigam gebracht. Alle Stücke des Brautſchazes werden ihr hinten nachgetragen, und die Sänfte mit vielen Perſonen, die Faklen tragen, und Muſik machen, umringt. Der Schlüßel zur Sänfte wird durch einen vertrauten Bedienten dem Bräutigam allein übergeben,

geben, der dann die Sänfte öfnet. Findet ſich der Bräutigam in ſeiner Erwartung betrogen, ſo geſchieht es oft, daß er die Thüre ſogleich wieder verſchließt, und die Braut wieder nach Hauße ſchickt. Wird die Braut angenommen, ſo geht ſie mit ihrem Bräutigam in einen Saal, wo das neue vereinigte Paar viermal vor dem Tien die Knie beugt, worauf denn die Neuverlobte den Weibern und der Neuverlobte den Männern ein Eßen giebt, denn in Sina ſind bei aller Gelegenheit die Weiber und die Männer von einander abgeſondert. Unter mancherlei Vorwand iſt es den Sineſern erlaubt, ſich Beiſchläferinnen zu halten, dennoch ſind dieſe nichts mehr als Bediente der rechtmäßigen Frau, die in Rükſicht der häußlichen Gewalt keinen Anſtrich von Anſehen haben. Ein Wittwer kann ohne Beiſtand ſeine Beiſchläferin zu ſeiner rechtmäßigen Frau machen. Beinahe alle dieſe Beiſchläferinnen werden aus zwei Städten gezogen, die dafür berühmt ſind, gute Beiſchläferinnen zu erziehen.

Das Buch der Geſezze handelt auch weitläufig von der Erziehung der Kinder. Einen Knaben, der ſechs Jahr alt iſt, lehrt man die Namen der beträchtlichen Theile in der Welt. Wenn er ſieben Jahr alt iſt, nimmt man ihn von ſeinen Schweſtern weg. Mit zehn Jahren wird er in die öffentliche Schule geſchikt, und im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Vom dreizehnten bis zum

fünf-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

geln dabei. Eine Einladung wird nicht eher als im Ernſt geſchehen angeſehen, als bis ſie dreimal ſchriftlich wiederholt worden iſt. Man ſchreibt am Tage vor dem Gaſtmahl, am Morgen des Gaſtmahls ſelbſt, und noch einmal zu der Stunde, wo man ſich ſchon zu Tiſche ſezzen will. Bevor man ſich zu Tiſche ſezt, wärend dem Eßen ſelbſt, gehen eine unendliche Menge von Zeremonien vor: ein jeder ſpeist an einem kleinen beſonders für ihn beſtimmten Plaz; oft ſezt man einer einzigen Perſon mehr denn vierundzwanzig Speiſen vor, den Nachtiſch ungerechnet, welcher auf ſineſiſche Art oft koſtbar genug iſt. Bei großen Gaſtgeboten treten auch meiſt einige Schauſpieler und Muſikanten auf, die ſich ihr Theater ſogleich auf den flachen Fußboden aufſchlagen.

Das Gaſtmahl fängt nicht mit Eßen, ſondern mit Trinken an; nicht jeder trinkt nach ſeinem Belieben, ſondern alle zu gleicher Zeit. Gewöhnlich nehmen die Schmauſereien ihren Anfang, wenn ſich der Tag neigt, und dauren bis gegen Mitternacht. Jedermann läßt ſich dann in ſeiner Seufte nach Hauß tragen, voran gehen einige Bediente mit großen Laternen von eingeöhltem Papier, worauf die Würden und zuweilen auch die Namen ihrer Herren mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtehen. Wer ſich ohne dieſen Staat zu dieſer Stunde auf der Straße blicken laſſen wollte, würde von der Wache ohne Unterſchied

der

der Perſon in Verhaft genommen werden. Ihre Weine haben gar keine Aehnlichkeit mit den unſrigen, denn ſie ſind kein Produkt des Weinſtokes, ſondern des Reißes, wozu eine ganz eigene Art von Reiß genommen wird; dieſer Reiß wird in Waßer eingeweicht, mit verſchiedenen anderen Ingredienzien vermiſcht, und durch das Kochen zu einer Art von künſtlichem Wein gemacht. Sie haben auch noch einen andern Wein, der aus Hammel- und Lammfleiſch verfertigt wird. Von dieſem Ueberfluß auf den Tafeln der Großen kann man aber keineswegs auf die Speiſen der Geringen ſchließen; dieſe begnügen ſich ſehr oft mit Pferd- und Hundsfleiſch, und man ſieht auch auf den öffentlichen Straßen das Fleiſch von Kazzen und Razzen verkaufen.

Zu ihren Luſtbarkeiten gehören vorzüglich drei Nazional-Feſte, das Feſt des Frülings, das auch der Kaiſer begehet, das beim Anfange des neuen Jahres, und das Laternen-Feſt, die alle mit großem Prunk und Feierlichkeit gefeiert werden. Das Laternenfeſt wird in allen Städten und Dörfern des Königreichs in einem Tage zu einer Stunde begangen, ſo daß man ſagen kann, daß das ganze ſineſiſche Reich erleuchtet iſt. Die Städte und Dörfer, die Küſten des Meeres und die Ufer der Flüße ſind allenthalben mit gemalten Laternen, ſehr mannichfaltig verziert. Selbſt an den Höfen und Fenſtern der Häuſer der ärmſten

 Leute

Leute hängen einige Lampen. Reiche Bürger verſchwenden oft bis auf hundert Gulden auf eine Laterne. Von denen aber, die der Kaiſer, die Statthalter oder die Mandarinen machen laßen, koſtet auch eine einzige ein bis zweitauſend Gulden. Die Laternen ſind ſehr groß; einige beſtehen aus ſechs Scheiben, mit einer Einfaßung von gemaltem und vergoldetem Holze. Der Stoff dieſer Scheiben iſt ein ſehr feines und durchſichtiges Seidenzeug, das mit Blumen, Thieren, und menſchlichen Figuren bemalt iſt. Andere ſind rund, und von blauem und transparentem Horn. Dieſe Laternen ſind mit vielen Lampen und einer großen Menge von Lichtern erleuchtet. Jede Ecke iſt mit ſeidenen Fähnchen von allerhand Farben gezieret, und oben auf der Laterne prangt ein ſchönes Stük von ausgeſchnizter Arbeit. Unſre ſogenannte Zauberlaterne iſt ihnen auch bekannt, vielleicht gar von ihnen zu uns gekommen.

Ihre Feuerwerke ſtehen an Kunſt und Pracht den unſrigen in nichts nach; am meiſten macht man an dem oben beſchriebenen Laternenfeſt Gebrauch davon. Privat-Luſtbarkeiten giebt es wenige. Sie haben Komödianten, aber kein ſtehendes Theater, ſondern ſie ſpielen einem jeden, der ſie bezahlt. Den eigentlichen Tanz ſcheinen ſie nicht zu kennen. Die Jagd iſt frei; wer ſie allein genieſſen will, ſchließt ſein Wild in einen Thiergarten ein. Der Fiſchfang iſt mehr Gewerbe, als Ver-

gnügen.

gnügen. In einigen Provinzen bedient man ſich gewißer Vögel dazu; dieſe Vögel ſizzen auf den Vordertheil des Kahns, den die Schiffer ſchnell auf dem Fluße herum drehen, und zugleich ſehr ſtark mit einem ihrer Ruder auf das Waßer ſchlagen; auf dieſes Zeichen ſtürzen ſich die Vögel in's Waßer; und theilen den Fluß gleichſam unter ſich, tauchen in's Waßer unter, und ergreifen den erſten Fiſch, auf den ſie ſtoßen, in der Mitte des Körpers, kommen wieder in die Höhe, und jeder trägt ſeine Beute in den Nachen, zu welchem er gehört. Der Fiſcher nimmt ihnen den Fiſch ab, nimmt darauf auch den Vogel, kehrt ihn mit dem Kopf zu unterſt, und ſtreicht ihn mit der Hand über den Hals, daß die kleine Fiſche herausfallen, die er verſchlukt haben könnte, und die durch einen Ring zurükgehalten worden, den man ihnen ausdrüklich anlegt, um den Schlund zu verſperren. Stößen dieſe Vögel auf einen Fiſch, der für einen einzigen zu groß wäre, ſo ſtehen ſie ſich einander bei.

Das Zeremoniel iſt in Sina Geſez. Ein bloßer Beſuch iſt mit auſſerordentlichen Zeremonien verbunden. Der Beſuch der Einwohner einer Stadt an ihren Gouverneur iſt allemal mit mehr oder minder beträchtlichen Geſchenken begleitet, wobei es noch gebräuchlich iſt, eine Schachtel mit Zukerwerk dazu zu fügen. Sobald der Beſuchende in den Saal getreten iſt, in welchem die Zeremonie gehalten werden ſoll,

ſtellen ſich alle in eine Reihe, machen eine tiefe Verbeugung, werfen ſich auf die Knie, und beugen den Kopf bis zur Erde, wenn der Gouverneur ſie nicht aufhebt, welches er aber gemeiniglich thut. Oft nimmt der Vornehmſte von den Aufwartenden Wein in einen Becher, hebt denſelſelben mit beiden Händen in die Höhe, bringt ihn dem Gouverneur dar, und ſpricht mit lauter Stimme: To-tſiu; Siehe! Dieſer Wein bringt Glük! The-utſiu; Siehe! dieſer Wein bringt langes Leben. Einen Augenblick hernach tritt ein anderer vor, hebt das Zukkerwerk in die Höhe, und reicht es ehrerbietig dem Mandarin. Siehe! ſagt er zu ihm, dies iſt der Zucker des langen Lebens! Andere wiederholen die nämlichen Zeremonien noch dreimal, und ſagen die nämlichen Formeln her.

Man kann keinen Beſuch abſtatten, ohne vorher dem Thürſteher ein Viſitenbillet abgegeben zu haben. Dieſes heißt, Thie-tſee, und beſtehet aus einem Bogen roth Papier, leicht mit goldnen Blumen bemahlt, und in Form eines Fächers zuſammengelegt. Auf eine von den Falten ſchreibt man ſeinen Namen. Die Ausdrükke ſind nach der Würde des zu Beſuchenden verſchieden, z. E. von dem zärtlichen und aufrichtigen Freund ſeines Herrn; der unaufhörliche Schüler ſeiner Lehre, erſcheint demſelben als ein ſolcher, um ihm ſeine Schuldigkeit zu beweiſen, und ſich

vor ihm auf die Erde zu beugen: Tunn-theu-pat. Ein Sineſer, der mit einem Höhern ſpricht, bedient ſich weder des Ich's noch des Sie, ſondern er drückt ſich ohngefähr folgendermaßen aus, wenn er etwa von einem geleiſteten Dienſt ſpricht: Den Dienſt, den der Herr ſeinem geringen Diener erzeigt hat, iſt mir ſehr angenehm geweſen. Ein Sohn, der mit ſeinem Vater ſpricht, nennt ſich nie Sohn, ſondern Enkel. Ueberhaupt iſt das Zeremoniel, das Kinder gegen ihre Aeltern zu beobachten haben, übertrieben. Die Sineſer führen zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Namen. Den Familien-Namen bekommen ſie bei der Geburt, einen Monat nachher einen Milch-Namen, den man insgemein von einer Blume oder einem Thier abnimmt; ſobald er die öffentliche Schule beſucht, und Fleiß zeigt, erhält er zur Belohnung einen andern Namen; ſobald er das männliche Alter erreicht hat, bekömmt er von ſeinen Freunden wieder einen andern; erhält er eine Bedienung, ſo bekömmt er noch einen anderen Namen, der ſich zu ſeinem Amte ſchikt. — Nirgends iſt Mißtrauen nothwendiger als in Sina, ohne die äuſſerſte Vorſicht wird man ſehr leicht in Waaren und Geld betrogen, beſonders verſtehen die gemeinen Leute mit der gröſten Verſchlagenheit, alles zu verfälſchen. Man glaubt z. B. einen Kapaun gekauft zu haben, und hat nur die Haut davon; das Fleiſch iſt herausgenommen, und der leere Raum ſo künſt-

lich wieder ausgefüllt worden, daß man den Betrug nicht eher entdekken kann, als bis man den Kapaun zum eßen verſchneiden will. So werden auch oft ihre Schinken verfälſcht. Sie ſind künſtlich ins Holz geſchnitten, mit einer gewißen Erde bedekt, und mit einer natürlichen Schweinshaut überzogen. Nur durch das Meßer kann man ſich von dieſem Betrug überzeugen. Im Allgemeinen ſind die Sineſer ein mildes und leutſeliges Volk; höflich bis zur äuſſerſten Pünktlichkeit; abgezirkelt in allem, was ſie thun; genau überlegt in allem, was ſie thun wollen; aber unbekümmert, ob ſie Treue und Glauben auf das Spiel ſezzen, wenn nur die Klugheit nicht in's Gedränge kommt: mißtrauiſch und betrügeriſch gegen Fremde; zu ſehr eingebildet auf das, was ſie ſind, als daß ſie fühlen ſollten, was ſie nicht ſind; zu ſtolz auf das, was ſie wißen, als daß ſie ſuchen ſollten, ihre Kenntniße zu erweitern. Sie ſind von Natur ſehr prozeßſüchtig. Was man in Europa für ſträflichen Wucher hält, iſt in Sina ein durch das Geſez erlaubter Gewinn. Sie ſind rachſüchtig, ſcheuen aber gewaltſame Wege, und rächen ſich durch Liſt, weshalb große Verbrecher bei ihnen ſelten ſind, Laſter aber um deſto häufiger begangen werden, denn nach dieſen forſchen die Geſezze nicht, ſo lange kein öffentliches Aergerniß gegeben wird. Die Dichtkunſt wird bei ihnen eben nicht ſehr geſchäzt, doch findet man manche gute Dichter unter ihnen, und

ihre

ihre Dichtkunſt hat eigene beſtimmte Regeln; eben dies galt auch von ihrem Theater. Weit mehr Werth ſezzen ſie auf eigentlich gelehrte Werke, die man bei ihnen auch in ziemlicher Anzahl findet, aber meiſtens Produkte ihrer Akademien ſind, und nur ſehr ſelten einzelne Perſonen zu Verfaſſern haben. Sie befleißigen ſich auch der Aſtronomie, und die Kenntniß von dieſer Wiſſenſchaft iſt ſchon ſehr alt bei ihnen. Ihre Seiden=Manufakturen, Glas= und Porzellan=Fabriken ſind ihrer Vortreflichkeit wegen allgemein bekannt. Mehrere Urſachen treffen zuſammen, die das ſchöne ſineſiſche Porzellan in Europa ſo theuer machen, außer dem Vortheil, den die Kaufleute davon ziehen, die es aus Sina holen, und dem Gewinn, den ſchon ihre ſineſiſche Kommiſſionäre davon gezogen haben, kömmt noch hinzu, daß ſelten ein Brand Porzellan durchaus gut geräth, oft aber ganz und gar verloren gehet. Die Mahlerei kann in Sina keine große Fortſchritte machen, denn ſie wird nicht von der Regierung unterſtüzt, weil man ſie unter die Zahl der unnüzzen Künſte ſezt, die nichts zur Glükſeligkeit eines Staates beitragen können. Die Gallerien und Kabinets des Kaiſers ſind mit europäiſchen Mahlereien angefüllet. Lange beſchäfftigte der Hof den Pinſel der Brüder Caſtiglione und Attiret. Aber wegen des geringen politiſchen Nuzzens der Mahlerei nahm er das Anerbieten

nicht an, das ſie ihm machten, eine Schule anzulegen und Zöglinge zu bilden. Der Monarch fürchtete dadurch den Hang zu Gemälden wieder rege zu machen, der in den vorhergehenden Dynaſtien alle Gränzen überſchritten hatte.

VI. Die Japaner.

Die Japaner werden durch einen unumſchränkten Regenten regiert, deßen Macht oft in den größten Deſpotismus ausartet; alles, was auch entfernt zu dem weltlichen Arm gehört, ſtehet unter ſeinem Richterſtuhl, nur in geiſtlichen Dingen ſpricht der Dairo (eine Art von japaniſchem Pabſt) Recht. Bei aller der großen Gewalt, die den Monarchen von Japan zugeſtanden wird, ſind dennoch einige Geſezze vorhanden, die da verhindern, daß dieſe beinahe unumſchränkte Gewalt, nicht aus den Gränzen ſchreiten; Geſezze, die keiner ihrer Kaiſer zu übertreten wagen darf, ohne ſeine Krone und ſein Leben auf das Spiel zu ſezzen. Die Rechtshändel zu ſchlichten, ſind in jedem Orte eine Art von Unterrichter angeſtellt, von dieſen kann man an den Statthalter der Provinz appelliren, und von dieſem wiederum an den Kaiſer ſelbſt, der ſchnell Recht ſpricht. So lange ein Statthalter ſeine

ſeine Poſten bekleidet, bleibt ſein Weib und ſeine Kinder als Geißel ſeiner Treue in der Hauptſtadt zurük. Alle Verbrecher werden ſchnell und hart beſtraft, das Verbrechen eines einzigen bringt Unglück über ſeine ganze Familie.

Der Kaiſer von Japan kann, ſobald er will, viermalhunderttauſend Mann auf die Beine ſtellen; alle Große des Reichs ſtellen ihm Soldaten, nach dem Maße, wie es ihr Vermögen erlaubt. — Die Japaner halten ſich in ihren Gränzen für glüklich genug, ſie gehen deshalb nie auf Eroberungen aus, und für feindlichen Einfällen ſichert ſie die Beſchaffenheit ihres Landes. Kämpfer erzählt, daß die Japaner ihre Päpſte (Dairos) als Halbgötter verehren. Dinge, denen jeder andere Sterbliche unterworfen iſt, würden ſie verunehren; ſie begeben ſich nie zu Fuß an einen Ort, ſondern werden von Menſchen auf den Schultern dahin getragen. Ihre Heiligkeit erlaubt ihnen nicht, ſich den Bart, die Haare oder die Nägel abzunehmen; deshalb ſucht man ſie im Schlaf davon zu befreien, und ſie gleichſam darum zu beſtehlen, denn ein ſolcher Diebſtahl thut ihrer Heiligkeit keinen Eintrag. Täglich werden ſie mit andren Tiſch-Geſchirren bedient, die, ſobald ſie ſich ihrer ein einzigesmal bedient haben, zerbrochen werden, und eben ſo wird es mit ihren Kleidern gehalten.

In Japan ſind die Auflagen ſehr mäßig, und dennoch im Ganzen genommen ſo beträchtlich, daß der

Kaiſer nicht nur ſeinen ſehr anſehnlichen Hofſtaat, die großen Koſten ſeiner Haußhaltung, und die unermeßlichen Summen, die ihn die öffentliche Ausgaben koſten, damit beſtreitet, ſondern daß ihm noch drei Viertel ſeiner Einkünfte am Schluße des Jahrs übrig bleiben. — Das Land ſelbſt iſt ſehr bevölkert und überall gut angebaut. Die Japaner halten auſſerordentlich viel auf Reinlichkeit, und ſie ſind beinahe nicht weniger zeremoniös wie die Sineſer, und Sittſamkeit iſt die gröſte und allgemeinſte Tugend in Japan. Ihre Kleidung iſt nicht ſo zierlich wie die europäiſche, aber edler. Die Vornehmen ſcheren ſich das Vordertheil ihres Hauptes, die Geringeren hingegen ſchneiden nur ihre Hinterhaare ab. Das Haupt bedekken ſie mit großen Hüten von Bambus oder Stroh, welche ſie unter dem Kinn beveſtigen. Die Frauenzimmer ſchneiden ihre Haare nicht ab, ſondern heften ſie hinten mit einer Diamant-Nadel an. Die Röcke der Weiber, die ſo viel möglich alle Schönheiten, die ihnen die Natur verliehen, zu verſtecken ſuchen, gleichen denen der Männer, die denn auch in der That faſt alles verſtecken, was ſich nur verbergen läßt. Ihr Anzug ſelbſt bei Frauenzimmern, die nur zum Mittelſtand gehören, iſt ſehr prächtig; Zierrathen, deren ſie um ſo mehr bedürfen, da ihre Geſtalten nichts weniger als reizend ſind. Wenn die Vornehmeren ausgehen, ſo werden ſie von einem zahlreichen Gefolge von Aufwärterinnen begleitet, die ihnen zu

Hauß

Hauß zu Geſpielinnen dienen; denn da die Sitten von Japan die Frauenzimmer verdammt haben, immer in ihren Häuſern verſchloßen für ſich zu leben, und nur dann der Geſellſchaft ihrer Männer zu genießen, wann der Trieb der Wolluſt ſie zu ihnen bringt, ſo ſollen dieſe weibliche Geſpielinnen ihnen das alles erſezzen. Der Japaner verlebt mehr Stunden mit ſeinen Maitreſſen, als Minuten mit ſeinen Weibern, und nicht ſelten ſchweift ihre Wolluſt auch bis zur Unnatürlichkeit aus. Dinge von einiger Wichtigkeit erfahren die Weiber nie, es giebt ein eignes Geſez, das ihnen ausdrüklich verbietet, ihre Männer um dergleichen Gegenſtände zu befragen. — Heirathen ſind bei den Japanern keine Sachen des Herzens, ſondern der Klugheit. Meiſt beſtimmen die Aeltern die Heirath, doch haben auch zuweilen die Kinder ihre Stimme dabei. Die Töchter werden ihren Aeltern gleichſam abgehandelt, und dennoch ſind die Weiber ihren Männern bis zum Bewundern treu; die Eheſcheidung iſt ihnen zwar ſehr leicht gemacht, doch wird ſie den Weibern ſchon mehr als den Männern erſchwert, aber bei allem dem, iſt die Eheſcheidung etwas ſeltenes. Alle Heirathen in Japan werden auf einem Berg gefeiert. Man richtet ein Zelt auf, das nach dem Vermögen der Verlobten mehr oder weniger prächtig iſt. Unter dieſem Zelte wird dem Gott Amida eine Bildſäule errichtet, die mit brennenden Lampen um-

umgeben iſt. Der Prieſter ſtellt ſich zur linken Seite des Bildes, murmelt ſchnell einige Gebete her, die mit großer Ausrufung begleitet werden, und ſchließt indem er den ehlichen Segen ſpricht. Jeder der Neuvermälten hält eine Fackel in Händen; die Verlobte zündet ihre Fackel an den Lampen an, und ſobald der Prieſter den ehlichen Segen geſprochen hat, ſo ſind ſie Mann und Weib. Endlich macht man dem Prieſter dieſes Gottes noch ein Geſchenk, und opfert dem Gott einen Büffel, der zum Theil verbrannt, zum Theil aber von den Prieſtern verzehrt wird. Indeß nun der Prieſter ſein Amt verrichtet, ſind die Anverwandte der Neuvermählten damit beſchäftigt, das Spielwerk zu verbrennen, womit ſich die Neuvermälten in ihrer Kindheit ergözten.

So lange die Kinder nicht am Körper reif geworden ſind, bemüht man ſich auch nicht, noch allzufrühzeitigen Verſtand und Gelehrſamkeit in ſie propfen zu wollen; hat ſich aber ihr Körper entwikkelt, ſo fängt man auch mit allem Ernſt an, ihren Geiſt auszubilden. Ihre Mönche ſind die einzigen im ganzen Reiche, die ſich mit dem Erziehungsweſen abgeben; dieſe geben Kollegien und halten Schulen ganz auf die nämliche Weiſe, wie ſie in Europa gebräuchlich ſind, wo ſie dann ihre Zöglinge Geſchichte, Philoſophie, die ſchönen Wiſſenſchaften, Beredſamkeit, die Dichtkunſt und die Mahlerei lehren; freilich werden nur ſehr ſelten von dieſen Mönchen (eine Race

von

von Menſchen, die ſich zu Japan wie in Spanien vollkommen gleichen) wahre Gelehrte gebildet. Es fehlt den jungen Japanern zwar gar nicht an Verſtandsfähigkeiten, eine Sache zu begreifen; nur bringt ihr angebornes Phlegma in allen ihren Handlungen eine unerträgliche Langſamkeit hervor.

Die Häuſer richten die Japaner mehr zur Bequemlichkeit als zur Pracht ein. Ihre Häuſer (beſonders die der Vornehmen) ſind weitläufig gebaut, aber nie über einen Stok hoch, ſelbſt der Pallaſt des Kaiſers macht hiervon keine Ausnahme. Im Lande ſelbſt, wird zwar ſehr viel Stein und Marmor gehauen, allein man baut nicht mit Marmor und Stein, ſondern mit Holz, weil das Holz weit geſchikter iſt zur Auftragung ihrer Firniße, des Hauptzierrats der Japaner. Ihr gröſter Luxus beſteht in ſpaniſchen Wänden die bemahlt, und mit Firniß überzogen ſind, und darzu dienen, die meiſt ſehr groſe Stuben der Japaner in mehrere kleinere zu theilen. In einem jeden Hauß iſt ein beſonderes Zimmer für Fremde, das alle Schönheit des Haußes vereinigt; hier ſieht man ihre koſtbarſte porzellanene Vaſen, ihre ſchönſte Matten, ihre Bücher, ihre nicht ſchlechten Gemälde, beſonders ihre ſehr gut nach dem Leben gemalte Vögel. In Japan kennt man weder die Oefen, noch die Kamine der Europäer, ſondern man bedient ſich an ihrer ſtatt eines Heerds, der mitten im Zimmer ſtehet, und worauf Kohlen

len und heiße Aſche gefeuert werden; zu der Zeit, wo nicht auf dieſen Heerden gefeuert wird, ſind ſie mit einem niedrigen, mit einer Decke verzierten Tiſch bedekt. Dergleichen ſo unvorſichtig angelegte Feuerſtätte ſind allerdings der Geſundheit ſehr ſchädlich, und geben ſehr leicht zu Feuersbrünſten Gelegenheit, deshalb haben ſich einige Große des Reichs Kamine nach holländiſchem Geſchmack erbauen laſſen; ſie würden auch dieſen Geſchmack auf ihre Palläſte ausgedehnt haben, wenn der Kaiſer ihnen ſeine Einwilligung nicht dazu verſagt hätte. Auch ihren Gärten kann man den gebührenden Beifall nicht verſagen. Ihre Heerſtraßen ſind die bequemſten und die angenehmſten, die man nur wünſchen kann. Alle dieſe verſchiedene Straßen führen zur Hauptſtadt; bei einer jeden Entfernung von tauſend geometriſchen Schritten iſt eine kleine Erhöhung angebracht, die dem Wanderer genau anzeigt, wie weit er noch vom Ziel ſeiner Reiſe entfernt iſt. Die Straßen ſelbſt ſind nicht nur ſchön gepflaſtert, ſondern auch an beiden Seiten mit Bäumen beſezt, unter deren Schatten man Schuz vor den heißen Stralen der Sonne findet. Verſchiedene dieſer Heerſtraßen ſind hundert Schritte, aber keine weniger, als ſechzig breit, auch Brunnen ſind nicht vergeſſen worden, auf die man in gewißen Diſtanzen ſtößt; die Unterhaltung aller dieſer prächtigen Straßen fallen keinem Bewohner von Japan zur

Laſt,

Laſt, denn hier kennt man keine Weggelder; der Kaiſer beſtreitet dieſen Aufwand ganz allein. An Wirthshäuſern iſt auch kein Mangel; ſie ſind ſo vortreflich eingerichtet, daß auch einem Europäer nichts zu wünſchen übrig bleiben dürfte, es iſt ſogar für gewiße Bedürfniße geſorgt, die ein moraliſcher Mann in Europa ſich nicht zu ſtillen erlaubt, und die nur das Klima entſchuldigen kann. Da die Heerſtraßen ſo angenehm ſind, ſo eilt der Japaner auch ſelten bei ſeinen Reiſen, die denn auch nach der Art, wie ſie geſchehen, ſehr langſam gehen. Diejenigen, die zu Fuß gehen, tragen eine Art von Stiefel, die am Fuß zwar eng anliegen, oben aber weit ſind, damit das Ende ihres Kleids, das ihnen ſonſt hinderlich werden könnte, hinein geſtekt werden kann. Leute von niedrigem Stand aber helfen ſich noch geſchwinder, indem ſie die Kleider bis an Gürtel ganz ablegen. Wer ſich der Reutpferde bedient, hängt ihnen Schellen um den Hals; man ſattelt ſie, indem man ſie mit zwei Felleiſen bepackt, und den Plaz, der in der Mitte bleibt, mit Wolle oder roher Seide bepolſtert, auf welchen Plaz denn der Reuter mit kreuzweis unter einander geſchlagenen Füſſen ſeinen Siz nimmt, indeß ein Diener voran gehet, das Pferd beim Zügel fortführt, und ein Lied trillert. Vermögende Leute halten ſich ihre Wägen und Pferde, und mancher Große hat deren zehn, zwölf und mehrere, aber Miethkutſchen kennt man nicht.

Fremde

Fremde können ſich Palankine miethen, die von Pferden oder Menſchen getragen werden, aber ſich ſo langſam fortbewegen, daß man ſie mit nichts beßer, als mit der Schnekkenpoſt vergleichen kann. Auf dieſen Heerſtraßen herrſcht die gröſte Sicherheit für Reiſende. Diebſtähle ſind ein Verbrechen, von welchen man ſehr ſelten etwas hört, und er wird mit außerordentlicher Strenge beſtraft. — Sie haben Spitäler, wo jeder Geſundheitsbedürftige aufgenommen, und gut verpflegt wird. In der Wiſſenſchaft, beſonders der mathematiſchen, kommen die Japaner, ihren Nachbarn den Sineſern nicht gleich, ſie beſchäftigen ſich mehr mit der Metaphyſik, welche ſich aber bei ihnen gröſtentheils in Spizfindigkeiten konzentrirt. In der Moral haben ſie vor vielen Nazionen einen großen Vorzug, ſie lehren ſie nicht nur, ſondern ſie üben ſie auch aus, und dieſe Begriffe, die ſie eingeſogen haben, verwandeln ſie in gewißer Rükſicht in halbe Stoiker, bewegen ſie aber auch zu Handlungen, die ihrem Karakter die gröſte Ehre machen. Dieſe Begriffe ſind auch die Haupturſache ihrer ſo ſtrengen Polizei, z. B. wenn Händel auf der Gaße entſtehen, ſo ſind die Nachbarn gehalten, ſie nach ihrem beſten Vermögen zu ſchlichten: wird jemand dabei umgebracht, ſo hat nicht nur der Thäter den Kopf verwirkt, ſondern auch die drei nächſten Familien müßen zur Strafe, daß ſie den Todtſchlag nicht verhindert haben, mehrere Mo=

Monate das Hauß hüten; die übrigen Bewohner der Straße haben auch ihren Theil an der Strafe, je nachdem ſie mehr oder weniger die That zu verhindern beitragen konnten. — Ein jeder, der ſein Schwerd gegen einen Menſchen zukt, hat das Leben verwirkt, er habe ihn nun wirklich verlezt oder nicht. Jeden Abend werden alle Gaßen geſperrt, und ſo der Unordnung vorgebeugt; kein Einwohner kann ſeine Wohnung verändern, ehe als die Polizei auch von dieſer nur geringfügigen Sache unterrichtet iſt. Ihre Muſik, die ſie ſehr lieben, will keinem Europäer gefallen, ihre Theaterſtükke aber haben eher Beifall gefunden. Auch lieben ſie den Tanz auſſerordentlich. Die Jagd kann man in Japan nicht zu den Vergnügungen rechnen, denn der Boden macht ſie zu einer mehr ermüdenden, als angenehmen Beſchäftigung. Luſtreiſen zur See ſind ihre Lieblings-Ergözlichkeiten, aber ihre Fahrzeuge ſind ſo ungeſchikt gebaut, daß ihnen dieſes Vergnügen gefährlich werden könnte, deshalb auch eine ausdrükliche Erlaubniß des Kaiſers zu dieſer Ergözlichkeit gehört. Die Reimkunſt, oder wenn man lieber will, die Dichtkunſt, iſt eine ihrer vorzüglichen Beluſtigungen, der ſie ſich mit einer Art von Leidenſchaft überlaßen. — Von der Religion der Japaner haben wir nicht die beſtimmteſten Begriffe. Unſere Reiſebeſchreiber gehen ſehr einander ab, einige beſchuldigen ſie des dümmſten Aberglaubens, andre machen eine Sekte

von Juden aus ihnen, und noch andere wollen Spuren von chriſtlich-katholiſchem Glauben unter ihnen gefunden haben, aber alle mit gleichem Recht; denn bis jezt iſt man der Landesſprache noch nicht genug kundig, um die wahren Lehrſäze der Religion von ihren blos lächerlichen Gebräuchen abſondern zu können. So viel weiß man indeß mit Gewißheit, daß ſie verſchiedene Religions-Sekten haben, davon eine ſich für eine Art ſtarker Geiſter bekennet, die alle Gottheit läugnen, ihre wahren Lehren aber, auf das gewiſſenhafteſte verheimlichen, und öffentlich blos folgende moraliſche Grundſäzze lehren: **Thut, was das natürliche Geſez befiehlt: Höret die Stimme der Vernunft: Seid dem König und ſeinen Befehlen unterthan: Beobachtet, was das bürgerliche Geſez befiehlt.** Ihre äuſſerliche Gottesdienſte ſind verſtümmelt, jüdiſche Gebräuche mit heidniſchen untermiſcht. Z. B. Wer einen Todten antaſtet, iſt unrein; wer ſein Weib während ihrer monatlichen Reinigung berührt, iſt unrein; doch faſten und kaſteien ſie ſich nicht wie die Juden, ſie haben Pagoden und opfern ihnen, thun auch Wallfahrten und verkaufen geſchriebene Erlaßungen der Sünden oder Ablaß. Bei allen ihren ſo bequemen Gottesdienſten hat dieſe Sekte dennoch die wenigſten Anhänger. Eine andere neuere Sekte nennet ſich Budſoiſten, und haben noch mehr Aehnlichkeit mit

den

den jüdiſchen Gebräuchen, ihr überſchwenglich groſſes Sündenregiſter, ihr Paradies, ihre Hölle und ihre Teufel, ja ſie nehmen ſogar unſterbliche Seelen bei den Thieren an. Sie wähnen gleich den Juden, durch ihre Gebete eine zur Hölle verdammte Seele wieder in den Himmel bringen zu können. Aber auch Roſenkränze und Ablaszettel gehören zu ihrer Religion. Man kann ſich durch Wallfahrten auch auf Lebenszeit Ablaß holen, nur iſt dies mit Gefahr verbunden. Der Pilger übergiebt ſich den Händen gewiſſer einſiedleriſcher Mönche, die ihm ſtrenge Faſten gebieten, und grauſame Geiſſelungen auflegen. Die geringſte Klage über dieſe harte Begegnung bringt den unvermeidlichen Tod. Jezt muß der Pilger das gewiſſenhafteſte Bekenntniß ſeiner Sünden ablegen, das man ihn oft wiederholen läßt, um ſich dadurch feſt von der Warheit zu überzeugen; zur Zeit des Bekenntniſſes ſizt der Büßende in einer Wage, die an einer langen eiſernen Stange aufgehangen iſt, deren beide Schalen unmittelbar über einen ſcheußlichen Abgrund hängen; iſt der Andächtler nun ſo unglüklich, ſich auf der geringſten zweideutigen Ausſage fangen zu laßen, ſo ſtößt der Mönch an der eiſernen Stange, und der Unglükliche ſtürzt in den Abgrund hinab, und zappelt ſein Leben auf den ſchroffen Felſenſpizzen aus.

Fällt aber das Bekenntniß ſo aus, wie es die Mönche wünſchen, ſo führt man den Loßgeſprochnen

nen zurück, und unterhält ihn auf ſeine Koſten mit Tänzen, Schauſpielen u. ſ. w. Nach dieſer Prüfung kann der nun Loßgeſprochene Verbrechen in der Zukunft begehen, ſo viel er nur will. Eine noch andere Sekte nennt ſich Sintos; nach ihren innern Glaubenslehren ſind ſie Atheiſten oder Deiſten, ihre äuſſerliche Religionsgebräuche hingegen kommen faſt mit den Vorſchriften des Konfuzius überein. Auch die Gözenbilder haben ihren Rang: der Vornehmſte iſt der Amita oder Omyto, in welchem das höchſte Weſen verehrt wird, ſie geben ihm einen Sohn, der das Meer regieren ſoll, und den ſie Kanon nennen. Nach dem Amida, ſind der Kantai und Torranga ihre vornehmſten Götter, beide waren Menſchen, die durch ihre Tugenden und Verdienſte in die Zahl der Götter aufgenommen worden ſind. Zu Meako verehren ſie jenen berüchtigten Stier, und auch Affen haben ſie angebeten: man würde ihnen aber zu nahe treten, wenn man glauben wollte, daß ſie dieſe Verehrung ſo ganz ſinnlos nähmen; es ſind gewiß nur Sinnbilder, unter denen ſie gewiße Kräfte verehren, wozu noch das kömmt, daß ihre Pfaffen ſie überredet haben, daß abgeſchiedene Seelen von Menſchen dieſe Thiere bewohnten. Ihr geiſtliches Oberhaupt oder Dairo iſt verheirathet, und hat zugleich eine Menge Kebsweiber, auch haben manche Ordensmönche die Freiheit zu heirathen. Sie haben einen Orden, der ſich von

allen

allen andern in der Welt auszeichnet. Junge Mädchen haben das Gelübde gethan, den Reiſenden auf ihren Wegen behülflich zu ſeyn, und dadurch Almoſen für ihr Kloſter zu ſammlen; wenn ſie zu altern anfangen, ſo gehen ſie in ihr Kloſter zurück, und widmen den traurigen Reſt ihres Lebens der Andacht. - - - -

Die Art, mit welcher es fremden Schiffen erlaubt iſt, nach Japan zu kommen, iſt folgende. So bald ein Schiff ankömmt, begeben ſich zwei Ober-Banjoſen, Leute, die man am beſten mit den ſineſiſchen Mandarinen vergleichen kann, verſchiedene Dollmetſcher und Unterzollbeamte an Bord, dieſen wird ſogleich ein Plaz auf der Schiffsverdecke eingeräumt, weil immer einige derſelben zugegen ſeyn müſſen, ſo lange das Schiff im Hafen bleibt, weshalb ſie auch immer einander ablöſen; dieſe Banjoſen beobachten ſehr genau alles, was in Schiffen aus und eingehet, das Schiff ſelbſt beſichtigen und durchſuchen ſie auf das genaueſte, ſie zählen alle darauf befindliche Perſonen, und geben denen, die an's Land gehen wollen, Päße. Nachdem dieſes Geſchäft in Richtigkeit gebracht worden, ſtatten ſie dem Gouverneur des Hafens Bericht ab. Es giebt keine Regie, die ſich mit den japaniſchen Schiffs-Viſitatoren meßen könnte. Sogar die Betten werden durchſucht und die Federn herausgeſchnitten, die Breter der Kiſten und Käſten werden unterſucht, ob ſie nicht hohl ſind, und

etwas verbotenes enthalten können. In den Buttertöpfen wird mit eiſernen Spießen herumgeſtiert, und in den Käſen runde Löcher gemacht, ja viele Eier werden aufgebrochen, um ganz überzeugt zu ſeyn, daß ſie nichts verbotenes enthalten.

VIII. Die Neuholländer.

Alle Nachrichten, die wir von den ſogenannten unkultivirten Völkern allbereits beſizzen, ſind nicht ſo beſtimmt, wie ſie die Liebhaber der Völkerkunde wünſchen, am wenigſten aber ſind es diejenigen, die wir von den Neuholländern haben. Bis jezt können wir den Forſchern der Erdkunde noch wenig beſtimmtes und ausführliches über dieſe zahlreiche Nazion ſagen.

Die Sitten der Neuholländer ſind ſo roh und ungeſchliffen, als kaum ein Volk unter den andern wilden Nazionen; ſie ſind durchaus arm an allen Bedürfnißen des Leibes und der Seele. — Die Männer ſind von mittlerer Leibesgröße, dabei doch ziemlich ſtark von Kräften, wohl gebaut und gelenkig; ſie haben blendend weiße Zähne, die ſehr auf ihren dunkelbraunen Körper abſtechen; ihre Haare ſind ſchwarz, und ſie ſchneiden ſie, wie

ihren

ihren Bart ganz kurz ab. Männer und Weiber gehen nackend ohne alle Kleidung. Ein Fingerdikkes ohngefähr ſechs Zoll langes Bein, das ſie durch die Naſe ſtecken, iſt ihr gröſter Puz, den ſie nicht zu allen Zeiten tragen; dieſes Bein verſtopft ihre Naſe oft ſo, daß ſie keinen Athem durch dieſelbe holen können, ſondern deshalb den Mund immer offen halten müßen, um nach Athem zu ſchnappen, und alle Töne, die ſie durch die Naſe hervorbringen, ſo undeutlich ſchnarrend werden, daß man die gröſte Mühe hat, ſie zu verſtehen. Nächſt dieſen ſchmücken ſie ſich mit Halsbändern von Muſcheln und Armbändern, die aus dünnen Stricken beſtehen, die ſie verſchiedenemale um den Vorderarm herumwikken. Ihre Lenden zieren ſie mit Gürteln, die ſie aus Menſchenhaaren flechten, und ihre Leiber ſelbſt verunſtalten ſie auf die lächerlichſte Weiſe, indem ſie ſie ſehr bunt, weiß und roth anſtreichen. Sie wohnen einzeln und zerſtreut, und haben keinen Begriff von Städten und Dörfern. Ihre Hütten ſind aus Baumzweigen zuſammengeflochten, die ſie allem Ungemach der Jahreszeit und der Witterung Preiß geben, aber die meiſten unter ihnen entbehren auch dieſer geringen Bequemlichkeit, und begnügen ſich mit Hölen und holen Bäumen, die ihnen zur Wohnung dienen. In ſo koſtbaren Wohnungen darf man nun auch keine weniger koſtbaren Geräthe erwarten, die ſich dann auch alle in einer einzigen

Schüſſel, von dem neinlichen Metalle wie ihre Hütten, konzentriren. Bei ihren Wanderungen tragen die Männer ihre ſieben Sachen in einem Sack auf ihrem Rükken. Auch ihre Boote tragen ſie, wenn ſie ihrer bedürfen, auf dem Rükken, dieſe Boote ſind aus einer Baumrinde verfertigt, und nur die Bewohner der nordöſtlichen Küſte bedienen ſich der ausgehöhlten Bäume zu Booten.

Obgleich die Männer nicht übel gebaut ſind, ſo iſt ihre ganze Figur doch nichts weniger als angenehm, wozu dann ihr zottigter Bart, und ihr rauhes mit Fiſchzähnen und Muſchelſtücken beſpiktes Haupthaar, welche ſie mit einer Art von Harz feſtkleben, ſeinen großen Anteil beiträgt. Ihre Weiber hat Mutter Natur noch ſtiefmütterlicher verſorgt, die Männer gehen allerwenigſtens noch grade und aufgerichtet, aber die Weiber gehen immer mit dem Leib vorwärts gebükt, das gröſtentheils von ihrer höchſt ſonderbaren Gewohnheit ſehr lange auf einem Bein zu ſtehen herkömmt. Zur Vollkommenheit einer ſo ſchönen Bildung ſind ihre Geſichtszüge alle ſehr grob und unregelmäßig. Mit einer platten und breiten Naſe verbinden ſie noch ſchneeweiße Lippen und Augen, die die Natur von einem Meerkalbe lieh, und die Neuholländer damit beſchenkte, zirkelrund und groß. Die Einreibungen mit Fiſchthran, die ihre ohnehin nicht allzu feine und ſchöne Haut durch und durch ölt und beizt, geben einen ſo ſcheuß-

lichen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

etwas verbotenes enthalten können. In den Buttertöpfen wird mit eiſernen Spießen herumgeſtiert, und in den Käſen runde Löcher gemacht, ja viele Eier werden aufgebrochen, um ganz überzeugt zu ſeyn, daß ſie nichts verbotenes enthalten.

VIII. Die Neuholländer.

Alle Nachrichten, die wir von den ſogenannten unkultivirten Völkern allbereits beſizzen, ſind nicht ſo beſtimmt, wie ſie die Liebhaber der Völkerkunde wünſchen, am wenigſten aber ſind es diejenigen, die wir von den Neuholländern haben. Bis jezt können wir den Forſchern der Erdkunde noch wenig beſtimmtes und ausführliches über dieſe zahlreiche Nazion ſagen.

Die Sitten der Neuholländer ſind ſo roh und ungeſchliffen, als kaum ein Volk unter den andern wilden Nazionen; ſie ſind durchaus arm an allen Bedürfnißen des Leibes und der Seele. — Die Männer ſind von mittlerer Leibesgröße, dabei doch ziemlich ſtark von Kräften, wohl gebaut und gelenkig; ſie haben blendend weiße Zähne, die ſehr auf ihren dunkelbraunen Körper abſtechen; ihre Haare ſind ſchwarz, und ſie ſchneiden ſie, wie

ihren

...t von ſich, daß man ſie riecht, ehe
...ch ſieht. Bei einigen von ihren
...and man, daß ihnen die zwei vordern
... kleinen Fingers abgeſchnitten waren.
...r noch nicht im Stande, mit Gewiß-
...immen, ob dieſes Zeichen einen höhern
... Ehre oder Schande bezeichnet. Im
...heinen ſie auch wenig oder gar keine
...on Ungleichheit der Stände, und dem
...ines Menſchen vor den andern zu ken-
...n hat auch noch nicht entdekken können,
...nem Oberhaupt oder Anführer gehorchen.
... wenig weiß man etwas gewißes von ih-
...gionsmeinungen, ob ſie einen Begriff davon
...er nicht, ob ſie ein göttliches Weſen oder
...was ähnliches verehren oder nicht. Der ein-
...mſtand, daß ein Neuholländer einem Of-
... der einen Raben auf dem Korn hatte, um
... ſchießen, in den Weg trat, und lieber ſein
...aufgeopfert hätte, als zugegeben, daß der
... getödtet werde, läßt vermuthen, daß ſie
...öttliche Achtung gegen dieſen von Aas ſich
...nden Vogel haben mögen. Ihre einzigen
...fen ſind lange Lanzen oder Spieße von einem
...n Holze, an der Spize ſehr ſcharf zugeſpizt
... reichlich mit Zähnen von Haifiſchen beſezt.
... ſind ſo ſehr geübt, dieſe lange hölzerne Stan-
... in der Entfernung zu werfen, daß ſie Vögel
...m Flug damit treffen können. Sie bedienen ſich

Landes

ſchen Geſtank von ſich, daß man ſie riecht, ehe man ſie noch ſieht. Bei einigen von ihren Weibern, fand man, daß ihnen die zwei vordern Gelenke des kleinen Fingers abgeſchnitten waren, man iſt aber noch nicht im Stande, mit Gewißheit zu beſtimmen, ob dieſes Zeichen einen höhern Rang oder Ehre oder Schande bezeichnet. Im Ganzen ſcheinen ſie auch wenig oder gar keine Begriffe von Ungleichheit der Stände, und dem Vorrang eines Menſchen vor den andern zu kennen, man hat auch noch nicht entdekken können, ob ſie einem Oberhaupt oder Anführer gehorchen. Eben ſo wenig weiß man etwas gewißes von ihren Religionsmeinungen, ob ſie einen Begriff davon haben oder nicht, ob ſie ein göttliches Weſen oder dem etwas ähnliches verehren oder nicht. Der einzige Umſtand, daß ein Neuholländer einem Offizier, der einen Raben auf dem Korn hatte, um ihn zu ſchießen, in den Weg trat, und lieber ſein Leben aufgeopfert hätte, als zugegeben, daß der Rabe getödtet werde, läßt vermuthen, daß ſie eine göttliche Achtung gegen dieſen von Aas ſich nährenden Vogel haben mögen. Ihre einzigen Waffen ſind lange Lanzen oder Spieße von einem harten Holze, an der Spize ſehr ſcharf zugeſpizt und reichlich mit Zähnen von Haifiſchen beſezt. Sie ſind ſo ſehr geübt, dieſe lange hölzerne Stangen in der Entfernung zu werfen, daß ſie Vögel im Flug damit treffen können. Sie bedienen ſich

dieſer hölzernen Spieße zum Angriff ihrer Feinde, denen ſie beinahe ſo mördriſch werden, wie unſere Schießgewehre, und um Fiſche, einem Hauptzweig ihrer Nahrung, damit zu fangen. Ein Stück Baumrinde, das aber ſo hart iſt, daß ein Hieb und ſogar ein Schuß es ſchwer durchdringt, dient ihnen als ein Schild zur Gegenwehr. Außer dieſen ihren Lanzen, womit ſie die Fiſche ſo geſchikt zu treffen wißen, beſtehen ihre übrige Fiſchgeräthſchaften noch aus einem Fiſchhaken von Muſchelſchalen, und einer Angelſchnur von Baumrinde, die ſie zu Faden klopfen. Alle ihre übrigen Werkzeuge beſtehen aus einer Axt, ihr Holz damit zu hauen, die aus einem Steine gemacht iſt, und einem Meißel von einer Muſchelſchaale. Um ihre Felſenhölen und hole Bäume bewohnen zu können, brennen ſie ſie zuvor aus. Eine gewiße Art Inſekten, die ſich in dieſem Lande aufhalten, und deren Biß ſehr ſchmerzhaft iſt, macht es den Einwohnern nothwendig, ſich immer, ohngeachtet der großen Hize, die meiſt in dieſem Lande herrſcht, in der Nähe eines Feuers zu halten, denn zu ihren Speiſen haben ſie nur wenig Feurung nöthig, ſie braten zwar ihre Speiſe auf Kohlen oder zwiſchen heißen Steinen, dennoch eßen ſie ſie wohl nie warm. Aus dem ganzen Pflanzenreiche genießen ſie nur die einzige Yamswurzel.

Bei

Bei allen den Reizen, die die Männer der Neuholländiſchen Weiber doch vor der Eiferſucht ſichern ſollten, ſcheinen ſie dieſem Uebel dennoch nicht wenig unterworfen zu ſeyn, man hat noch kein Beiſpiel, daß einer ſein Weib nur auf einen Augenblik mit einem Europäer allein gelaßen hätte, ſie gaben es zwar zu, daß die Matroſen ihre Weiber mit allerlei Läppchen und Stükchen von buntfarbigtem Papier auszierten, aber näher durften ſie ſich ihnen nicht nahen. Weiber, die Kinder haben, tragen ſie auf den Schultern, und noch nie nahte ſich ein Weib den Gränzen der zu Jakſonsport errichteten engliſchen Kolonie.

Ein Hauptzug in dem Karakter dieſes Volks iſt Geringſchäzung alles deßen, was außer der Sphäre ihrer Bedürfniße liegt. Sie nahmen zwar die Geſchenke, die ihnen die neue Kolonie anbot, mit einem lebhaften Ausdruk von Freude an, aber ſehr ſchnell verſchwand dieſe Freude, und ſie warfen die kaum erhaltenen Geſchenke wieder hinweg. Beherzt ſind ſie gewiß nicht, ſie zeigen wohl zuweilen einen Ausbruch von Tollkühnheit, der aber ſogleich wieder verliſcht, ſo bald ſie Widerſtand finden: eine einzige Flinte kann hundert mit ihren mörderiſchen Spießen bewafnete in die Flucht jagen. Wo ſie ſehen, daß ſie nichts ertrozen können, können ſie auch zutraulich und freundſchaftlich thun, aber wehe dem, der unbewafnet

unter ihre Hände geräth, ſein lezter Augenblik iſt nahe!

IX. Die Tahitier.

Alle Reiſebeſchreiber vereinigen ſich zum Lobe dieſer liebenswürdigen Inſulaner; ſie können nicht aufhören, die gute Art zu rühmen, mit welcher ſie empfangen worden ſind. Ihre Gaſtfreiheit, das uneigennützige Betragen dieſer Inſulaner, und ihre Dienſtfertigkeit, die Sanftmuth ihres Karakters, und das Zutrauen, das ſie ſogleich zu den gelandeten Europäern faßten, zeichnen dieſes Volk ſehr vortheilhaft aus. Von allen dieſen vortrefflichen Eigenſchaften haben ſie vielfältige Beweiſe abgelegt; ſie haben Geſchenke ausgetheilt, wo ſie keine Wiedervergeltung erwarten konnten, ſie wurden auf das empfindlichſte beleidigt, und kaum dachten ſie auf Rache, eine kleine Vorſtellung hob ſogleich alle Feindſeligkeiten wieder auf. So wichtig ihnen auch die Kleinigkeiten der Korallen und rothen Federn waren, die ſie von den Europäern zum Geſchenk oder zur Vergeltung bekamen, ſo bedienten ſie ſich dennoch nie gewaltſamer Mittel ſie zu erlangen, die meiſten Male machten ſie zuerſt Geſchenke, und erwarteten eine Wiedervergeltung, oder wenn ſie keine Geſchenke zu machen

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

EINE TAHITISCHE TÆNZERINN.

chen haben, ſo bitten ſie, und ſchmeichlen ſie, daß Ueberwindung dazu gehört, ihnen zu widerſtehen; doch darf man auch nicht verſchweigen, daß ſie ſich gar nicht ſcheuen, Sachen mit Liſt zu ſtehlen, zu welchen ſie nicht im Guten kommen können, ein Laſter, von welchen ſogar die Vornehmſten unter ihnen nicht frei ſind, wofür ſogar ihre eigene Oberhäupter nicht ſicher ſind, und das die ernſthafteſte Vorkehrnng nöthig machte.

Ihre Leibesgröße gleicht der der Engländer, ihre Leibesfarbe iſt blaß mahagonybraun, ſie haben ſchöne ſchwarze Augen und ſchwarze Haare. Beide Geſchlechter durchlöchern ſich die Haut mit Stichen, und ſchmieren alsdann eine ſchwarze Farbe auf den durchlöcherten Stellen ein, wodurch ſie ſich nicht wenig, beſonders die gemeinen Leute, deren Lenden ganz damit bedekt ſind, verunſtalten. Ihre Augen ſind groß und ſchön, ihre Augenbraunen gewölbt, und mit einer ſchönen hervorſtehenden Stirne geziert, welche durch einen ſchönen Bart und Haarwuchs noch verſchönert werden; einige von ihnen raufen ſich zwar die Haare von den Lippen, der Bruſt und unter den Armen aus, das ſind aber nur wenige, und die Vornehmern laßen ſie ſtehen. Ob nun gleich ihre Frauenzimmer keine Schönheiten ſind, ſo wißen ſie ſich doch den Männern durch ihr einſchmeichlendes Betragen und gute Laune beliebt zu machen. Die Kleidung der Männer beſtehet aus einem Stück Zeug,

das ſie ſelbſt verfertigen, und das ſie um den Leib tragen, und aus einem ſolchen Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hat, um den Kopf durchſtekken zu können, und hinten und vorne über die Knie herabhängt; über dieſes Stük Zeug wird ein anderes ungleich feineres, das an Feinheit unſeren Neßeltüchern nicht nachſteht, und in unendlich viele Falten gekrümmt wird, angelegt. In dieſem heißen Klima werden die Mädchen ſchon in ihrem zehnten oft neunten Jahre reif, wobei nur zu bewundern iſt, daß ſie in Verhältniß ihres Frühreifwerdens dennoch lange fähig bleiben, Kinder zu gebären. Eine Koralle oder eine Feder könnte die ſprödeſte tahitiſche Schöne bewegen, dem Matroſen die lezte Gunſtbezeugung zu erlauben, dennoch ſind die Vornehmern bei weitem nicht ſo ausſchweifend, als die geringern, es ſcheint auch, als wenn die Prieſterinnen der Venus Vulgivaga eine eigene Klaße von Mädchen in dieſem Lande ausmacht. Auch hat man mehrere Beiſpiele von ehlicher Untreue, die beſonders dann eintritt, wenn die Weiber, wie das in dieſem heißen Klima ſehr bald geſchieht, zu altern anfangen, wo ſich dann die Männer ſehr leicht der Vergnügung mit andern Weibern überlaßen, und die Weiber hinwiederum, wenn ihnen ihre Männer nicht behagen, ſich einen oder nach Bedürfniß mehrere Liebhaber erlauben.

Die

Die ganze Inſel Tahiti iſt in verſchiedene Diſtrikte eingetheilt, die ihre verſchiedene Namen haben, und von verſchiedenen Oberhäuptern regiert werden. Dieſe Könige haben eine gewiße Zahl von Hofbedienten in ihren Dienſten, ſie beſchließen über Krieg und Frieden, machen Bündniße u. ſ. w. In ihrer Gegenwart müßen alle ihre Unterthanen ihre Oberkleider ablegen, und ſich zum Zeichen der Ehrfurcht die Schultern vor ihrem König entblößen. Die Könige wie auch die andern Großen, ſind insgemein ſchöner von Körper gebildet als die Geringern, und viel weißer, auch ſezzen ſie eine beſondere Ehre darein, gleich den Sineſern mit ſehr langen Nägeln zu prangen, zum Zeichen, daß ſie reich ſind, und nicht zu arbeiten nöthig haben; nur verunſtaltet der Anſaz, den die meiſten von ihnen zu einer ungeheuren Dicke haben, ihren ſonſt ſchönen Leibeswuchs. Die Verehrung, die ſie gegen ihre Könige zeigen, ſcheint mehr die Wirkung einer beſondern Vorliebe, die ſie gegen ſie hegen, zu ſeyn, als einer knechtiſchen Unterwerfung, und die Könige ſcheuen ſich nicht, zu mancher Zeit eben ſo, wie ihre Unterthanen, zu beſchäftigen, und z. B. ihre Kanot mit eigener Hand zu rudern. Eine einzige Perſon hat das Vorrecht, ihre Schultern in Gegenwart des Königs nicht entblößen zu dürfen, ein Vorrecht, das die Verwandte und Brüder, ja ſelbſt der Vater des Königs (denn die Väter treten bei ihren Lebzeiten ſchon ihre Re-

zierung ihren Kindern ab) nicht genieſſen. Man nennt dieſe Perſon Hoa oder Ehoa no te erih, d. h. Freund des Königs. Solcher ſogenannter Freunde hat der König zwölf, deren Dienſt am füglichſten mit dem eines Kammerherrn verglichen werden kann, und ſo wie dieſe, ihren Dienſt nach der Reihe haben.

Die Kriegsmacht der Tahitier beſteht gröſtentheils aus ihrer Flotte. Sie haben eine ſehr beträchtliche Anzahl groſſer doppelter Kriegs-Kanots, über deren Bauart man ſich nicht enthalten kann, zu ſtaunen, wenn man bedenkt, daß ſie ein bloſſes Beil, ein Meiſſel von Stein, ein Stükchen Koralle, und etwas ſcharfes Rochenfell, das ſie ſich zur Abglättung der Oberfläche bedienen, die einzigen Werkzeuge ſind, die ſie zur Verfertigung ihrer Kanots beſizzen. Dieſe Kanots ſind immer doppelt, das heiſt, es ſind deren immer zwei durch fünfzehn bis achtzehn Querbalken mit einander befeſtigt. Das Vorder- und Hintertheil ſteht einige Fuß über dem Waſſer hervor, beim Hintertheil, welchem ſie die Geſtalt eines Vogelſchnabels gegeben, beträgt dies oft an zwanzig Fuß. Zwiſchen den beiden hohen Hintertheilen iſt ein Stück weiſſen Zeugs ſtatt der Wimpel aufgeſpannt, das der Wind oft wie einen Segel aufbläſt, oft ſind dieſe Wimpeln mit Farben geſtreift, wodurch ſich die einzelnen Diviſſionen von einander unterſcheiden. Auf dem Hintertheil ſtehet eine krüppelhafte Men-

ſchen-

ſchen=Figur von ausgeſchnizter Arbeit auf einem hohen Poſten, und der Poſten ſelbſt iſt mit ſchwarzen Federbüſchen und andern Federn geziert. Auf dem Vordertheil des Kanots ſind für die Krieger Gerüſte auf vier bis ſechs Fuß hohen Poſten errichtet. Unter dieſem Gerüſte iſt eine Art Verdek, in welchen vierekigte Zwiſchenräume für die Ruderer angebracht ſind. Manches Kanot hat hundert und vier und vierzig Ruderer und acht Steuerleute. Die Kleidung der Krieger beſteht aus drei großen Stükken Zeug, die in der Mitte ein Loch haben, durch welches der Kopf geſtekt wird. Das unterſte davon iſt das längſte, und weiß von Farbe, das zweite etwas kürzer und roth, das dritte das allerkürzeſte und braun. Beinahe alle tragen Bruſtſchilde von geflochtener Arbeit mit Federn und Haifiſchzähnen künſtlich verziert. Helme tragen nur wenige. Dieſe Helme ſind nicht weniger als fünf Fuß groß; ſie beſtehen aus einer Art von Flechtwerk, das einem walzenförmigen Korbe ähnlich ſiehet, und wo der Vortheil des Flechtenwerks durch eine doppelte Lage verſtärkt iſt, welchen Theil des Helmes ſie durchaus mit grünen und weißen Taubenfedern beſezzen; am Rande befeſtigen ſie rund herum ſtralenförmig lange Schwanzfedern vom tropiſchen Vogel, wodurch ſie ein ſehr ſonderbares Anſehen gewinnen. Unter dieſer ſchwerfälligen Maſchine tragen ſie zur Bequemlichkeit noch ihren Turban von Zeug. Dieſe Ma-

ſchine iſt aber mehr zum Staat, als daß ſie ſie vor würklicher Gefahr ſchüzen könnte, und deshalb legen ſie ſie auch, wenn es zum Gefechte kömmt, ab. Die vornehmſten Befehlshaber unterſcheiden ſich durch lange runde Schwänze von grünen und gelben Federn, die ihnen über den Rükken herunterhängen. Der Admiral der Flotte trägt fünf dergleichen Federſchwänze, an deren unterm Ende einige Schnüre von Kokosfaſern und einzelne rothe Federbüſche beveſtigt ſind, und ſtatt des oben beſchriebenen Helms trägt er eine Art von Turban. Wenn die Flotte zum Krieg gerüſtet wird, ſo werden in jeden Kanot viele Lanzen, Streitärte, Keule und Steine gebracht, denn Pfeile kennen ſie nicht. Bei jeder Flotte ſind außer den doppelten Kriegs-Kanots auch nach Verhältniß kleinere, die zu Proviantſchiffen u. ſ. w. dienen, unter dieſen befinden ſich auch einige, die ſie E-wanot'Eatua, (Kanots der Todten) nennen; dieſe enthalten Piſangblätter, die für die Todten beſtimmt ſind. Bei einem Krieg gab der Diſtrikt von Atahurn als ſein Kontingent hundert neun und fünfzig doppelte Kriegs-Kanots, und neunzig kleinere; die ganze Inſel wird aber in drei und vierzig ſolcher Diſtrikte getheilt, daraus kann man nun bei einer leichten Berechnung auf die Größe der Flotte, die ſie aufbringen können, ſchließen. Ihre Manöuvers gehen mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. Sie haben eine

beſondere Weiſe, den Lanzen ihrer Feinde auszupariren. Sie ſtemmen die Spize eines Speers auf die Erde, und halten ihn mit einer Hand ſo, daß er einen Winkel mit ihrem Körper beſchreibt; ſobald ſie nun die Lanze ihres Feindes erbliken, halten ſie den Speer in der ſchiklichſten Richtung vor, und der Wurf geht fehl. Einige Reiſende melden uns folgendes von der Art, ihre Feinde auf dem Waßer zu bekriegen. Immer werden mehrere Kanots von einer Art Befehlshaber kommandirt, der ihnen durch einen grünen Zweig, den er in Händen hält, Signale giebt, ſich zu nähern oder zu entfernen, rechts oder links zu wenden. Indeß ſich die Kanote einander nähern, und wieder entfernen, um einen günſtigen Augenblick zum Angriff ihrer Feinde zu erſehen, ſchwingen die Krieger ihre Waffen, und machen allerhand Bewegungen und Zukkungen, ſich anzufeuern. Nachdem ſie ſich mehr als zwölfmal einander genähert hatten, glaubten ſie nun mit Vortheil angreifen zu können. Der Angriff geſchah am Vordertheil des Kanots; die Ueberwundenen verließen ſchnell das Schiff, und ſuchten ihre Rettung im Schwimmen. Man behauptet auch, daß ſie zuweilen ihre Schiffe am Vordertheil zuſammenbinden, und ſo lange fechten, bis alle Streiter der einen Partie getödtet ſind. — Die Ueberwundenen nehmen ſchnell die Flucht, und verbergen ſich in die Gebirge, denn ſie tödten ihre Gefangene, indem ſie ihrem Gott die Leiber der Erſchlagenen und die

noch Lebenden opfern, wobei ſie kein Alter noch Geſchlecht ſchonen. Bei dem Friedens-Vergleich müſſen die Ueberwundenen oft ganze Inſeln aufopfern. **Morai** nennen ſie den Ort, der ihnen ſtatt Tempel ihre Opfer darzubringen, und ihre Todten zu begraben dient, aber nur in einen beſonders geehrten Morai wird die königliche Familie begraben. Der Ort, wo ſie opfern, iſt etwas von dem Begräbnißplazze entfernt. Hier befinden ſich Gerüſte, auf welchen ſie die Opfer, die ſie den Göttern darbringen, legen; unter kleinern Gerüſten begraben ſie die zur Ehre der Götter hingerichtete Thiere und Menſchen. An dieſem Orte ſind verſchiedene Stellen durch Steine, Stücke Zeug ꝛc. bezeichnet, an welchen Stellen die Gottheit zuweilen ihren Siz haben ſoll. Eine beſondere Stelle iſt den Hirnſchalen der geopferten Menſchen eingeräumt. Man findet auch Begräbniß-Orte, die nur einzelnen Perſonen gewidmet ſind. Das ganze Gebäude beſteht meiſt aus übereinander aufgeführten Stufen, die mit hölzernen Pfählen umzäumt ſind, auf welchen menſchliche Figuren ausgeſchnizt ſind. In einer Entfernung iſt gemeiniglich ein Ort zum Opfern angebracht. Forſter ſah einen ſolchen Begräbniß-Plaz, wo einige Bäume ſtanden. In einer kleinen Entfernung befand ſich eine mit dikkem Buſchwerk umgebene Hütte, in welcher ein Leichnam in ein Stük weiſſes Zeug verhüllt lag. In einer andern ähnlichen Hütte ſah er einen Vorrath von Lebensmitteln

von

von ihrer Gottheit, und nicht weit davon einen in Matten eingewikkelten Vogel, der auf einem Pfahl lag, dabei ein betrübtes Weib, die den Todten beweinte. Ihre Trauerkleider ſind ſehr künſtlich und mit vieler Mühe verfertigt. Das Obertheil davon beſteht aus einem dünnen flachen Brete, zwei Fuß lang, und vier bis fünf Zoll breit, in Geſtalt eines halben Mondes, worein Löcher gebort ſind, durch welche, vermittelſt der Kokosfaſern vier bis fünf Perlmutterſchalen, an das Bret beveſtigt ſind. An den beiden Enden des Brets befindet ſich eine größere Perlmutterſchale, die mit grünen Taubenfedern ausgeziert iſt. In der Mitte des Brets ſind wieder zwei Perlmutterſchaalen befindlich, die einen Zirkel beſchreiben, und in deren Mitte wieder ein noch grösseres Stück Perlmutter, das mit einem stralenförmigen Zirkel von weißen Federn aus dem Schwanze des tropiſchen Vogels geſchmükt iſt. An dem untern Rande des Bretes hängt eine Art von Schürze herab, die aus zehn bis fünfzehn paralell herunterlaufenden Reihen kleiner Stükchen Perlmutter beſtehet, durchbort, und mittelſt der Kokosfäden aneinander gereihet und befeſtigt ſind. Dieſe Schürze iſt an den Seitentheilen länger als in der Mitte. Eine jede ſolcher Reihen von Perlmutterſtückchen endigt ſich mit einer Schnur aufgereihter Schnekken, oder europäiſcher Glaskorallen. Der Hauptſtaat der ganzen Kleidung ſind, die an den beiden Enden

des Bretes herunterhängende Büſche von grünen und gelben Federn. Durch zwei Schnüre wird das Ganze am Kopfe des Leidtragenden beveſtigt, daß die Schürze die Bruſt und Unterleib, das Bret aber den Hals und die Schultern bedekt, und das erſte Paar Muſcheln grad vor das Geſicht kommt, und damit der Leidtragende den Gebrauch ſeines Geſichts nicht entbehren müße, iſt in einer dieſer Muſcheln ein kleines Loch gemacht. Dieſe Maſchine iſt gewiß mehr als zwei Fuß höher, als die Perſon, die ſie trägt. Das übrige der Kleidung beſteht aus einem Stück Zeug, das in der Mitte ein Loch hat, durch welches der Kopf geſtekt wird, über dies wird noch ſo ein Stück Zeug angelegt, das ſo lange iſt, daß es bis auf die Füße herabhängt, und mit Reihen von Knöpfen von Kokosnußſchalen beſezt iſt. Dieſe Kleidung wird um die Lenden durch einen von weiſſem und braunem Zeug gedrehten Gürtel befeſtigt. Ein nezförmig geflochtener Mantel, beſezt mit großen blauen Federn, hängt den Rükken herab. Auf dem Kopf trägt der Traurende einen braun und gelben Turban. Eine Kappe aus Stükchen braunen, gelben, und weißen Tuchs fällt hinterwärts über den Hals und die Schultern herunter. In der einen Hand halten ſie ein Paar Perlmutterſchalen, womit ſie immer klappern, und in der andern einen mit Haifiſchzähnen beſezten Stok, womit ſie alle Tahitier, die ihnen das Ungefähr in die

de Hände gerathen läßt, verwunden. Cook beſchreibt uns die Zeremonie eines Menſchen-Opfers ungefär alſo: Der Leichnam deßen, der den Göttern geopfert werden ſollte, lag in einer Piroge, neben ihm ſaßen zwei Prieſter. Einer von den Gehülfen der Prieſter brachte eine junge Bananas, die er vor den König legte, ein anderer ein Bund rother Federn, mit Kokoshaaren überzogen, nachdem er den Fuß des Königs mit einer ſolchen Feder berührt hatte, begab er ſich zurük. Einer von den Prieſtern, die am Ufer bei der Piroge ſaßen, betete, und ſchikte von Zeit zu Zeit junge Bananas, die man auf das Schlachtopfer legte. Indeß hielt einer, der neben dem Prieſter ſtand, die Maro, und die Lade Eatooa. Alsdann verfügten ſich die Prieſter zu dem Leichnam am Ufer, beteten, und nahmen ihn unter verſchiedenen Zeremonien heraus, und zwar ſo, daß ſeine Füße gegen das Meer gekehrt waren, dann beteten die Prieſter wieder, und das Volk ſtimmte oft mit ein, während dem Gebet wurden dem Opfer einige Haare vom Kopf genommen, und das linke Aug ausgeſtochen, beide wurden in ein grünes Blat gewikkelt, und dem König überreicht, der ſie aber nicht berührte, ſondern dem, der ſie ihm überreichte, ein Bündel rother Federn gab, und ihm bald hernach noch andere rothe Federn nachſchikte. Von ungefär hörte man einen Vogel in dem Gebüſche flattern, und die Tahitier waren ſogleich bereit, ihre Gott-

 heit

heit in ihm zu erkennen. Nach einigen unbedeutenden Zeremonien umgaben die Prieſter den Leichnam, und der Oberprieſter redete über eine Viertelſtunde, und ſchien mit dem Verblichnen zu ſprechen, dann ſang er, und zwei andere Prieſter ein klägliches Gebet. Man riß nochmals dem Leichnam Haare aus, der Oberprieſter betete wiederum, wobei er die ihm von dem König geſchenkte Federn in der Hand hielt, die er dann einem andern Prieſter gab, der alsdann auch betete. Nun trug man den Leichnam an einen andern Plaz des Begräbnißortes, wo er wieder von den Prieſtern umgeben wurde, die beteten, indeß andere Prieſter ein zwei Fuß tiefes Loch gruben, in welchem der Leichnam verſcharrt wurde. Jezt wurde ein Hund erdroßelt, ſeine Haare an ein Feuer, das man indeß angemacht hatte, abgeſengt, ihm die Eingeweide aus dem Leib gerißen und verbrannt. Der Körper des Hunds ward mit Blut beſchmiert, und nebſt einigen übrig gebliebenen Eingeweiden den Prieſtern, die vor der Grube beteten, vorgelegt. Während des Gebets wurde zu verſchiedenen Zeiten die Trommel gerürt, und ein kleiner Knabe ſtieß dreimal durchdringende Töne aus, und endlich legte man den Hund auf ein für ihn beſtimmtes Gerüſt, das den oben beſchriebenen ganz gleich war. Die Prieſter erhoben nun ein lautes Freudengeſchrei, und die Zeremonie war geendigt. Den andern Tag nahm die Zeremonie wieder ihren Anfang.

fang, nur daß kein Menſch mehr geopfert wurde, ſondern Thiere, und der Maro und die Lade des Eatooa die gröſte Rolle dabei ſpielen. Der Maro iſt das Zeichen der königlichen Würde, womit die Könige eingekleidet werden, und aus einer Art von Gürtel beſteht. In der Lade des Eatooa glauben ſie, daß ihre Gottheit verborgen ſeie. Eine andere groſſe Feierlichkeit begehen ſie, wenn ſie Frieden ſchließen, dieſe Feierlichkeit ſcheint mehr die Beſtätigung des Vergleichs, als eine Danksagung an die Götter auszumachen. Sie haben auch eine Art von Propheten, niemand aber ſcheint auf ſie zu achten, ſie nennen ſich Eatooas, gebärden ſich wie Wahnwizzige, und ihre ganze Kleidung beſtehet aus Bananasblättern, die ſie um die Hüften anlegen. — Die Tahitier verſtehen auch die Kunſt, aus der Rinde von Maulbeerbäume den Zeug zu machen, deßen ſie ſich zur Kleidung bedienen. Sie bedienen ſich hiezu einer Art von vierſeitigem Hammer, in welchen Furchen eingeſchnitten ſind. Von Zeit zu Zeit wird die Rinde mit einer Art von Leimwaßer beſprengt.

X. Die Bewohner der Pelew- oder Palaos-Inſeln.

Die zuverläßigen Nachrichten, die wir von den Pelew- oder Palaos-Inſeln und ihren Bewohnern haben, danken wir den Engländern, die im Jahr 1783. durch Schiffbruch dahin verſchlagen wurden. Auch die Spanier haben uns einige Nachrichten von dieſen Inſeln gegeben, allein es vereinigen ſich mehrere Gründe, nach welchen man ihre Nachrichten ohnmöglich für philoſophiſch richtig an erkennen kann.

Die Bewohner dieſer Inſeln ſind größtentheils von mittlerer Leibesgröße, und von ſtarkem Muſkelnbau, alle ihre Gliedmaßen wohl und verhältnißmäßig gebaut, ihr Gang zeigt vielen Anſtand, und ſie ſind in allen ihren Bewegungen ſehr gelenkig. Die Farbe ihrer Haut iſt dunkel kupferfarbig; ſogar ihre Zähne ſind von ſchwarzer Farbe, welche Schwärze mit ihrem Speichel, der durch den anhaltenden Gebrauch der Betelnüße und des Chinam roth gefärbt wird, eine deſto häßlichere Wirkung thut. Sie tragen ihr langes ſchwarzes Haar hinten am Kopf in eine Loke gerollt. Die Beine tatowiren ſie von etwas über dem Knöchel an bis zu den Lenden ſehr ſtark, wodurch dieſe Theile von dunklerer Farbe, als der übrige Körper zu

ſeyn

Abba Tuille König
von Palaos.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ludi Gemahlin des Königs von Palaos.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ſeyn ſcheinen. Niemand trägt einen Bart, ſondern ſie reißen die Barthaare mit der Wurzel heraus; ihre Haut erhalten ſie durch das beſtändige Einreiben von Kokusnüßoel weich und glänzend. Bei dem erſten Beſuch, den die Wilden bei den Engländern, die ſich auf ihre Inſel geflüchtet hatten, ablegten, bemerkten die Engländer, daß jeder Vornehme von den Wilden ein Körbchen mit Betelnüßen, und ein ſchönes polirtes Bambusrohr in Händen hielt, in welchen ſie eine Art von Kalk hatten, der aus Korallengewächſen gebrannt war, und deßen ſie ſich bedienen, um die Betelnüße deſto ſchmakhafter zu machen. Sie kennen übrigens keine Art von Kleidung, ſondern gehen ganz nakend. Die Aufnahme der Engländer zeigte von einer auſſerordentlichen Milde des Karakters dieſer Wilden. Die Engländer hatten Gelegenheit, die Reſidenz-Stadt des Königs ſelbſt zu ſehen, und fanden auf ihrem Weg dahin viele ziemlich gut angelegte und bevölkerte Dörfer. Das ganze Land regiert der König, der einzelnen Rupaks die Regierung über einzelne Oerter aufträgt. Ob die Würde dieſer Rupaks erblich ſey, hat man nicht erfaren können, ſo viel iſt gewiß, daß auszeichnende verdienſtvolle Handlungen mit der Würde eines Rupak belohnt werden können. Der König zeichnet ſich in ſeinem Aeuſſerlichen nicht von ſeinen Unterthanen aus; er hatte aber keine ſolche Zierrathen an ſeinem Arm, wie ſeine Vornehmen, und trug auf der Schulter

ein

ein eiſernes Beil, das ohne durch etwas beveſtigt zu ſeyn, vermöge ſeinem ſcharfen Winkel, feſt an der Schulter anlag; das einzige eiſerne Beil auf der ganzen Inſel. Sie ſezzen ſich nie anders als mit dem Hintern auf den Ferſen. Bei der erſten Zuſammenkunft der Engländer mit den Vornehmen und dem König ſahen ſie, daß jeder von den Vornehmen einen Engländer beſonders in die Augen faßte, dies iſt eine beſondere Gewohnheit unter dieſen Wilden, daß ein jeder ſich einen beſondern Freund wählt, dem er ſeine Freundſchaft thätig beweist. Ein Betragen, das die Engländer, die von dieſer Gewohnheit noch nicht unterrichtet waren, anfänglich ſehr beunruhigte. Wie der König zu Waßer ankam, erkannten ſogleich die Eingebohrnen das Kanot des Königs vor den übrigen daran, daß die Ruderer mit ihren Ruderſchauflen das Waßer hoch in die Höhe ſprüzten, und dieſe mit großer Geſchiklichkeit ſich über die Köpfe warfen. Wie der König ſich wiederum zurük begab, ließ einer von ſeinen Leuten einen durchdringenden Laut hören, wodurch das ganze königliche Gefolge, das ziemlich anſehnlich war, und ſich überall herum zerſtreut hatte, auſſerordentlich ſchnell verſammelt wurde. Einige der Vornehmen tragen um den Arm ein polirtes Armband von Fiſchknochen; dies iſt ein beſonderes Ehrenzeichen, das der König den Perſonen ſeiner Familie, und den vornehmſten Bedienten

dienten des Staats ertheilt. Ihre gewöhnlichen Speiſen ſind Kokosnüße, gekochte Yamwurzeln, die ſie auf vielerlei Art zuzurichten wiſſen, verſchiedene Schaalthiere und Fiſche, Tauben und Schildkröten, welche leztere nur zu den vorzüglichen Lekkerbisſchen der Großen gehören. Bei einem groſſen Gaſtgebote nach einer Schlacht, dem die Engländer beiwohnten, ſahen ſie, daß die Gäſte in einem groſſen Gebäude bewirthet wurden, wo ſie längſt den Seiten hinſaßen; einem jeden Rupack nebſt ſeiner Frau und Kindern wurde ihre Portion auf einem großen Piſangblatte gebracht, obgleich ſie ſich bey ſehr großen Feierlichkeiten gewöhnlich Schüßeln von Schildplatten und hölzerner oder thönerner Teller bedienen. Bis der König das Wort Munga ausgeſprochen hatte, durfte niemand einen Bißen anrühren. Nachdem das Mahl geendigt war, fegte ein jeder die Brokken von den Rizzen der Diehlen weg; bald darauf wurden Matten gebracht, die Lichter ausgelöſcht, und die ganze Geſellſchaft begab ſich zur Ruhe. Während der Mahlzeit war das ganze Gebäude mit ſehr vielen Fakkeln oder Lichtern beleuchtet. Dieſe Fakkeln werden aus Harz gemacht, die mit vielen kleinen Stükchen Holz vermiſcht ſind, und damit ſie nicht an den Händen ankleben, mit langen Blättern umwikkelt ſind. Sie verſtehen auch eine Art von Süßigkeiten, aus den Körnern von alten Kokosnüßen zu verfertigen; dieſe Körner werden fein wie

Mehl

Mehl geſchabt, mit Sirop vermiſcht, und bis zu einer Art von Konſiſtenz eingekocht. Der Teig wird, wenn er noch warm iſt, in Blätter eingewikelt, wodurch er endlich eine ſolche Härte erhält, daß man ihn kaum mit dem Meßer ſchneiden kann. Dennoch wollte dieſes Konfekt den engliſchen Matroſen nicht behagen.

Die gewöhnliche Beſchäftigung der Männer, iſt Kokosnüße zu ſammeln, Holz zu fällen, oder ſich Spieße und Lanzen zu ſchnitzen. Die Weiber hingegen beſchäftigen ſich gröſtentheils auf den Yamsfeldern; auſſerdem flechten ſie auch Körbe und Matten, und warten ihren Kindern. Ihre Waffen beſtehen aus fünf bis ſechs Fuß langen Wurfſpießen von Bambusrohren, mit Spizen von Betelnußholz verſehen, die aber nur im Handgemenge gebraucht werden können; in der Ferne bedienen ſie ſich größerer Spieße, die vermittelſt eines zwei Fuß langen Stokes, der eingekerbt iſt, auf den Feind geworfen werden. Wenn ſie eine Schlacht mit ihren Feinden liefern wollen, ſo verſammeln ſie ſich vor Tages Anbruch, aber nie greifen ſie den Feind vor Tag an, ſondern warten bis es helle wird, obgleich der Krieg immer ſchon lange zuvor angekündigt iſt, ſo unterreden ſich die Könige von beiden feindlichen Armeen, dennoch kurz vor der Schlacht, um zu verſuchen, ob die Feindſeligkeiten nicht friedlich beigelegt werden können. Muß es ſchlechterdings zur Schlacht kommen, ſo wirft

der

der König ſeinen Speer gegen den Feind, der die Höflichkeit ſogleich erweidert. Nun befielt der König in die Muſchelhörner zu blaſen, und giebt durch eine Bewegung des in Händen habenden Bambusrohrs das Zeichen zum Angriffe. — Um die Befehle des Königs den einzelnen Kanoes mitzutheilen, bedienen ſie ſich einer Art beſonders leichtgebauten Kanoes, die unglaublich ſchnell rudern. So bald einer gefangen wird, reißt er ſein Haar am Kopf aus, zum Zeichen, daß er bereit iſt, den Tod zu empfangen, welches auch unausbleiblich ſein Schikſal iſt; denn alle Gefangene werden getödtet.

Ein Leichenbegängniß, dem die Engländer beiwohnten, beſchreiben ſie uns folgendermaßen; ſie wurden nach einer kleinen Inſel geführt, wo ſie vier bis fünf verlaſſene Wohnungen rund um ein vierekigtes Pflaſter fanden. Hier wurde ein Bote abgefertigt, nach deßen Zurükkunft ſie eine halbe Meile weiter giengen, und auf ein ähnliches Gebäude ſtießen, wo eine Menge Yams- und Kokosnüße aufgethürmt lagen; hier wurden ſie mit Erfriſchung bewirthet. Nach der Mahlzeit erhuben verſchiedene Weiber in einer Entfernung verſchiedene Mahl ein Klagegeſchrei, die Engländer begaben ſich ſogleich nach dem Ort hin, und ſahen, daß eine Menge Weiber einer Leiche folgten, die auf einer Bahre von Bambusrohren von vier Männern getragen wurde. Dieſe vier Männer waren die einzigen Perſonen männlichen Geſchlechts bei

dem

dem ganzen Zuge. Der Leichnam wurde ohne alle Zeremonie in eine Grube verſcharrt, welche die Umſtehende mit ihren Händen und Füßen mit Erde zuwarfen, wobei die Weiber in ein klägliches Geſchrei ausbrachen, und ſich ſtellten, als wollten ſie den Leichnam wieder herausreißen. Wegen des ſchlechten Wetters flüchteten ſie ſich ein Haus, wo der Vater des Erblichenen war; dieſer gab einem alten Weibe einen Auftrag, das dann zurük kam, und ihm zwei alte Kokusnüße, ein Büſchel Betelnüße mit den Blättern, und etwas rothen Oker brachte. Nun nahm der Vater eine Kokusnüße fuhr kreuzweiß mit Oker darüber her, und legte ſie neben ſich. Nachdem er nun einige Minuten in Gedanken vertieft geſeßen hatte, murmelte er einige Worte, und beſtrich nun die zweite Kokosnüſſe gleich der erſten, worauf er wiederum in Gedanken vertieft zu ſeyn ſchien. Nach einiger Zeit kam das alte Weib wieder, und der Trauernde übergab ihr die Betelnüße, nebſt den beiden Kokusnüßen, die ſie auf das Grab des Erblichechenen trug, wohin ihr zu folgen, die Engländer Bedenken trugen.

XI. Die Kamtſchadalen.

Die Kamtſchadalen ſind eines der ſchmuzigſten Völker: Waſchen und andere Geſchäfte der Reinlichkeit

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kamtſchadalen.

keit kennen ſie nur dem Namen nach; ſie eßen mit den Hunden aus einer Schüßel; nie kämmen ſie ſich, noch beſchneiden ſie ſich die Nägel. Durch dieſe auſſerordentliche Unreinlichkeit werden nothwendig Inſekten erzeugt, welche ſie ſich aber nicht die Mühe nehmen, herabzukämmen, ſondern viel lieber, wenn ſie ihnen allzubeſchwerlich fallen, Händeweis herunter krazzen, und — eßen. Sie haben den gröſten Abſcheu vor aller Arbeit, und fröhnen nur ihrer Faulheit, oder ſinnen auf Befriedigung ihrer Lüſte. Tänze, Geſänge, Erzählungen von Liebesgeſchichten ſind ihre meiſte Beſchäftigungen, deshalb ſie nur für ihre augenblikliche Bedürfniße ſorgen, und ſich gar um die Zukunft nicht kümmern. Müßen ſie dieſe Ergözlichkeiten entbehren, ſo hat auch das Leben keinen Reiz mehr für ſie, und ſie wählen einen freiwilligen Tod. Die Ruſſen mußten bei ihrer Ankunft in dieſes Land alle Kunſtgriffe anwenden, dem einreiſſenden Selbſtmord zu ſteuern. Bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung kennen ſie freilich nicht den geringſten Begriff von Reichthum, noch von Ehre. Die chriſtliche Religion iſt von den Rußen nach Kamtſchatka gebracht worden, aber die Einwohner ſind ſo zu ſagen nur getauft, denn die andere Pflichten, die ihnen die Religion auflegt, erfüllen ſie keineswegs, woran gröſtentheils die Unfähigkeit ihrer Pfaffen oder Popen Schuld ſeyn mag. Ihre Kleidung beſtehet aus dem Oberkleide, wel-

ches ſie Parke nennen, und den Kitteln unſrer Fuhrleute gleicht; gewöhnlich iſt es aus Rennthierfellen oder aus ſonſt einer Thierhaut, welche auf einer Seite gegerbt iſt, verfertigt. Unter dieſem tragen ſie lange Hoſen, von eben dem Leder, und auf dem Leib ein kurzes und ſehr enges Hemde, entweder aus Nankin oder aus Baumwollenzeuge; die Frauen haben ein ähnliches aus Seide. Beide Geſchlechter tragen Stiefeln im Sommer aus Ziegenfellen, oder aus gegerbten Hundsfellen, und im Winter aus Meerwolfsfellen, oder von den Häuten von Rennthierfüßen. Die Männer bedecken ſich zu jeder Jahreszeit den Kopf mit breiten ausgefütterten Müzen; im Sommer ziehen ſie ein längeres Hemde von Nankin oder von Fellen ohne Haare an, das eben ſo, wie das Parke gemacht iſt, und auch dieſelben Dienſte verſiehet. Ihr beſtes und feſtlichſtes Kleid iſt eine Parke mit Otterfellen und Samt, oder einem andern köſtlichen Pelzwerk beſezt. Die Frauen hingegen gehen eben ſo, wie die rußiſchen gekleidet.

Ihre meiſte Nahrung beſtehet aus getrockneten Fiſchen, welche zu verſchaffen, das Amt der Männer iſt, indeß es das Geſchäft der Weiber iſt, das innere Haußweſen zu beſorgen, Früchte und gewiße Pflanzen aufzuſuchen, welche nächſt den Fiſchen ihre Lieblings=Nahrung ausmachen. Wenn die Weiber dieſe Winter=Proviſionen einſammlen, ſo ſind dies eben ſo viel Feſttage für ſie, wo ſie

ſich

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau von Kamtchatka.

allen den Ausſchweifungen überlaßen, die der ...elloſeſte Muthwille eingeben kann, ohne Scham ... Furcht. Ihre Küche iſt nichts weniger, als ...erhaft; den gröſten Theil ihrer Fiſche eßen ſie ...meiſt noch ganz blutig und ungekocht. Ihre gröſte ...ſerſpeiſe iſt eine Art von Lachs, den ſie in eine Grube vergraben, und erſt dann mit rechtem Wohlbehagen ſpeiſen, wenn er zu faulen anfängt. Wahre Eingeborene oder eigentliche Kamtſchadalen unterſcheiden ſich von den Ruſſen und Meſtizen dadurch, daß ſie gemeiniglich unter der gewöhnlichen Mannsgröße ſind, ein rundes und breites Geſicht haben, kleine tiefliegende Augen, dike hervorſpringende Wangen, eine platte Naſe, ſchwarze Haare, und faſt gar keinen Bart; die Farbe ihrer Haut iſt braun. Leſſeps wohnte einem Ball bei, wo er verſchiedene Frauen nicht nur nicht häßlich, ſondern manche unter ihnen wirklich ſchön fand, und zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen ſahe er hier franzöſiſche Contre-Tänze und Menuets aufführen; ihre Toiletten waren nichts weniger, als vernachläſſiget, und ihre Geſchmeide von ziemlichem Werth. Freilich waren es keine eigentliche Kamtſchadaliſche Damen, ſondern mehr ſolche, die aus der Vermiſchung dieſer Nazion mit den Ruſſen und Meſtizen entſtanden waren. Ihre Männer ſind nichts weniger als eiferſüchtig, und laßen ſich über dieſen Punkt mit der gröſten Gefälligkeit behandlen. Ihr Tanz und ihre Geſänge

 haben

haben nicht viel einnehmendes. Sie beſtehen darinn, daß man gewiße ſchwere Bewegungen des Körpers, oder vielmehr Verdrehungen nach dem Takte macht, indem man zugleich aus dem Schlunde einen tiefen gezwungenen Ton herausholt, der beinahe wie ein lang gezogenes Schluchzen klingt, womit man den Takt der Melodie bezeichnet, der von der Verſammlung geſungen wird. Die Worte zu dem Liede haben mehrentheils keinen Sinn. Eins der gröſten Vergnügen beim Tanz beſteht darin, daß ſie die Bewegungen der Thiere nachahmen, denen ſie auf der Jagd nachſtellen. Beſonders viel Talent zeigen ſie, den Bären nachzuäffen; ſie drüken ſeinen plumpen ſchwerfälilgen Gang ſehr natürlich aus, ſeine beſondren Empfindungen und Stellungen, die Jungen und ihre Mutter, die verliebten Scherze des Männchens und Weibchens, ihre Unruhe, die ſie bliken laſſen, wenn ſie jemand ſtöhrt, und dergleichen mehr. Es giebt in Kamtſchatka wenig Pferde, dafür verſehen aber die Hunde ihre Dienſte, dieſe ſind auch nichts weniger, als koſtſpielig zu ernähren, denn ſie begnügen ſich mit den Ueberbleibſeln vom verfaulten Fiſchen, und auch dieſe Nahrung reichen ſie ihnen nur zu der Zeit, wenn ſie ihnen unentbehrlich ſind; im Sommer läßt man die gröſte Anzahl davon laufen, und überläßt die Sorge ſich zu ernähren, ihnen ſelbſt, das ſie auch ſehr gut verſtehen; ſo wie der Winter nahet, kommen

men ſie, mit einer gewiſſenhaften Treue wieder von ſelbſt zu ihren Herrn zurük. Nach der ſchweren Arbeit, die dieſe Hunde aushalten müßen, ſollte man ſie ſich als beſonders ſtark denken, ſie ſind es aber in der That nicht ſo ſehr, und gleichen ſo ziemlich unſern Schäferhunden. Kein Kamtſchadale beſizt weniger, als fünf ſolcher Hunde. Um bequemer die Männchen und Weibchen zuſammen ſpannen zu können, werden ſie kaſtrirt, und nur wenige aufbehalten, die Zucht fortzupflanzen. Gewöhnlich ſpannt man ſie paarweis vor einen Schlitten, vorne iſt nur einer, der zum Wegweiſer dient. Dieſer Leithund verſtehet auf das genaueſte die Ausdrüke, durch welche ſein Führer ſeinen Weg lenkt; wenn er ſie rechts will laufen laſſen, ſo ſchreit er tagtag, tagtag; ſollen ſie links gehen, ſo ruft er ihnen kougha, kougha zu; ſollen ſie ſtille ſtehen, Ah, ah; ſollen ſie aber wieder fort gehen, ſo ruft er ihnen Ha, zu. Sie werden durch Riemen angeſpannt, die ſtatt der Geſchirre dienen, und die an den Schlitten beveſtigt ſind. Der Schlitten ſieht einem länglichen Korb ähnlich, iſt ohngefär drei Fuß lang, und kaum einen breit. Dieſe Art von Korb, die den obern Theil des Schlittens ausmacht, iſt von ſehr dünnem Holze; der obere Rand davon erhebt ſich in Geſtalt einer Vaſe, da wo der Führer ſizt, iſt eine Bärenhaut angeſpannt. Dieſer obere Theil des Schlittens iſt ohngefär drei Fuß von der Erde erhoben, und ruht auf vier Füßen, die zu Stüzen und zu Felleiſſen

dienen. Der Führer hält blos einen gebogenen Stok in der Hand, der ihm ſtatt des Leitzaumes, und ſtatt der Peitſche dient. An dem einen Ende des Stockes ſind Schellen angemacht, mit welchen man die Hunde von Zeit zu Zeit antreibt. Sehr gut abgerichtete Hunde kann man auch ohne allen Zuruf blos mit Zeichen dieſes Stokes regieren. Es gehört aber eine gewiße Geſchiklichkeit und Uebung dazu, um auf dieſen Schlitten fahren zu können, die man nur durch lange Uebung erlernt.

Die Weiber gebähren ſelten mehr als zehn Kinder; meiſt nur vier bis fünf; wenn ſie ein Alter von vierzig Jahren erreicht haben, verlieren ſie die Hofnung, mehr Kinder zu empfangen. Sie kommen ſehr leicht nieder, und leiſten einander unter dieſen Umſtänden Hülfe; doch giebt es auch einige Hebammen von Profeßion unter ihnen, die aber ſehr ſelten anzutreffen ſind. Die Zufälle und eine unglükliche Niederkunft, die ſo ſehr viel Mütter in andren Ländern wegraft, ſind hier weit ſeltener, als eine plözliche Niederkunft auf den Feldern, auf Wegen und allerwärts, wo die Geſchäfte ihres Hausweſens die Weiber hinzurufen pflegen. In dieſem Falle ſollen ſie ſich der Sage nach, ihrer Haare bedienen, um die Nabelſchnur zu beveſtigen; ſie bringen dann ſelbſt ihre Kinder nach Hauß, und geben ihnen gleich die Bruſt. Es giebt Mütter, die noch ihren vier bis fünfjährigen Kindern die Bruſt geben; hiernach mag man

man von ihrer ſtarken Natur ein Urteil fällen. Im Ganzen bringen ſie aber ihr Leben nicht höher, als die Ruſſen.

Die Kamtſchadalen ſind frei, und ſollen der Regierung von Rußland nur einen gewißen Tribut an Pelzwerk, der an ſich nicht beträchtlich iſt, im Ganzen aber doch eine beträchtliche Summe ausmacht, geben. Wenn ein Kamtſchadale heirathen will, ſo begiebt er ſich einige Zeit zu den Eltern des Mädchens, um welche er wirbt, in Dienſt; iſt man ihm nicht hold, ſo wird er nach einiger Zeit mit einer geringen Belohnung zurükgeſchikt; finden ihn aber die Eltern annehmlich, ſo ſtehen ſie ihm ihre Tochter zu. Jezt aber muß er die gröſte Sorgfalt und Mühe darauf verwenden, die Braut wegzubringen, die er nicht eher die Seinige nennen kann, bis er ſich ihrer in ſo weit bemächtigen kann, daß er ſie aller Kleider beraubt, und nakend entblößt. Hierzu muß er nun eine Gelegenheit ſuchen, wo er ſie ganz allein, oder doch nur in Geſellſchaft von wenigen Weibern antrift, denn alle Weiber ſtehen ihr bei, und behandlen den armen Bräutigam oft auf das grauſamſte. So bald er ſo glüklich geweſen iſt, ſeine Braut ganz zu entkleiden, ſo will er ſich entfernen, die Braut aber erklärt ſich für überwunden, ruft ihm mit ſanfter Stimme zurük, und wirft ſich in ſeine Arme. Man hat Beiſpiele, daß dergleichen Verſuche oft viele Jahre dauern, und daß

 der

der Bräutigam oft eher durch die üble Behandlung der Weiber zum Krüppel wird, bevor er die Braut erhält. So bald ſich das Mädchen einmal für überwunden erklärt hat, bedarf es keiner weitern Hochzeits-Zeremonien, ihr Freiwerber hat ſogleich das Recht bei ihr zu ſchlafen. Nach einiger Zeit beſuchen das neue Paar ihre Eltern, und dann erſt wird das Hochzeits-Feſt gefeiert. Eheſcheidungen ſind weder gebräuchlich, noch erlaubt. Ihre Teſtamente werden auf das gewiſſenhafteſte erfüllt. Ihr Vermögen nach ihrem Tode fällt ihrem nächſten Erben anheim, wenn ſie es nicht andern vermacht haben. Ihre Leichen werfen ſie ihren Hunden zum Fraß vor; denn ein todter Kamtſchadale, der von Hunden verſpeiſt wird, ſoll dadurch in jener Welt mit deſto ſchönern Hunden fahren. Oft laßen ſie die ganze Hütte ſtehen, in welcher der Todte gewohnt hatte, und beziehen eine neue. Alle Kleider eines Todten werden weggeworfen, denn der Aberglaube lehrt, daß den ein früher Tod ereile, der dergleichen Kleider trägt.

Die Jagd iſt nächſt der Fiſcherei, ihr vornehmſtes Gewerbe, beſonders iſt die Jagd der Bären für Europäer auffallend. Oft ſtellen ſie ihnen Fallen. Unter einer ſchweren Klappe, die auf einem langen Gerüſte ruhet, wird eine Lokſpeiſe angebracht, und ſo bald der Bär ſie verſchlingen will, fällt die Klappe zu, und zerſchmettert ihm den

Kopf;

Kopf, oft wird auch zugleich der ganze Körper verquetſcht. Allein es kann oft ein ganzes Jahr anſtehen, bis ſich ein Bär in einer ſolchen Falle fängt. Da ſie auf dieſe Art nur ſelten eines Bären habhaft werden können, ſo müßen ſie ſich einer andern Art bedienen, die mehr Geſchiklichkeit und Muth erfordert. Oft gehet ein einziger Kamtſchadale ganz allein, ohne alle Begleitung auf dieſe Jagd, alle ſeine Waffen ſind eine Art Karabiner mit ſehr dünner Kolbe, ein Spieß oder Faugeiſen, und ſein Meßer. Ein Bindelchen von ohngefär zwanzig kleinen Fiſchgens ſind ſeine ganze Nahrung auf der Reiſe, die oft eine ganze Woche lang dauert, während welcher Zeit der Kamtſchadale ſich immer in Geſträuchen, oder im Schilfe am Geſtade der Flüße verſtekt aufhält, und immer auf den Augenblik lauert, wo der Bär zum Vorſchein kommen werde. Das Gewehr pflanzen ſie, ſobald ſie ſchießen wollen, auf eine zweizakigte Krücke, ohne welche ſie nicht ſicher ſchießen können, aber mittelſt welcher ſie ſelten ihren Schuß fehlen, und gemeiniglich den Kopf oder die Schultern des Thiers treffen, welches ſeine empfindlichſten Theile ſind. Immer müßen ſie ſich bereit halten, ſchnell laden, und einen zweiten Schuß thun zu können, nicht immer aber haben ſie die Zeit dazu, denn wenn der Bär nicht ſo tödtlich verwundet iſt, daß er ſogleich zu Boden ſtürzt, ſo läuft er mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf den

Jäger zu, um ihn zu zerreiſsen; zuweilen nimmt aber der Bär, ob er gleich verwundet iſt, die Flucht, und denn gehet man der Spur nach, die ſein Blut giebt, wo man ihn denn meiſt todt, oder mit dem Tode ringend antrift. Uebereilt ſie der Bär ſo geſchwind, daſs ſie keinen zweiten Schuſs abfeuren können, ſo müſsen ſie ihre lezte Zuflucht zum Fangeiſen nehmen, und dem Thiere einen tödtlichen Stoſs beizubringen ſuchen. Wenn die Erde im Winter mit Schnee bedekt iſt, ſo ſchläft der Bär in dem Bau oder in der Wohnung, die er ſich im Herbſt aus Reiſern und Geſträuchen gemacht hat, und lekt an ſeinen Tatzen. Hier ſuchen ihn die Kamtſchadalen auf, ſuchen ihn mit ihren Hunden herauszuhezen, oder tödten ihn auch oft in ſeinem Bau ſelbſt. Die Gefahr und der zweifelhafte Ausgang, das tägliche Beiſpiel ihrer dabei umkommenden Landesleute hält ſie nicht ab, ſich immer wieder dieſer Gefahr auf das neue auszuſezen. Sie machen auch auf andere Thiere, z. B. Rennthiere, wilde Widder, (Diki = barani) Füchſe, Fiſchottern, Biber, Zobel, Haaſen, und dergleichen mehr mit mehrerem Glük und weniger Gefahr, Jagd. Sie verlaſsen oft mehrere Tage hindurch ihren Stand auf der Jagd nicht, fehlt es an Mund = Vorrath, ſo faſsen ſie oft den Entſchluſs zu faſten, aber nach glüklich vollbrachter Jagd halten ſie ſich für ihr Faſten wiederum ſchadlos, indem ſie oft auf

der

der Stelle den ganzen Ertrag der Jagd verzehren.

Die Kamtſchadalen haben ihre Sommer- und Winterwohnungen, die erſteren nennen ſie Balagens, dieſe ſtehen dreizehn bis vierzehn Fuß hoch über der Erde auf Pfähle geſtüzt; der Grund des Hauſes ſind zuſammengefügte Balken mit Lehm bedekt, über dieſen Grund erhebt ſich das ganze Gebäude in Form eines kegelförmigen Daches, das aus einigen Balken beſtehet, an deren Seitenwänden mehrere Blatten in die Quere befeſtigt ſind, die wiederum mit Stroh, oder einer Art von troknem Graſe bedekt ſind. In dieſem Behältniß, das nur eine einzige Stube iſt, leben ſie. In der Mitte dieſes Behältniſſes iſt ein Loch, durch welches der Rauch hinaus kann, wenn ſie Feuer zum Zurichten ihrer Speiſen angemacht haben. Sie haben keine Fenſter, und nur einige ſchwache Stralen von Tageslicht fallen durch die niedrigen und ſchmalen Thüren herein. Die Treppe, um zum Eingang dieſer koſtbaren Paläſte zu gelangen, iſt ein Baum, in welchem, ſtatt der Stufen, nur Vertiefungen eingehauen ſind, das eine Ende des Baums liegt auf der Erde, und das andere Ende paßt an der Thüre des Gebäudes an. Da die in dieſem Baume eingehauene Vertiefungen kaum den Namen von Stufen verdienen, der Baum ſelbſt auch noch ganz unbehauen und rund iſt, ſo läuft derjenige, der noch nicht

ge-

Ein Mann vom Nootka ſund.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau von Nootka ſun

oder Blaſen verſchiedener Thiere, bisweilen auch Scheiben von Kalk, leztere ſind aber auch ſchon eine Art von Luxus. Dieſe Fiſchhäute ſind ſo abgeſchabt und zubereitet, daß ſie etwas durchſichtig ſind, doch kann man bei weitem nicht alle Gegenſtände deutlich durch dieſelben erkennen.

XII. Die Bewohner der Nordweſt-Küſte von Amerika.

Die Bewohner dieſes groſſen Strichs Landes haben bei weitem nicht einerlei Sitten, und dieſelben Gebräuche, in beiden weichen ſie oft gar ſehr von einander ab. — Das Klima dieſer Länder gehört mit zu den gemäßigten, doch iſt es ſehr veränderlich, es kommt dem Klima von England ſehr nahe, obgleich es nicht ſo gemäßigt iſt. Das Land iſt ſehr reich an Thieren aller Art, die ſehr ſchönes Rauchwerk liefern, als Marder, Bären, Damhirſche, Füchſe, Wölfe, Hermeline, wilde Katzen, weiße Bären, Wölferine, und auch Thiere, die die Engländer nicht kannten, vielleicht auch Elendthiere, Büffel und Muſathiere, doch kann man nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob dieſe leztere Thiere ſich hier aufhalten; die Europäer ſahen nie die Thiere ſelbſt, ſondern nur die

die Häute davon, die meiſtentheils ſo ſehr verſtümmelt waren, daß man die Thiere, denen ſie zugehörten, nur muthmaßen konnte. Dixon ſchäzt die Zahl aller Einwohner auf ohngefähr 100,000. Die Weiber ſind ſehr fruchtbar, und die Bewohner dieſer Küſten ſind ſo glüklich, faſt keine von den hunderttauſend Krankheiten zu kennen, die der Luxus und die Wolluſt den geſittetern Nazionen zugebracht hat. Die Bevölkerung müſte um deswillen auſſerordentlich und ungleich beträchtlicher ſeyn, als ſie wirklich iſt, wenn nicht unaufhörliche Kriege, die durch ihre grauſame Gemüthsart und die gefährliche Beſchaffenheit ihrer Waffen tödtlich werden, ſo viele Menſchen wegraften. Auch der Fiſchfang koſtet ſehr vielen das Leben, ſie müßen ſich um deswillen oft ziemlich weit in die See begeben, und dann koſtet die kleinſte Unruhe auf dieſem Elemente vielen bei der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Kanots, das Leben.

Die Einwohner ſind im allgemeinen von mittlerer Größe, und ihre Gliedmaßen ziemlich gut gebaut. Alte Perſonen ſind faſt immer mager, aber auch unter den jüngern fanden die Engländer nie einen, der korpulent ausſah. Hohe hervorſtehende Bakenknochen, und kleine Augen unterſcheiden ſie von den Europäern, die Farbe ihrer Haut kann man wegen den dicken Schichten von Schmuz und Farbe, mit welchen ſie ſich bemalen, nicht recht wohl beſtimmen, einige, die man bewog, ſich

zu

oder Blaſen verſchiedener Thiere, bisweilen auch Scheiben von Kalk, leztere ſind aber auch ſchon eine Art von Luxus. Dieſe Fiſchhäute ſind ſo abgeſchabt und zubereitet, daß ſie etwas durchſichtig ſind, doch kann man bei weitem nicht alle Gegenſtände deutlich durch dieſelben erkennen.

XII. Die Bewohner der Nordweſt-Küſte von Amerika.

Die Bewohner dieſes groſſen Strichs Landes haben bei weitem nicht einerlei Sitten, und dieſelben Gebräuche, in beiden weichen ſie oft gar ſehr von einander ab. — Das Klima dieſer Länder gehört mit zu den gemäßigten, doch iſt es ſehr veränderlich, es kommt dem Klima von England ſehr nahe, obgleich es nicht ſo gemäßigt iſt. Das Land iſt ſehr reich an Thieren aller Art, die ſehr ſchönes Rauchwerk liefern, als Marder, Bären, Damhirſche, Füchſe, Wölfe, Hermeline, wilde Katzen, weiße Bären, Wölferine, und auch Thiere, die die Engländer nicht kannten, vielleicht auch Elendthiere, Büffel und Muſathiere, doch kann man nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob dieſe leztere Thiere ſich hier aufhalten; die Europäer ſahen nie die Thiere ſelbſt, ſondern nur

die

die Häute davon, die meiſtentheils ſo ſehr ver- ſtümmelt waren, daß man die Thiere, denen ſie zu- gehörten, nur muthmaßen konnte. Dixon ſchäzt die Zahl aller Einwohner auf ohngefähr 100,000. Die Weiber ſind ſehr fruchtbar, und die Bewoh- ner dieſer Küſten ſind ſo glüklich, faſt keine von den hunderttauſend Krankheiten zu kennen, die der Luxus und die Wolluſt den geſittetern Nazionen zugebracht hat. Die Bevölkerung müſte um des- willen auſſerordentlich und ungleich beträchtlicher ſeyn, als ſie wirklich iſt, wenn nicht unaufhör- liche Kriege, die durch ihre grauſame Gemüthsart und die gefährliche Beſchaffenheit ihrer Waffen tödtlich werden, ſo viele Menſchen wegraften. Auch der Fiſchfang koſtet ſehr vielen das Leben, ſie müßen ſich um deswillen oft ziemlich weit in die See begeben, und dann koſtet die kleinſte Un- ruhe auf dieſem Elemente vielen bei der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Kanots, das Leben.

Die Einwohner ſind im allgemeinen von mitt- lerer Größe, und ihre Gliedmaßen ziemlich gut gebaut. Alte Perſonen ſind faſt immer mager, aber auch unter den jüngern fanden die Engländer nie einen, der korpulent ausſah. Hohe hervorſte- hende Bakenknochen, und kleine Augen unterſchei- den ſie von den Europäern, die Farbe ihrer Haut kann man wegen den dicken Schichten von Schmuz und Farbe, mit welchen ſie ſich bemalen, nicht recht wohl beſtimmen, einige, die man bewog, ſich

ine Frau vom Prinz-Wilhelms ſund.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

zu ſäubern, zeigten, daß ihre Farbe wenig von der der Europäer unterſchieden iſt. Ihre Haare ſind lang, und ſchön ſchwarz, wodurch ihre Geſtalt viel gewinnen würde, wenn ſie ſie nicht durch eine ungeheure Menge von Fett und rothem Oker zu einem Aufenthalt des Ungeziefers machten, und Aug und Ohr beleidigten. Einige Frauenzimmer gaben ſich doch die Mühe, ihr Haar von der Stirne bis nach dem Wirbel zu theilen, und es hinten in einen kurzen Zopf zuſammenzubinden. Die jungen Männer reißen ſich die Haare von den Bärten mit der Wurzel heraus, wenn ſie aber älter werden, ſo laßen ſie ſich nicht nur Bärte über das ganze Kinn herabwachſen, ſondern einige tragen auch Knebelbärte an beiden Seiten der Oberlippe. Nicht nur in Europa allein fand das grauſame Vorurtheil Eingang, die zarten Kinder an dem freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen zu verhindern, ſondern auch unter dieſen Wilden findet man eine ähnliche Sitte: drei Stücke Baumrinde ſind ſo an einander beveſtigt, daß ſie eine Art von Stuhl ausmachen. In dieſen Stuhl wird das in einen Pelz eingewikelte Kind geſezt, und ſo feſt gebunden, daß es durch keine Bewegung ſeine, ihm einmal gegebene Stellung verändern kann, auch dann nicht einmal, wenn ihm die Mutter die Bruſt oder andere Nahrung darreicht. Zur Reinlichhaltung der Kinder bedient man ſich einer Art von weichem Mooſe, allein man geht bei die-

ſer

ſer Operazion ſo wenig glimpflich mit den Kindern um, daß ihr Hintere oft noch bis in ihr fünftes oder ſechstes Jahr die Spuren davon trägt. — An dieſen Küſten werden an verſchiedenen Orten auch verſchiedene Sprachen geſprochen, und die Bewohner eines Ortes verſtehen oft die Sprache der Bewohner eines andern gar nicht.

Als Capitän Cook ſich einer Bucht auf dieſer Küſten näherte, die er alsdann Nutka oder König Georgs Bucht benannte, ſahe er, daß die indianiſchen Kanots auf ihn zugerudert kamen. Auf einem derſelben ſtand ein Wilder auf, der einen langen Rock hielt, und Bewegungen mit ſeinen Händen und Füßen machte, die Cook für eine Einladung an das Land zu kommen anſah. Zugleich warf er den Engländern einige Federn zu, und einige ſeiner Landsleute warfen einige Hände voll eines ſehr feinen rothen Pulvers nach ihnen. Der Wilde, der die Rede gehalten hatte, war mit einem Felle bedekt, hielt in beeden Händen etwas, das er ſchüttelte, und wodurch ein Ton wie von einem Kinderklapper hervorgebracht wurde. Ermüdet von ſeiner Rede, die er mit vieler Stärke der Sprache hielt, ruhte er aus, und zwei von ſeinen Landsleute nahmen ſtatt ſeiner das Wort, aber ſie redeten nicht ſo lange, und mit einiger Heftigkeit. Nachdem dieſe verſchiedene Reden geendigt waren, unterredeten ſie ſich auf eine vertrauliche Art mit einander, und nur von Zeit zu Zeit ſtanden einige auf,

und

Ein Mann von Onalaſchka.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine Frau von Onalashka.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und ſagten einige kurze Sprüche her; einer von ihnen ſang ein Lied, das mehr Wohlklang hatte, als man von einem Wilden erwartet hätte. Bald darauf kamen mehrere Pirogen von Wilden, die ähnliche Reden hielten. Die Piroge eines Oberhauptes, das ſich unter ihnen befand, zeichnete ſich dadurch von den übrigen aus, daß man einen Kopf, der ein Aug hatte, und dem Schnabel eines Vogels von ungeheurer Größe glich, darauf gemahlt ſah. Aehnliche Zeremonien fanden auch jedesmal ſtatt, wenn Wilde ankamen, die zum erſtenmale ihren Beſuch bei den Engländern abſtatteten. Oft ruderten ſie erſt mit ihren Pirogen um die engliſchen Schiffe herum, indeß ein Oberhaupt oder einer von den Vornehmen in ſeiner Piroge mit einer Lanze oder anders bewaffnet ſtand, und unaufhörlich ſprach. Zuweilen hatten dieſe Redner ihr Geſicht mit einer Art von Larve bedekt, die einen Menſchen oder ein Thier vorſtellete; anderemale hatten ſie ſtatt der Waffen eine Klappe in der Hand, auch ſangen ſie oft Lieder, ſtatt der Reden. Dieſe Geſänge ſind bald von geſchwindem, bald von langſamem Takt, wobei ſie Bewegungen mit ihren Händen machen, die ſich ſehr regelmäßig nach dem Takte richten. Ihre Reden, wenn ſie auch gleich etwas lange dauren, enthalten dennoch nur wenige Worte, die aber ſehr oft wiederholt werden. Sie haben verſchiedene Zeichen, womit ſie den Engländern be-

zeugten, daß ſie ihre Freunde wären, und friedliche Geſinnungen gegen ſie hegten; ſo bewegten die Wilden in der Controlleurs-Bucht zum Zeichen ihrer Freundſchaft ein weißes Kleid hin und her, indeßen ein anderer Wilde mit kreuzweis über einander gelegten Armen aufrecht ſtand, ohne ſich zu bewegen.

Dieſe Wilden ſind von mittlerer Größe, und obgleich ſie nicht fleiſchigt ſind, ſo ſind ihre Leiber doch gut gerundet, die Alten aber ſind insgemein mager. Ihre Geſichter ſind meiſtens rund und voll, zuweilen breit, und haben hervorſtehende Bakkenknochen. Ihre Naſen laufen gegen das Ende platt zu, und die Naſenlöcher ſind ziemlich groß. Ihre Stirnen ſind niedrig, ihre Augen ſchwarz, aber klein und matt; ihre Lippen ſind breit, dick und rund, ihre Zähne gleich, aber nicht ſehr weiß. Von ihren Bärten gelten unſere obige Bemerkungen. Ihre Gliedmaßen ſind in Verhältniß mit den andern Theilen zu klein, und etwas gekrümmt. Die Weiber gleichen an Größe, Farbe und Bildung ſehr den Männern, und ſind nicht leicht von ihnen zu unterſcheiden, da ſie keine ſolche feine Züge in ihren Geſichtern haben, die die Weiber der Europäer von ihren Männern unterſcheiden. Auch ihr Karakter, oder beſſer ihr Temperament hat nichts, das für ſie einnehmen könnte; ſie entbehren ganz jene Lebhaftigkeit, die ſo angenehm im Umgang iſt, und ihre kalte Zurükhaltung ſcheucht jede Un-

nehmung einer freundſchaftlichen Verbindung mit ihnen zurük, ſie ſind ſo kaltblütig, daß ſie aus **Trägheit** ziemlich friedfertig ſind. Ihre Zänkereien untereinander ſagen ſie mit wenig Worten, denen ſie aber ſo viel Nachdruk geben, als ſie nur konnen, und die ſie oft wiederholen. So kaltblütig ſie auch ſind, ſo können Beleidigungen ihre Rache ſchnell reizen, ſie erwacht und iſt ſchröklich, allein ſie trift nur die Beleidiger ſelbſt. Wenn Streit unter einigen von ihnen entſtand, ſo hörten die andern, die der Streit nicht unmittelbar angieng, die Streitenden mochten noch ſo ſehr wüten und toben, gar nicht einmal darauf. — Neugierde ſchien keinen Zug in ihrem Karakter auszumachen, ihre Trägheit war zu groß dazu, ſie verlangten nur Dinge, deren Werth ſie kannten, und ſtrebten nicht, ſich von dem Gebrauch neuer, die ihnen noch unbekannt waren, unterrichten zu laßen; aber um Dinge, deren Werth ihnen einmal bekannt war, zu erhalten, ließen ſie keine Mühe ungeſpart, und bei dieſen Gelegenheiten zeigten ſie, wie ſehr ſie ihres trägen Temperamentes ungeachtet, zur Liſt fähig ſind; wollte auch endlich die Liſt nicht mehr helfen, ſo ſuchten ſie, was ſie nicht im guten erhalten konnten, auf eine feine Art zu ſtehlen; ſie ſezten auf Dinge, die bei ihnen nicht den geringſten Werth hatten, ſogleich einen hohen, ſobald ſie nur bemerkten, daß die Europäer ſich ihrer

 bedie-

bedienen konnten. Kein Volk unter den Wilden, das der Weltumſegler Cook noch geſehen hatte, wuſte alle Produkte ſeines Landes ſich ſo zuzueignen, und ſich bezahlen zu laßen, als dieſe Wilden. Nicht einmal das dürre Gras, das ihr Boden von ſelbſt hervorbringt, wollten ſie unentgeldlich hergeben, und zu einem jeden kleinen Stükchen Land fand ſich immer ein Wilder, der ſich für den Beſizer ausgab, und befriedigt ſeyn wollte, und kaum war er es, als ein anderer auftrat, und für das nächſte Stükchen bezahlt ſeyn wollte, und eben ſo verfuhren ſie auch, als die Engländer Holz fällen, oder nur bloßes Waſſer einſchöpfen wollten. Wenn ſie auf einen Diebſtahl ausgiengen, ſo war einigen aufgetragen, die Wachehabende Leute zu beſchäftigen, damit die andern ſich deſto ſichrer der Dinge, die ſie wünſchten, bemächtigen konnten; ward der Diebſtahl entdekt, ſo gaben ihre Landsleute zwar gleich den Thäter an, aber dieſer war nicht immer ſogleich bereit, die geſtohlenen Sachen herauszugeben.

Ihre gewöhnliche Kleidung iſt ein Gewand oder Mantel von Leinwand, deſſen oberer Leib mit einem ſchmalen Aufſchlag von Pelz beſezt iſt, der untere aber mit Franzen und Trodlen. Dieſes Gewand bedekt nur die linke Seite, und läßt die rechte gröſtentheils ganz bloß; es wird ſo angelegt, daß beide Aerme ganz frei bleiben, denn

es

es geht durch den linken Arm durch, und wird auf dem Vordertheil der rechten Schulter, und hinten mit einer Schnur befeſtigt; um auch die rechte Seite mit dieſem Gewande zu bedeken, bindet man es auf dieſer Seite mit einem Gürtel von grober Matte oder irgend einem Fell auf die Hüften feſt. Dieſes Gewand reicht nicht weiter, als bis an die Knie, um deswillen tragen ſie über dieſem Gewande noch ein kleineres, das dieſem ganz ähnlich iſt, von eben demſelben Zeuge, und auch unten mit Franzen beſezt. In dieſem kleinern Gewande iſt ein rundes Loch, damit man es über den Kopf bringen, und über die Schultern anlegen kann, wodurch die Vorderarme bis an den Ellenbogen und der Leib bis an den Hüften bedekt wird. Die Geſtalt dieſes kleinern Gewandes kömmt der einer runden bedekten Schüſſel ſehr nahe. Das Haupt bedekken ſie mit einer Art von kegelförmig geſtaltetem Hute, den ſie auch oft mit einer ſpizigen Quaſte oder Troddel von Leder zieren; damit ſie der Wind nicht hinwegnehmen könne, machen ſie ſie unter dem Kinn feſt; der Stoff zu dieſen Hüten iſt eine von ihren ſchönen Matten. Auſſer dieſer Kleidung, die beiden Geſchlechtern gemein iſt, tragen auch die Männer oft Felle von allerlei Thieren, z. B. Bären, Wölfen, Meerottern, mit den rauhen oder haarigten Seiten nach auſſen zu gekehrt, ſie beveſtigen dieſe Felle wie Mäntel am obern Theile

 des

des Leibes, und bedekken damit nach Willkühr bald den Vorder- bald den Hinterleib; fällt Regen ein, ſo hängen ſie eine groſse Matte über die Schultern. Diejenigen, die keine Hüte tragen, binden gemeiniglich ihre Haare, die ſie ſonſt hängen laſſen, oben auf dem Kopf in einen Zopf zuſammen. Den Leib beſchmieren alle mit einer rothen mit Oel vermiſchten Farbe, und nicht ſelten auch das Geſicht mit einer Miſchung von rother, ſchwarzer, weiſser und brauner Farbe, wodurch ſie einen ſcheuſslichen Anblik verurſachen. Die meiſten bohren ſich drei groſse Löcher in die Ohren, ein gröſseres und zwei kleinere, in welche ſie kleine Knochenſtükke, Federn, kleine Muſcheln, Haartroddeln ꝛc. hängen, die an kleinen Riemen von Leder befeſtigt ſind; andere ſtekken kleine Stükchen Kupfer, Eiſen oder Zinn, die ohngefähr die Geſtalt eines Hufeiſens haben, hinein. Ueber der Handwurzel tragen ſie eine Art von Armbändern, oder weiſse Körner, die ſie in einer gewiſsen Gattung von Muſcheln finden, oder kleine mit Troddeln gezierte Riemen, oder ein ziemlich breites Armband aus einer ſchwarzen glänzenden Hornartigen Materie.

Auſſer dieſer gewöhnlichen und täglichen Kleidung haben ſie auch eine beſondere Art von Feſttags- oder Zeremonien-Kleider. Dieſe beſtehen z. B. aus Häuten von Wölfen oder Bären, die mit verſchiedenen Streifchen und Stükchen von andern

Gat-

Gattungen Pelzwerk ziemlich artig beſezt ſind. Dieſe Zeremonien-Kleider können nun über die gewöhnlichen getragen werden, oder auch allein, ohne die gewöhnlichen Kleider darunter zu tragen. In dieſem leztern Falle bedekken ſie ihr Haupt mit Weidenruthen und dünnen Baumrinden; ihr Haar zieren ſie alsdann mit großen Federn, wozu ſie vorzüglich gerne Adlerfedern wählen, oder bedekken es mit ganz kleinen weißen Federchen. Das Geſicht wird auf mannichfaltige Art mit verſchiedenen Farben bemahlt, oder ſie vermiſchen auch dieſe Farben mit Unſchlitt, und mahlen dann ordentliche regelmäßige Figuren auf ihre Geſichter. Nicht ſelten theilen ſie ihre Kopfhaare in verſchiedene kleine abgeſonderte Theile, und befeſtigen ſie mit einem Faden; andre Wilde binden ſie hinten zuſammen, und legen Zweige von cypreſſus thyoides dazwiſchen.

Sie haben auch noch eine andere Art von Kleidung, die ſie mit dem eignen Namen die ungeheure Kleidung belegen, und in der That ſehen ſie in dieſer Kleidung Ungeheuern ſehr gleich. Sie beſteht aus ſehr vielen aus Holz geſchnizten Larven, die ſie vor das Geſicht, die Stirne, oder den obern Theil des Kopfs befeſtigen. Alle dieſe Lavern ſtellen entweder einen Menſchenkopf oder den Kopf irgend eines Thiers in gigantiſcher Größe vor. Dieſe Figuren werden mit Farben übertüncht, und oft mit Stükchen von der blätt-

rigten Mica vermiſcht, wodurch ſie einen Glanz bekommen, und ihre Häßlichkeit noch vermehrt wird. An demſelben Theil des Kopfes, wo dieſe Larven angebracht worden ſind, befeſtigen ſie noch andere große ausgeſchnizte Figuren, die dem Vordertheil einer Piroge ähnlich ſehen, und weit hervorragen. Die Wilden gefallen ſich ſehr, wenn ſie ſich durch dieſe Kleidung verunſtaltet haben, allein ob religiöſes Zeremonial-Geſez, oder die Vermuthung, ihren Feinden dadurch Schrekken einzujagen, oder die wilden Thiere auf der Jagd dadurch an ſich zu lokken, und zu überliſten, die wahre Urſache dieſer Verkleidung ſeie, iſt ungewiß.

Ihre gewöhnlichen Waffen ſind Bogen und Pfeile. Die Spizzen dieſer Pfeile ſind gewöhnlich zakkigte Knochenſpizzen, oder ſeltner von Eiſen; Schleudern zum Steinwerfen, Speere oder Lanzen, deren Ende mit einer langen Knochenſpizze bewafnet iſt, kurze Stäbe aus Knochen verfertigt, die den Patupatu in Neuſeeland ziemlich gleich kommen, ein kleines Beil, das den in Amerika üblichen Romahawk ſehr ähnlich iſt; dieſer Taawiſch oder Tſukrah (denn ſo nennen ihn die Wilden) iſt ein Stein, der acht Zoll lang, und an dem einen Ende zugeſpizt iſt, an deſſen andern Ende aber ein hölzerner Griff befeſtigt iſt, der dem Kopf oder Halſe einer menſchlichen Figur gleicht, und mit Haaren beſezt iſt. Dieſe Maſchine

ſchine legen ſie in den Mund, um ihr durch ihre ohnehin fürchterliche Kriegskleidung ein noch ſcheuß-licheres Anſehen zu geben. Sie haben noch ein andres Gewehr, das ſie Siaik nennen, deßen Länge neun Zoll oder einen Fuß beträgt, und eine viereckigte Spizze hat.

Die einzige nur für den Krieg beſtimmte Klei-dung beſteht aus einem doppelten und ſehr dik-ken Mantel von Leder, warſcheinlich aus einer ge-gerbten Elenns- oder Büffelhaut. Dieſer Mantel wird auf die gewöhnliche Art an der Bruſt befe-ſtigt, und iſt ſo zugeſchnitten, daß er die Bruſt bis an den Hals bedekken, und zugleich bis auf die Ferſen herabfallen kann; oft bemalen ſie dieſe Mäntel auch noch mit verſchiedenen Figuren. Die Wilden behaupten, daß ſie nicht nur für Pfeile, ſondern auch ſogar für die Lanzen, undurchdring-lich ſeyen. Zuweilen bedienen ſie ſich, wenn ſie ſich zu einem Treffen anſchikken, einer andren Gattung von ledernem Mantel, an welchem eine Menge Hufe von Dannhirſchen wagerecht an le-dernen mit Federn bedekten Riemen befeſtigt ſind; die kleinſte Bewegung erſchüttert dieſe Hufen, und bringt einen beſondern Klang hervor. Allein ſie be-dienen ſich nicht dieſes Mantels ausſchließlich in den Treffen, ſondern Kapitain Cook wohnte auch einem Konzerte bei, wo dieſes Geklapper durch ei-nen Menſchen, der eine von den oben beſchriebe-

nen Larven anhatte, dirigirt, und als ein muſikaliſches Inſtrument betrachtet wurde.

Von ihrer Art Krieg mit einander zu führen, iſt man noch nicht vollkommen unterrichtet. Einſt verſammelten ſich die Bewohner der Nutka-Sund, und bewafneten ſich mit gröſter Sorgfalt; diejenige, die keine von den oben beſchriebenen Waffen beſaſſen, ſammelten Steine, und bewafneten ſich mit Stöcken. An jeder Spizze des Meerbuſens wurden Schildwachten ausgeſtellt, und man ſahe Pirogen hin und her rudern, denen bei den Schiffen verſammelten Kriegern Nachrichten und Verhaltungs-Befehle mitzutheilen. Endlich zeigte ſich der Feind in zwölf groſzen Pirogen, und machte in einer ziemlichen Entfernung Halt, um ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Nun ruderten die zur Unterhandlung beſtimmten Pirogen noch häufiger hin und her, und jede Parthei hielt wechſelsweis verſchiedene Reden, wodurch endlich der Streit beigelegt worden zu ſeyn ſchien, und man ſchied friedlich von einander.

Die Menge von Hirnſchädeln, die ſie den Engländern zum Tauſch gegen andre Waaren anboten, und verſchiedene andere Umſtände machen es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Wilden das Fleiſch ihrer getödteten Feinde eßen, und ihre Gefangene zu dieſem Endzweck opfern.

Ihre

Ihre Weiber verſtehen die Kunſt, aus den Rinden gewißer Bäume Faden zu klopfen, und Zeuge daraus zu verfertigen, welches Verfahren wir bei einer andern Nazion ausführlich beſchrieben haben.

Von ihrer politiſchen Verfaſſung haben wir bis jezt noch keine beſtimmte und befriedigende Nachrichten erhalten. Dieſes Volk unterſcheidet zwar gewiße Oberhäupter, die ſie Acwiks nennen, aber die Macht dieſer Acwiks ſcheint ſich nicht viel weiter als auf ihre Familie zu erſtreken. Sie wohnen in Dörfern bei einander; ein ſolches Dorf hatte drei Reihen Häuſer, die ſich über einander erhoben, die größern davon ſtanden immer voran gebaut. Dieſe Reihen, die Straßen vorſtellen ſollen, ſind in unregelmäßigen Entfernungen durch ſchmale Wege von einander abgeſondert, allein ungeachtet dieſer Stiegen, die von unten hinauf führen, iſt doch keine regelmäßige oder vollkommene Abtheilung von auſſen oder innen, welche die verſchiedene Gemächer dieſer Reihen von Hütten abſondert. Es ſind ſehr lange und breite Breter, deren Seiten an die Seiten des nächſten Bretes ſtoſſen, und die hier und da mit Streifen von Fichtenrinde befeſtigt ſind. Von auſſen ruhen ſie auf dünnen Pfählen, die in beträchtlicher Entfernung von einander ſtehen; innerhalb aber ſind dieſe Pfähle ſtärker, und liegen queer über einander. Die Seiten und Enden ſind ſieben bis acht

Fuß hoch. Da das Hintertheil höher gebaut iſt, ſo liegen die Breter, die das Dach ausmachen, etwas abhängig, ſie ſind beweglich, und fügt man ſie alſo zuſammen, ſo können ſie, wenn es regnet, den Regen abhalten; iſt es aber ſchönes Wetter, ſo öfnet man ſie, und ſie laßen die Sonne durch. Statt der Thüre dient jedes Loch, das zufällig aus einer Lükke in den Brettern entſtanden iſt, aus denen die Hütte erbaut iſt. Statt der Fenſter ſind an den Seiten Löcher angebracht. Innerhalb ſind die Hütten jedes einzelnen durch Stücke Breter von einander abgeſondert, die ſich von der Seite nach der Mitte der Wohnung zu verlängern; da dieſe Breter keine ganze Abtheilung machen, ſo kann man von jeder einzelnen Hütte aus nach beiden Seiten das Innere aller übrigen überſchauen. An den Seitenwänden jeder Hütte ſind Bänke von Bretern fünf bis ſechs Zoll über den Fußboden erhoben angebracht, die mit Matten bedekt ſind, und die ſtatt der Stühle und Bänke dienen. Gewöhnlich ſind ſie ſieben bis acht Fuß lang, und vier bis fünfe breit. In der Mitte des Fußbodens zwiſchen den Bänken iſt der Ort, wo man Feuer anmacht, aber nichts, das einem Heerd oder einem Feuerofen ähnlich ſähe.

Ihr vorzüglichſtes Hausgeräth beſteht in einer mehr oder weniger groſſen Menge von Kiſten und Behältnißen, von verſchiedener Gröſſe, die ihre

Klei-

Kleidungsſtükke, vorräthige Thierhäute, Larven, und kurz alle ihre Habſeligkeiten von einigem Werth enthalten. Dieſe Kiſten haben ihren Plaz an den Seiten oder Ekken der Hütten angewieſen. Einige davon ſind doppelt, und alsdann wird einer dergeſtalt auf den andern geſtellt, daß er ihnen zum Dekel dient; in einigen von dieſen Kiſten iſt oben ein Loch eingeſchnitten, in welches man hineinlangen kann, um das Benöthigte herauszulangen, und wieder hinein zu legen, andere hatten einen ordentlichen Dekkel, der mit ledernen Riemen befeſtigt war. Zuweilen zeigen ſie auch ihre Geſchicklichkeit in der Mahlerei an dieſen Kiſten, oft beſtreichen ſie ſie ganz ſchwarz, und beſezzen ſie mit Zähnen von Thieren; oft aber zieren ſie ſie auch mit Kränzen oder mit Figuren von Vögeln, oder andern Thieren. Ihre übrigen Geräthſchaften beſtehen in Fäſſern, denen ſie eine vierekigte oder längliche Geſtalt geben, und in welchen ſie ihr Waſſer oder verſchiedene andere Dinge aufbewahren; in Bechern und andern hölzernen Gefäſſen, z. B. ihre Schüßeln, aus denen ſie eſſen, die ohngefär zwei Fuß lang, und nicht ſehr tief ſind, verſchiedene aus Weiden geflochtene Körbe, Matten zu verſchiedenem Behuf u. ſ. f. Alle ihre Geräthſchaften, ohne Ausnahme, liegen und hängen in ihren Hütten ohne alle Ordnung herum. Sie wenden keine Sorgfalt darauf, ihren Körper reinlich zu halten, aber noch weniger, wenn es

möglich iſt, ihre Hütten vor Unſauberkeit zu ſchüzzen; alle Ueberbleibſel von ihren Speiſen, Fiſchgräten, Klumpen Fett, Eingeweide von Fiſchen, und Stücke Fleiſch, die allbereits angefangen in Fäulniß überzugehen, werden alle auf einen Winkel zuſammengedrängt, wo ſie entweder die Fäulniß verzehrt, oder endlich, wenn der Haufe ſo groß geworden iſt, daß er den Raum in der Hütte verengert, weggeſchaft wird; der Geſtank, den dieſe Ausdünſtungen verurſachen, und der ſchmuzige Anblick dieſer Hütten, iſt ein wahrer Gegenſtand des Ekkels. Am obern Ende ihrer Hütten bringen ſie ſtarke Stämme von Bäumen an, deren obern Theil ſie ſo ausſchnizen, daß er einem Menſchengeſicht ähnlich wird, und den Seitentheilen ſuchen ſie die Figur von Aermen und Händen zu geben, die ſie alsdann mit Farben beſtreichen, wodurch das Ganze einer ungeheuren Figur ähnlich wird. Dieſe Figuren nennen ſie **Klumma**; in einigen von den Häuſern ſahen die Engländer zwei ſolche Figuren, die in einer Entfernung von drei bis vier Fuß von einander ſtanden, und die die Wilden **Natchkoa** und **Natſita** nannten; dieſe Figuren waren mit einer Matte behangen, welche wegzunehmen man die Indianer nur ſehr ſchwer bereden konnte. Es ſcheint unter ihnen üblich zu ſeyn, daß ſie dieſen Bildſäulen Opfer darbringen, wenigſtens gaben ſie den Engländern zu verſtehen, daß ſie dies thun ſollten;

ten; vielleicht verehren ſie ſie als göttliches Weſen; ſie waren aber doch ſogleich willig, ſie zu verkaufen. Zuweilen nannten ſie dieſe Figuren auch Acwik (der Name, mit welchen ſie auch ihre Oberhäupter zu nennen pflegen) und hieraus wird es vielleicht wahrſcheinlich, daß ſie unter dieſen Figuren Bilder ihrer Vorfahren, die ſie unter die Götter verſezt haben, verehren. Doch hat man nie bemerkt, daß ſie ihnen einige göttliche Ehre erzeigt hätten. Ihre Hütten haben keine beſondere Oefnung, durch welche der Rauch hinaus gelaſſen wird, ſondern er muß ſich ſeinen Weg, durch die Rizen und Spalten der Breter bahnen. Die Urſache, warum dieſe Wilden ſo wenig Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuſer wenden, ſcheint in ihrer Wanderung zu liegen; denn ſobald ein Oberhaupt ſieht, daß die Jagd oder der Fiſchfang abnimmt, ſo bricht er ſeine Hütte ab, trägt ſie in ſein Kanot, und rudert an einen Ort, wo er ſie beſſer zu finden hofft, wohin ihm die andern nachfolgen.

Ihre Pirogen oder Schiffe beſtehen aus einem einzigen Baum, ſelbſt die gröſten davon, die zwanzig Perſonen enthalten können; doch ſind viele dieſer Piroguen mehr denn zwanzig Fuß lang, über ſieben breit, und drei tief. An jedem Ende ſind ſie ſpizzig, und werden in der Mitte breit, der Hintertheil endigt ſich plözlich durch eine ſenkrechte Linie, die an der Spizze einen Höker hat;

der

der Vordertheil nimmt allmählig ab, und ſeine Spizze biegt ſich mehr in die Höhe und aufwärts. Selten ſind dieſe Pirogen mit Schnizwerk geziert, oder mit Meerkalbszähnen beſezt. Einige wenige Pirogen haben einen darauf geſezten Vordertheil, der einem groſſen Untertheil des Vorderſtevens ähnlich iſt, und die Figur eines Thiers vorſtellt. Statt der Sizze dienen runde Stökke, die etwas dikker ſind, als ſpaniſche Röhre, und in der Mitte der Tiefe quer über liegen. Dieſe Schiffe ſind ganz flach und breit, und ſehr leicht, wodurch ſie die Wellen auch ohne Balancierſtange (die ſie nicht kennen) ſehr ſicher durchſchneiden können. Die Ruder ſind klein und breit, gegen fünf Fuß groß, und ihre Geſtalt ſieht ziemlich einem Blatte gleich, das in der Mitte breit iſt, und an dem Ende ſchmal zuläuft. Sie haben keine Kenntniße von den Seegeln, und dennoch regieren ſie ihre Schiffe mit vieler Geſchicklichkeit.

Der Fiſchfang iſt eines ihrer vorzüglichſten Gewerbe, denn das Meer reicht ihnen den gröſten Theil ihrer Nahrungsmittel. Ihre Werkzeuge dazu beſtehen in Nezzen, Angeln, und Angelſchnüren. Um die kleinere Fiſche, als Heeringe und Sardellen, die Schaarenweis angeſchwommen kommen, zu fangen, bedienen ſie ſich eines eigenen Inſtrumentes. Dieſes Inſtrument ſieht einem Ruder nicht unähnlich, es iſt ohngefähr zwanzig Fuß lang, vier bis fünf Zoll breit, und beinahe einen hal-

halben Zoll dick. Wenn man dieſes Inſtrument in zwei Drittheil getheilt nimmt, ſo macht das obere Drittheil davon den Griff aus, und die beiden untern Drittheile ſind auf beiden Seiten mit zwei Zoll langen ſpizzigen Zähnen beſezt. Wenn ſie nun eine ſolche Schaar kleiner Fiſche angeſchwommen kommen ſehen, ſo ſtoſſen ſie dieſes Werkzeug mitten unter ſie, wodurch ſich der Fiſch über oder zwiſchen den Zähnen fängt. Die Harpunen, deren ſie ſich zum Fang der Wallfiſche bedienen, ſind aus einem Stück Knochen verfertigt, am Ende dieſes Knochens befindet ſich eine längliche runde Schneide einer groſſen Muſchel, die an zwei Widerhaken befeſtigt iſt, die an den Knochen angebracht ſind; um ſie auf die Wallfiſche zu werfen, bedienen ſie ſich eines ohngefär zwölf bis fünfzehn Fuß langen Stokes, an deſſen einem Ende die Harpune befeſtigt iſt, doch ſo, daß, wenn das Thier mit der Harpune durchgeht, ſich der Stok leicht davon loßmachen kann, an dem andern Ende des Stoks ſind zwei bis drei Klaftern Strikke feſtgemacht, um die Harpune dadurch deſto weiter werfen zu können, und den Stok dennoch nicht zu verlieren.

Von ihrer Art, die Jagd zu Land zu betreiben, weiß man nichts beſtimmtes, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie die kleineren Thiere mit ihren Pfeilen, die gröſſern hingegen mit ihren Lanzen zu tödten ſuchen. Sie beſizzen auch Fang-Nezze,

 die

die zur Jagd beſtimmt ſcheinen. Zuweilen bedienen ſie ſich einer ſehr fein ausgeſonnenen Liſt, um die Thiere an ſich zu lokken; ſie bekleiden ſich nemlich mit den Häuten der Thiere, denen ſie nachſtellen, und bedekken ſelbſt ihre Häupter mit ausgeſchnizten Larven, die den Köpfen dieſer Thiere ähnlich ſehen, ſie ahmen ihren Gang und ihr Geſchrei und Wiehern nach, worinn ſie ſehr geübt ſind, und wodurch ſie die Thiere in die Schlinge lokken.

Den gröſten Theil ihrer Nahrungsmittel ziehen ſie aus dem Thierreich, den kleinern aus dem Pflanzenreich. Aus dem Thierreich genieſſen ſie meiſtentheils nur Fiſche, und weit ſeltner Landthiere, dabei ſind ſie nicht ekel, ſondern eſſen alles, was ihnen nur eßbar vorkömmt; einige davon ſpeiſen ſie ganz roh, wie z. B. die Sardellen und Heeringe. Zuweilen räuchern ſie auch die Heeringe, die ſie nicht verzehren können, und bewahren ſie zu einem künftigen Gebrauch auf. Der Rogen der Heeringe verſchaft ihnen eine beſondere Speiſe, deren ſie ſich im Nothfall, vielleicht im Winter bedienen; ſie ſtreuen dieſe Rogen (die Eier des Heerings) auf kleine Zweige der kanadiſchen Fichten, und auf eine Art von langem Seegras, das auf den überſchwemmten Felſen in Ueberfluß wächst. Dieſe Speiſe hält ſich lange Zeit in Körben oder Beuteln von Matten, die ſie, wenn ſie ſie genieſſen wollen, ohne alle

wei-

weitere Zuthat, als durch bloſſes Eintunken in Waſſer verzehren. Nächſt den Heeringen und Sardellen ſind die groſſen Muſcheln, die man ſehr häufig in dieſer Bucht findet, ihre vorzüglichſte Speiſen; ſie röſten ſie in ihren Schalen, alsdann reihen ſie ſie an Spieſe, und verzehren ſie, zuweilen tunken ſie ſie ſtatt der Brühe in Oel. Seltner verſpeiſen ſie die Thiere, die wir jezt anführen werden. Kleine Schaalfiſche, Meerkälber, Fiſchottern u. ſ. w. Das Meerſchwein iſt ihnen auch ein Nahrungsmittel, ſie zerſtükken und dörren es gleich den Heeringen, und verzehren es ohne alle Zubereitung. Aus dem friſchen Fleiſch verſtehen ſie eine Art von Fleiſchbrühe zu bereiten. Sie legen groſſe Stükke von dieſem Fleiſch in ein hölzernes Behältniß, über welches ſie Waſſer gieſſen, und alsdann ſo lange glühende Steine hineinwerfen, bis das Fleiſch genug gekocht, und das Waſſer mit ſeinen Kräften geſchwängert hat; nur werden die Steine mit einem Stok, der ohngefär wie eine Zange geſpalten iſt, herausgenommen. Sie verſtehen auch die Kunſt, Thran aus den Seethieren zu ziehen, davon ſie entweder groſſe Porzionen ganz allein verzehren, oder als eine Brühe zu andern Speiſen. Die Art, wie ſie ihre Fiſche räuchern, iſt folgende: ſie machen ein Feuer an, und hängen die Fiſche, die geräuchert werden ſollen, an dünne Zweige auf, anfänglich etwa einen Fuß vom Feuer entfernt, in der Folge

aber immer weiter, um friſchen Plaz zu machen, ſo daß diejenige, die zuerſt zum räuchern aufgehangen worden, am Ende den Gipfel der Hütte erreichen. Wenn ſie recht troken ſind, ſo werden ſie abgenommen, in Matten eingewikkelt, und ſorgfältig aufbewahrt. Zuweilen aber werden die Fiſche nur an der freien Luft ohne Feuer gedörrt. Aus dem Pflanzenreich ſind die zwei Zwiebelwurzeln, die ſie Makkate und Ruquoppa nennen, und die Wurzel Aheita nebſt der Wurzel eines Farrenkrautes, und einige unbekannte Kräuter ihre vorzüglichſte Speiſen, allein nur im Frühjahr bringt ihr Boden dieſe Pflanzen hervor. Die Engländer boten ihnen von ihren Speiſen und von ihren ſtarken Getränken an, allein die Wilden verſchmähten beide, und fanden die erſtern geſchmaklos, und die leztern unnatürlich und widrig. Sie ſcheinen eine beſtimmte Eſſenszeit zu haben, denn in Dörfern bemerkte man, daß ſie immer gegen die Mittagsſtunden ihre oben beſchriebene Fleiſch-Suppe zu bereiten anfiengen, doch ſahe man ſie auſſer dieſer Mittagszeit zu allen Stunden in ihren Pirogen eſſen. So unreinlich ſie auf ihrem Körper und in ihren Hütten ſind, eben ſo unreinlich ſind ſie auch bei ihren Speiſen: Die Gefäſſe, aus welchen ſie eſſen, werden wahrſcheinlich nie geſäubert, und bei einer jeden Mahlzeit werden noch die Ueberbleibſel der vorhergehenden mit verzehrt. Ihrer Meſſer bedienen ſie

ſich

ſich nur dazu, die gröſſern Stücke zu zerſchneiden, die kleinern hingegen werden mit den Zähnen zerriſſen. Ihre Pflanzen eſſen ſie, ſo wie ſie ſie aus der Erde herausziehen, ohne ſich die Mühe zu geben, ſie von der daran hangenden Erde zu reinigen.

Die vorzüglichſte Beſchäftigung der Männer ſcheint in der Jagd und dem Fiſchfang zu beſtehen, nie ſah man ſie ſich in dem Innern der Häuſer mit etwas beſchäftigen. Die Frauensperſonen haben die Räucherung der Fiſche zu beſorgen, Körbe und Matten zu bereiten, und Muſcheln am Ufer der See zu holen, wobei ſie ihre Pirogen nicht weniger geſchikt, als die Männer zu regieren wiſſen. Beide Geſchlechter ſcheinen nicht ſehr zärtlich gegen einander geſinnt zu ſeyn, beſonders die Männer gegen die Weiber. Verheurathete Weiber erſcheinen nie unbekleidet, dahingegen die Männer, und beſonders die jungen Leute gar keine Spur von Schaamhaftigkeit zu haben ſcheinen. Die junge Leute verrathen viele Trägheit, die Engländer fanden ſie, wie ſie ſich in abgeſonderten Haufen nakkend im Sande herumwälzten und ſonnten.

Sie verfertigen verſchiedene Dinge, die ungleich mehr Kultur zu verrathen ſcheinen, als ſie in der That beſizzen. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß ſie aus Baumrinde, ſo wie die Neuholländer, Zeuge zu klopfen wiſſen. Dieſe Zeuge

werden nicht zum Gebrauch geſponnen, ſondern ſie legen zwei Stökke neben einander, und über dieſen einen dritten in die Quere; vor dieſer Maſchine ſizt der Arbeiter auf ſeinen Knieſcheiben, flechtet die Faden, und macht allemal in einer Entfernung von einem halben Zoll einen Knoten. Dieſem Zeuge geben ſie nach Willkühr einen gröſſern oder geringern Grad von Feinheit, ſo daß ſie bald nur ſo fein ſind, wie unſere gröbſte wollene Dekken, bald aber auch beinahe mit unſern feinſten Zeugen überein zu kommen ſcheinen. Oft geben dieſe Zeuge dadurch eine andere Farbe, daß ſie ſie mit Haaren von verſchiedenen Thieren vermiſchen. Von ihrer Geſchicklichkeit, Figuren zu mahlen, und in Holz zu ſchnizzen, haben wir bereits ſchon etwas angeführt. Ihre Werkzeuge, wenn ſie etwas in Holz ſchnizzen wollen, ſind ein Meiſſel von einem flachen Stük Eiſen, das an einen hölzernen Griff befeſtigt iſt, ein Stein, der die Stelle eines Schlegels vertritt, und eine Fiſchhaut ſtatt der Feile. Verſchiedene dieſer Meiſſel ſind acht bis zehn Zoll lang, und drei bis vier breit, meiſtentheils aber ſind ſie kleiner. Ihre Meſſer ſind ſehr groß, und nach auſſen krumm gebogen, und ſehr dik, zum Wezzen dieſer Meſſer bedienen ſie ſich eines groben Schieferſteins.

Von ihren Geſängen haben wir allbereits einiges angeführt: ihre Geſänge ſind insgemein

langſam und ernſthaft, aber ihre Inſtrumental-Muſik hat in der That viele Vorzüge vor der, der meiſten andern wilden Nazionen, ſie hat mehr Abwechslungen, und kann ſchnellere und ſtärkere Veränderung hervorbringen, ſo daß ſie den Europäern nicht unangenehm ſchien, dergleichen Vokalkoncerte werden immer von dem Anführer angeführt, der dabei einen groſſen aus einer Elennshaut gemachten Rok anhat. Dabei hält er ein Inſtrument in der Hand, das zirkelförmig geſtaltet iſt, ungefär neun Zoll im Durchmeſſer hält, und aus drei kleinen in verſchiedener Entfernung von einander rund gebogenen Stäben verfertigt iſt; um dieſes Inſtrument herum hängen eine Menge Schnäbel von Vögeln und getrokneten Larven, die, wenn das Inſtrument bewegt wird, ein Geräuſch machen. Der Anführer fängt gemeiniglich das Geſang an, und wenn er die Strophe geſungen hat, fällt das Chor ein, deſſen Geſang das Oberhaupt mit dem oben beſchriebenen Inſtrumente begleitet.

Die einzigen muſikaliſchen Inſtrumente, die ſie beſizzen, ſind eine Klapper, der ſie meiſtentheils die Geſtalt eines Vogels geben, wo der Bauch verſchiedene kleine Kieſelſteine enthält, und der Schwanz ſtatt des Griffs dient; dies iſt das einzige Inſtrument, womit ſie einige Veränderung hervorbringen können, denn das andere, das eine Art von ſehr kleiner Pfeiffe iſt, bringt nur einen

einzigen Ton hervor, und ſcheint mehr für die Jagd, das Geſchrei der wilden Thiere nachzumachen, beſtimmt zu ſeyn.

Die Einwohner der Königin Charlotte-Inſel, gehen in ihren Sitten und Gebräuchen etwas von denen in Nutka-Sund ab. Die Weiber tragen hier allgemein ohne Unterſchied des Ranges einen gewiſſen Schmuk, womit ſie ſich die Unterlippe zieren, die wir bei einer andern Gelegenheit ausführlicher beſchreiben werden. Im Allgemeinen ſind dieſe Wilden ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber, und wollten ihnen nie die entfernteſte Gemeinſchaft geſtatten, aber auch viele Wilden machten eine Ausnahme hiervon, und reizten ſelbſt ihre Weiber zu engern Bekanntſchaften mit den Matroſen, in Hoffnung, dadurch beſchenkt zu werden, oder einen günſtigen Augenblik zum Stehlen abzulauren. Ein Weib, das die Engländer beſchenkt hatten, weil ſie Beweiſe von einer bei dieſen Wilden ſehr ſeltenen mütterlichen Zärtlichkeit für ihr Kind an ihr bemerkt hatten, ſchien von den andern Weibern, denen die Urſache des Geſchenks unbekannt war, der Unkeuſchheit beſchuldigt zu werden, und es dauerte lange, bis die Entſchuldigung ihres Mannes, und ihrer Geſpielinnen ſie über dieſen Vorwurf tröſten konnten.

Ein Oberhaupt regiert immer den ganzen Stamm, wie weit ſich ſeine Macht erſtrekt, iſt unbeſtimmt, jede Haushaltung aber wird wieder beſon-

beſonders von einem aus der Familie regiert. Das Oberhaupt pflegt auch für den ganzen Stamm zu handlen, wird aber der Handel von der einzelnen Familie gemißbilliget, ſo hat eine jede Familie das Recht, für ſich beſonders zu handlen. Ihre Sprache iſt eine eigene, und ganz von der Nutka-Sund verſchieden. Auch ſie bemahlen ſich, und tragen kupferne Kränze als eine Zierde an dem Hals.

Auf Norfolk-Sund ſahen die Engländer wiederum jenen Lippenſchmuk bei den Weibern. Dieſe Wilden beobachten eine beſondere pünktliche Ordnung in allen ihren Geſchäften, wovon wir nur den Handel ausführlicher beſchreiben wollen. Mit Tagesanbruch fanden ſie ſich ſchon vor den engliſchen Schiffen ein, und bevor ſie noch ein Geſchäft anfiengen, ſangen ſie eine halbe Stunde. Das Oberhaupt eines jeden Stammes hat die Beſorgung über den Handel des ganzen Stammes, wobei er ſich alle Mühe giebt, ihnen ihre Waaren ſo vortheilhaft als nur möglich anzubringen; iſt er hierinn beſonders glüklich, ſo tragen ihm auch andere Stämme, zu denen er nicht gehört, dieſes Geſchäft auf. Der Stamm, der zuerſt bei den Schiffen angelangt iſt, und zu handlen angefangen hat, hat das Recht, ungeſtöhrt forthandlen zu dürfen, und alle andere, die nach ihnen ankommen, verziehen in Geduld, bis er ſeine Geſchäfte vollendet hat. Gegen die Mittags-

ſtunde verlieſſen ſie pünktlich das Schiff, und brachten über eine Stunde beim Eſſen am Ufer zu, und eben dahin begaben ſie ſich auch gegen vier Uhr Nachmittags, doch hielten ſie dieſe Zeit nicht ſo gewiſſenhaft, als die um Mittag. Gegen Abend verſammelten ſie ſich am zahlreichſten um die Schiffe, aber mehr um ſich von den Geſchäften des Tags zu erholen, als um zu handeln, doch brachten ſie auch zuweilen einige Waaren mit, wenn ſie am Ufer geweſen, und Felle von benachbarten Stämmen eingehandelt hatten. Sobald der Handel des Tags geſchloſſen war, ſangen ſie eine Zeit lang wie am Morgen. Wenn das Oberhaupt einmal einen Handel geſchloſſen hatte, ſo ſprach er das Wort **Kuhkuh** dreimal hinter einander ſehr geſchwind aus, worauf die übrigen mit dem **Whoah** antworteten, das ſie, je nachdem ſie mit dem Handel mehr oder weniger zufrieden waren, ſtärker oder ſchwächer ausſprachen. Die Kleidung iſt die gewöhnliche dieſer Küſte, nur haben ſie auſſer dieſer Kleidung eine beſondere Art von zuſammengenähtem Schilf verfertigte Mäntel.

Die Bewohner von **Port-Mulgrave** ſind von mittlerer Gröſſe, geraden und wohlgebildeten Gliedmaßen, und ihre Geſichter würden ſogar ſchön genannt zu werden verdienen, wenn ſie ſie nicht bemahlten. Die Engländer bewogen ein Mädchen, ſich dieſe Farben abzuwaſchen, und

er-

erſtaunten, eine Geſtalt zu ſehen, die man auch in Europa für ſchön würde erkannt haben. Aber mehr noch als durch das Anſtreichen verunſtalten ſie ſich durch einen Einſchnitt in der Unterlippe, die ſie nach und nach ſo verlängern, daß gleichſam eine zweite Lippe daraus gebildet wird. Dieſe Operazion wird an den Mädchen nicht in der Kindheit, ſondern in einem Alter von 14 bis 15 Jahren verrichtet: man durchbohrt den Mittelpunkt der Unterlippe nahe am Mund, und bringt ein Stükchen Kupferdraht hinein, damit ſich die Wunde nicht ſchlizzen kann, und nach und nach wird dieſe Oefnung ſo weit erweitert, daß ſie wagerecht mit dem Mund läuft. In dieſer Oefnung tragen ſie ſtets eine Zierrath von Holz, deren Oberfläche flach und nach den Seiten zu, wie ein Löffel ausgeholt iſt, die Rande dieſer Zierrathen ſind eingekerbt, um in den Winkeln des Mundes deſto feſter anzuſchließen, wodurch der Mund oft über drei Zoll in der Länge heruntergezogen wird.

Ihre Kanots ſind ganz aus Holz verfertigt, die kleinern davon ſind recht ſauber ausgearbeitet, und haben einige Aehnlichkeit mit den engliſchen Wallfiſchbooten, die gröſſern hingegen, die auch nur aus einem einzigen Baume beſtehen, ſind ganz grob, und ohne eine beſondere Form ausgehölt. Jedes Ende hat ohngefär die Geſtalt eines Fleiſchtrogs, und zehn bis vierzehn Menſchen haben Raum darin. Ihre Art zu handeln iſt ſo vorſichtig, daß

man

man vor Ungeduld verzweifeln möchte. Es kommt ein Kanot mit vier bis fünf Perſonen an die Seite eines Schiffs, und es vergeht wohl mehr als eine Stunde, bevor ſie ſich merken laſſen, daß ſie etwas zum Verkauf mitgebracht haben; endlich rükken ſie näher, und geben mit geheimnißvollem Achſelzukken und bedeutenden Gebärden zu verſtehen, daß ſie etwas von Werth mitgebracht hätten, das ſie vertauſchen wollen, verlangen aber das, was man ihnen dafür geben wolle, zu ſehen, bevor ſie noch ihre Waaren gezeigt haben, um einen hohen Preiß dafür zu erſchleichen. Glükt dieſer Kauf nicht, ſo bringen ſie denn endlich die Waaren zum Vorſchein, aber dann dauert es oftmal noch einen ganzen Tag, bis man mit ihnen einig werden kann. Zum Fiſchfang bedienen ſie ſich eines Angelhakens, der aus einem groſſen Stük Holz beſteht, deſſen Stiel über einen halben Zoll im Durchmeſſer hält; der aufwärts gerichtete, einen ſcharfen Winkel bildende Theil iſt weit kleiner, und lauft allmälig ganz ſpizig zu. An dem Stiel dieſes Angelhaken iſt ein flaches, gegen zwei Zoll breites Stük Holz verbunden, auf deſſen Rükken eine Figur wie das Geſicht eines Menſchen ausgeſchnizt iſt. Zum Köder, die Fiſche damit zu loken, bedienen ſie ſich Stükchen von einem gewiſſen Fiſch, den die Seeleute Squids nennen, die ſie auf ihre Angelhaken ſteken. Haben ſie ihn auf dem Meeresgrund hinabgelaſſen, ſo beveſtigen ſie am Ende der

Schnur

Schnur eine Blaſe, ſollte dieſe noch nicht hinlänglich ſeyn, eine andere, als einen Ankerwächter. Die Angelſchnüre ſind ſehr ſtark, und aus Spannadern und Därmen von Thieren verfertigt. Ein Mann kann fünf bis ſechs ſolcher Angelhaken dirigiren; bemerkt er, daß ein Fiſch angegriffen hat, ſo läßt er ihm Zeit, ſich recht feſt zu machen, bevor er ihn herauszieht, ſobald er ihn herausgezogen hat, ſchlägt er ihn mit einem kurzen Stok vor den Kopf, beſonders wenn es etwa ein Heilbutte iſt, die leicht im Todeskampf die Schiffe beſchädigen können. Sie kochen ihre Speiſe nie, ob ihnen gleich die Engländer die Art zu kochen lehrten, und ihnen Werkzeuge dazu gaben, ſondern machten ſie gahr, indem ſie heiß gemachte Steine unter einige ſolche Stüke von Fiſchen in eine Art von Weidenkorb legten, und dann zumachten. Sie kauen auch eine Pflanze, die eine Gattung Tabak zu ſeyn ſcheint, dieſe Pflanze vermiſchen ſie mit Kalk, zuweilen auch mit der innern Rinde einer Tanne, und dem aus den Tannen gezogene Harz. Da ihre Unſauberkeit ihre Körper ſehr für den Scharbok empfindlich macht, ſo gab ihnen die Natur vielleicht dies vortrefliche Mittel, ſie davor zu ſchüzen.

Dieſe Wilden haben auch einen beſondern Ort, wo ſie ihre Todte begraben, der umzäumt war. Ihren Todten ſchneiden ſie die Köpfe ab, wikeln den Körper in Pelze, und legen ihn in eine längliche Kiſte, der Kopf aber kommt in eine vierekigte.

An

An jedem Ende der Kiſte, die den Körper enthält, wird ein Pfahl ſchräg in die Erde geſtoſſen, ſo daß alle vier Pfähle oben in einer Spize über der Küſte ſchräg zuſammenlaufen, woſelbſt ſie mit Striken feſt zuſammen gebunden werden. Von dieſer Spize läuft ein ſchmales Stük Holz kreuzweis hindurch, das an jeden Pfahl befeſtigt iſt. Auf dieſem Stük Holz wird die Kiſte geſezt, die den Kopf enthält, und mit Striken daran befeſtigt. Dieſe Kiſte zieren ſie oft mit einigen Reihen kleiner Muſchelſchaalen oder Zähne, die ſie ſehr nett, und mit vielem Geſchmak in das Holz einzulegen wißen, und mit verſchiedenen Farben bemahlen. Die Pfähle ſind bloß weiß angeſtrichen. Oft werden dieſe Pfähle ſenkrecht auf jeder Seite der Kiſte in die Erde eingeſchlagen; der Kopf hat allemal ohne Ausnahme dieſelbe Richtung.

Die Bewohner der Controlleurs-Bay unterſcheiden ſich auch in verſchiedenen Stükken von den andern Bewohnern dieſer Küſte. Sie haben ihre beſondere Sprache. Ein Oberhaupt derſelben zeichnete ſich beſonders durch ſeine Kleidung aus. Dieſe beſtand aus Fellen von Meerottern, und auf dem Kopf trug er einen Hut, der denen, wie ihn die Einwohner von Nutka-Sund tragen, ähnlich war, und mit himmelblauen Glaskugeln (welche Farbe er in der Folge bei ſeinem Handel mit den Engländern den Glaskugeln von weiſſer Farbe ſehr vorzog) von der Gröſſe einer Erbſe beſezt

war.

war. Die Spizen der Lanzen, Wurfſpieße und Pfeile dieſer Wilden waren von Eiſen oder Kupfer, und nur ſehr wenige von Knochen. Die Controlleurs-Bay iſt den Europäern, die an dieſen Küſten Handlung treiben wollen, wegen zweier Diebſtähle, die die Wilden daſelbſt begehen wollten, und die von ihrer Liſt und Kühnheit zeigen, merkwürdig.

Die Bewohner der Prinz Wilhelms-Bucht bemahlen ihre Leiber nicht wie die andern Bewohner dieſer Küſten. Ihre Leibesbeſchaffenheit iſt beinahe noch unter der mittelmäßigen; dabei haben ſie eine breite Bruſt, ſtarke Schultern, und verhältnißmäßig zu den übrigen Theilen des Körpers kleine Köpfe, gute Zähne, ſchwarze und ſtarke Haare, aber wenig und faſt gar keinen Bart. Ihre Geſichtszüge zeigen viele Veränderungen, beſonders haben manche Frauensperſonen eine ziemlich gute Bildung, und ſind leicht von den Männern zu unterſcheiden. Ihre Tracht bei ſchönem Wetter beſteht aus einer Art von Kittel, der gewöhnlich bis auf die Füſſe, zuweilen aber nur bis auf die Knie herabhängt, und Aermel hat, die an die Hand reichen. Oben hat er ein Loch, wo der Kopf durch kann. Dieſe Kittel beſtehen aus den Fellen von verſchiedenen Thieren, z. B. Meerottern, Graufüchſen, Hamſtern, Fichtenmartern, Meerkälbern, zuweilen aber auch aus Vogelhäuten, denen man nur die Pflaumfedern

übrig

übrig gelaſſen hat. An den Näten ſind gewöhnlich Troddeln oder Franzen von Leder-Streiſen angebracht. Einige bedekken ſich ihr Haupt mit einem Hut, andere mit einer Art von Mönchskappen. Bei üblem Wetter ziehen ſie noch einen ſolchen Kittel über den gewöhnlichen an, der aus den Därmen von Thieren verfertigt, und ſehr dünn iſt. Dieſer zweite Kittel ſchlieſſet genau am Halſe, und ſeine Ermel gehen bis zur Handwurzel hervor, woſelbſt ſie mit einem Strik befeſtigt ſind. Dieſe Art von Ueberrok muß beſtändig feucht erhalten werden, ſonſt bekömmt ſie leicht Riße und plazt; ſo lange ſie aber in gutem Stande erhalten wird, kann ſie kein Regen durchdringen. Füſſe und Beine ſind gewöhnlich bloß, doch tragen einige lederne Strümpfe, die bis an die halbe Lende reichen. Verſchiedene tragen auch aus Stroh geflochtene Hüte, oder von Holz, die denen ähnlich ſind, die die Bewohner von Nutka-Sund tragen. Die meiſte aber bedienen ſich der Handſchue von Bärenpfoten. Die Weiber laſſen ihre Haare wachſen, und binden ſie größtentheils oben auf den Kopf in einen Schopf zuſammen, die Männer hingegen ſchneiden ſich ihre Haare um den Hals und um die Stirne ab. Die Ohren haben beide Geſchlechter gleich denen von Nutka durchlöchert, worein ſie auch ſolche, bei den Bewohnern von Nutka-Sund beſchriebenen Zierraten tragen. Auf eine ähnliche Art durchlöchern

chern ſie ſich auch die Naſenwand, durch welche ſie Federſpulen, oder aus Schaalthieren verfertigte Zierrathen ziehen, die ſie an einen drei bis vier Zoll langen Faden anreihen. Auch hier iſt die Gewohnheit eingeführt, ſich Einſchnitte unter der Lippe zu machen, und ſich dadurch gleichſam einen doppelten Mund zu bilden. Cook behauptet, daß dieſe Einſchnitte den Kindern ſchon in der zarteſten Jugend gemacht worden, während ſie noch ſaugen, und dies ſcheint wahrſcheinlicher zu ſeyn, als was Portlok oben von andern Bewohnern dieſer Küſte behauptet, daß dieſe Operazion erſt dann unternommen werde, wann die Mädchen mannbar zu werden beginnen. Andere machen keinen ordentlichen Einſchnitt, ſondern bohren verſchiedene Löcher in die Unterlippe, in denen ſie wie Zähne gebildete Muſcheln legen. An dem Zierrath, den ſie an dem Mund tragen, befeſtigen ſie oft noch Reihen von europäiſchen Glaskugeln, oft nur eine Reihe, zuweilen aber ſo viele, daß das ganze Kinn damit bedekt iſt, die Armbänder, die ſie tragen, beſtehen aus Kugeln und Muſcheln, und ſind aus einer dem Bernſtein ähnlichen Materie verfertigt. Die Männer beſchmieren ſich das Geſicht entweder mit einer Miſchung von ſchwarzer und rother Farbe, oder mit blauer oder endlich auch mit einer Blei ähnlichen Farbe; die Frauensperſonen ſtreichen ſich das Kinn ſchwarz an, und laſſen die Farbe nach der Gegend der Ohren

 zu

zu auf beiden Seiten ſpizig vorlaufen, aber den Leib bemahlen ſie ſich nie.

Sie haben groſſe Schiffe und kleinere; die groſſen können über zwanzig Perſonen enthalten, das Vorder- und Hintertheil ſieht dem Kopf eines Wallfiſches ziemlich gleich. Das Zimmerwerk beſteht aus dünnen Stüken Holz, die mit Thierhäuten überzogen ſind. Die kleinen Schiffe können nur einige Perſonen enthalten, der Vordertheil davon iſt gekrümmt, und gleicht in etwas dem Griff einer Geige. Ihre Schiffe ſowohl, als ihre Waffen kommen den Schiffen und Waffen der Grönländer und Eſquimeaux ſehr nahe. Sie haben eine Art von Panzerhemden, die aus dünnen Latten verfertigt, und mit Thierſehnen vereinigt ſind. Ihrer groſſen Dichtheit ohngeachtet, die ſo groß iſt, daß weder Pfeil noch Wurfſpieß ſie durchdringen kann, ſind ſie dennoch ungemein biegſam; dieſe Panzerhemden bedekken den Leib vom Hals an, bis über den Bauch. Ihre Hausgeräthe kann man nicht beſtimmt angeben, denn die Engländer ſahen ihre Wohnungen nicht; in ihren Pirogen hatten ſie hölzerne Schüſſeln von verſchiedener Geſtalt, meiſtentheils aus einem Stük, und ziemlich artig ausgeſchnizt. Sie haben auch Beutel, worinn ſie verſchiedene Dinge aufbewahren, die ſie ſchäzen, und die aus eben der Maſſe beſtehen, deren wir bei der Beſchreibung der Kleider, die ſie ſich vor dem Regen bedienen, be-

ſchrie-

ſchrieben haben, dieſe Beutel werden mit kleinen rothen Federn beſezt. Sie beſizzen auch Körbe; die ſie bunt anſtreichen, und die ſo dicht beflochten ſind, daß ſie kein Waſſer durchlaſſen. Sie beſizzen ein aus einigen Reifen oder konzentriſchen Stüken Holz verfertigtes Inſtrument, in deſſen Mitte zwei Stäbe kreuzweis gelegt ſind, an welchen Muſchelſchaalen durch Faden befeſtigt ſind, die, wenn ſie geſchüttelt werden, ein groſſes Geräuſch machen. Wahrſcheinlich bedienen ſie ſich dieſes Inſtrumentes um Muſik damit zu machen. Alle dieſe Gefäſſe ſind ſehr ſauber gemacht, das um ſo mehr zu bewundern iſt, da die einzigen Werkzeuge, deren ſie ſich zu ihrer Verfertigung bedienen konnten, aus Beilen von Stein und aus eiſernen Meſſern von verſchiedener Gröſſe beſtanden.

Den gröſten Theil ihrer Nahrung ziehen ſie aus dem Thierreich; ſie dörren und braten ihr Fleiſch und ihre Fiſche; ſie eſſen auch einige Pflanzen, als eine groſſe Art von Farrenkraut, und eine Rinde, die der innere Theil der Fichtenrinde zu ſeyn ſcheint, aber nie roh, ſondern kochen ſie zuvor im Ofen, und bereiten ſie auf irgend eine Art zu. Ueberhaupt iſt ihre Art zu eſſen ſehr reinlich, wodurch ſie ſich ſowohl als dadurch, daß ſie ihre Speiſen nicht roh verzehren, von den oben beſchriebenen Wilden ſehr unterſcheiden. Man bemerkte auch in ihren Kanots verſchie-

zu auf beiden Seiten ſpizig vorlaufen, aber den Leib bemahlen ſie ſich nie.

Sie haben groſſe Schiffe und kleinere; die groſſen können über zwanzig Perſonen enthalten, das Vorder- und Hintertheil ſieht dem Kopf eines Wallfiſches ziemlich gleich. Das Zimmerwerk beſteht aus dünnen Stükern Holz, die mit Thierhäuten überzogen ſind. Die kleinen Schiffe können nur einige Perſonen enthalten, der Vordertheil davon iſt gekrümmt, und gleicht in etwas dem Griff einer Geige. Ihre Schiffe ſowohl, als ihre Waffen kommen den Schiffen und Waffen der Grönländer und Eſquimeaux ſehr nahe. Sie haben eine Art von Panzerhemden, die aus dünnen Latten verfertigt, und mit Thierſehnen vereinigt ſind. Ihrer groſſen Dichtheit ohngeachtet, die ſo groß iſt, daß weder Pfeil noch Wurfſpieß ſie durchdringen kann, ſind ſie dennoch ungemein biegſam; dieſe Panzerhemden bedekken den Leib vom Hals an, bis über den Bauch. Ihre Hausgeräthe kann man nicht beſtimmt angeben, denn die Engländer ſahen ihre Wohnungen nicht; in ihren Pirogen hatten ſie hölzerne Schüſſeln von verſchiedener Geſtalt, meiſtentheils aus einem Stük, und ziemlich artig ausgeſchnizt. Sie haben auch Beutel, worinn ſie verſchiedene Dinge aufbewahren, die ſie ſchäzen, und die aus eben der Maſſe beſtehen, deren wir bei der Beſchreibung der Kleider, die ſie ſich vor dem Regen bedienen, beſchrie-

Ein Junges Weib von der Inſel Sandwic

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine gemeine Frau in Otaheite
nebst ihrem Sohne.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Neue Schriften zur Jubilatemeſſe 1791. von C. Weigel und A. G. Schneider.

Abbildung einiger Landſchaften von Neu-Süd-Wales, und ihrer Landesbewohner, nebſt einer Erklärung, zu Philipps Reiſe, 8. für jede andre Edition ſchiklich.

Dieſe Sammlung enthält:

1. Den Proſpekt einer höchſtromantiſchen Gegend in Neu-Süd-Wales.
2. Den Proſpekt der Botany-Bay.
3. Den Proſpekt von Port Jakſon, dem eigentlichen Niederlaſſungsplaz der engliſchen Koloniſten.
4. Eine Gruppe von Landeseinwohnern der Botany-Bay, die ſich mit dem Fiſchfang beſchäftigen.
5. Eine Hütte in Neu-Süd-Wales, nebſt einer Familiengruppe der Landesbewohner.
6. Das Kanguru nebſt der Kanguru-Raze.
7. Ein Kanot mit einigen Inſulanern aus Lord-Mulgrave's-Islands.
8. Das Portrait von Arthur Philipp Eſq. jezigem General-Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Armbruſters, J. M. neue Lieder für Kinder, m. K. gr. 8.

—— neue Erzählungen für Kinder, m. K. gr. 8.

Atlas antiquus minor für Schulen, in 11 Kärtch. 4.

Auswahl von Predigten, welche auf die Wahl- und Krönungsfeyerlichkeiten Peter Leopolds II. zum römiſchen Kaiſer ſind gehalten worden, 8.

Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen, 17r Bd, m. K. gr. 8. enthält Philipp's Reiſe nach Neu-Süd-Wales, mit und ohne Kupfer, gr. 8.

Bibliſche Erzählungen aus dem A. und N. Teſt. für die Jugend, m. K. gr. 8. N. A.

Ethnographiſche Bildergallerie. Eine Reihe von Sittengemälden aus der neueſten Völkerkunde. m. K. 8.

Gold-

Goldner Spiegel, ein Leſebuch für Kinder, m. K. N. A. gr. 8.

Gütle, Joh. Conr. Verſuche, Unterhaltungen und Beluſtigungen aus der natürlichen Magie, zur Lehre, zum Nuzen und zum Vergnügen beſtimmt, m. K. gr. 8.

Magazin, neues, vorzüglicher Predigten, welche auf beſondere Fälle ſind gehalten worden, 8r Th. 8.

Niederländiſche Trachten, und Charakteriſtik der Niederländer, m. K. 8.

Rath eines Vaters an ſeinen ſtudirenden Sohn, gr. 8.

Reiß, Joh. Predigt auf die Wahl und Krönung Pet. Leopold II. römiſchen Kaiſers, 8.

Repertorium von guten Caſualpredigten und Reden, 20r Th. 8. (iſt mit Auswahl und N. Mag. einerlei.)

Roſenblätter, neue Erzählungen und Lieder, iſt obiges Buch beyſammen, von Hn. Armbruſter, welches auch den Titel führt:

Lehr- und Leſebuch für die Jugend und ihre Freunde, m. K. gr. 8.

Stahls Uebungen im Duſchen, aus dem Thier- Vögel- und Blumenreich, mit illum. K. 3s Heft, 8.

Späth, J. L. Abhandlung über Elektrometer, dem Hn. D. Kühn in Leipzig gewidmet, mit 1. K. 8.

Waſers, J. H. Volkslieder der Deutſchen für die Jugend, 8.

Voit, Joh. Pet. Abc- Buchſtabir- und Leſebüchlein, m. K. 8. N. A.

Die Holländer. Eine Reihe von Skizzen aus der Völkerkunde, mit 18. illum. Kupf. 8.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

1918